Richards Junge (Der Schönheitss...

Richard Voss

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C-10
1454

Digitized by Google

Richards Junge

Digitized by Google

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Richard Voß

Römische Dorfgeschichten. Vierte Auflage

Inhalt: Maria Botti — Die Ikariden — Der Mönch von Palazzuola — Die Sibylle von Tivoli — Das Venusopfer

Geh. M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman

Zweite Auflage Geh. M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Digitized by Google

Richards Junge

(Der Schönheitssucher)

Roman

von

Richard Voß

„Leben — heißt: dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich;
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eignes Ich ...“

Zweite Auflage

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Richards Junge

†

am neunten April 1905

R. I. P.

Digitized by Google

Erster Teil

I

Der alte Professor Richard Hille gehörte zu den vielen Deutsch-Römern, die dem Zauber der großen Circe unter den Städten rettungslos verfallen waren. In Rom sein und leben, von Rom fort sein und sterben. Das Sprichwort: „Vedi Napoli, poi morire“ war einfach sinnlos; aber: „Vedi Roma, poi vivere“, das hatte Verstand.

Der alte Professor Hille war als blutjunger Doktor Hille nach Rom gekommen, um daselbst am Archäologischen Institut unter Henzen einen vollen Winter Studien über antike Inschriften zu betreiben. Eigentlich hatte er nach Griechenland gehen wollen, nach Athen! Er hatte jedoch das Staatsstipendium nur für Rom erhalten. Auch das war Glück genug. Ein Glück war's, davon der Knabe Richard auf seiner Bremer Heide wohl geträumt hatte, welches jemals zu erreichen er indessen für unmöglich gehalten. Sein bloßes davon Träumen war dem siebenten Sohne des Dorfpastors Jonathan Hille derartig kühn erschienen, daß der gute Junge sich dessen beinahe geschämt hätte. Und nun erhielt der strebsame Archäologe das Staatsstipendium für Rom!

Von dem Strande der graugrünen Weser bis zum gelben Tiberstrom: für den siebenten Sohn des Pastors Jonathan Hille war das ein Weg, so weit, so mühselig, so dornenvoll, so überreich an Entbehrungen, Leiden, Kämpfen — alles tief im geheimen ertragen —, daß eine viel robustere Seele, als Richard Hille sie besaß, davon hätte zermalmt werden können, vollständig aufgerieben

Digitized by Google

und aus der Welt geschafft. Dem schwachen, beständig kränkelnden, von Hemmnis zu Hemmnis geschleuderten Knaben half jedoch, außer dem gütigen Gott des Pastors Jonathan, eine Macht, stärker als alle bösen Gewalten, die sich einem armen Jungen auf der Bahn nach einem hohen Ziel in den Weg zu stellen pflegen — wie es nun einmal das Menschenleben so mit sich bringt.

Das Ziel, das der Knabe Richard sich gesteckt hatte, war eine Professur der Archäologie; und die Macht, die ihm half, sein Ziel schließlich trotz allem und allem zu erreichen, war seine Begeisterung, war seine fanatische Liebe zur Antike — zur Schönheit.

Als siebenter Sohn hätte er eigentlich Theologie studieren sollen. Er studierte sie auch: mit Hilfe beständiger Opfertaten von seiten seiner Eltern, mit Hilfe der Großmut des Staates, mit Hilfe von Freitischen und Privatunterricht, mit Hilfe beständiger heimlicher Entbehrungen, beständiger heimlicher Leiden und Kämpfe. Theologe sollte der Junge werden, und Archäologe wurde er; nicht anders als ob der Zeus von Otricoli, die Juno Ludovisi und die hehre Heilige von Milo auch Gottheiten gewesen wären, die einem armen Erdenmenschen sich gnadenvoll erwiesen.

Also: geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter gehungert — erstrebt und erreicht! Zunächst den Doktor und später, viel später, den Professor. Zwischen Doktor und Professor wiederum geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter auch jetzt noch gehungert. Aber auch jetzt erstrebt und erreicht. Zum mindesten den Titularprofessor am Deutschen Archäologischen Institut in Rom.

Als Jüngling für einen Winter nach Rom gekommen, war er aus Rom nicht mehr hinausgelangt, war er in Rom geblieben, war aus dem jungen Doktor Hille in Rom der alte, wenigstens der ältliche Professor Hille geworden — so völlig hatte es die Roma eterna dem Sohne der nordischen Heide angetan. Wer den römischen Zau-

bertrunk in der Seele hat, ist für die übrige Welt ein verlorener Mann; und der Professor hatte sich nicht nur satt getrunken, sondern daran sich berauscht: sich berauscht an römischer Sonne, römischer Schönheit, römischer Luft, römischem Lebensodem. . .

Auch als wohlernannter Professor hauste er noch immer in seinen zwei „camere mobiliate", die er bezogen hatte, als blutjunger Doktor nach Rom kommend; leider nicht mit dem klassischen Vetturin durch die Porta del Popolo, sondern auf dem brutalen Schienenwege der Eisenbahn. Diese zwei möblierten Zimmer, die Professor Hille seit fünfunddreißig Jahren Winters und Sommers bewohnte, lagen in dem Gassengewirr oberhalb von Piazza Montanara, also mitten im Herzen von Alt-Rom. Seit fünfunddreißig Jahren war er Mietsherr, Freund, Vertrauter, Leidensgefährte der Familie Panizza. Ja, er hätte noch mehr, viel mehr werden können: in der ersten Zeit jener langen Jahrreihe vertrautester Hausfreund, später glücklicher Gatte und gehorsamer Schwiegersohn. Um diese Persönlichkeiten nicht zu werden, hatte es seines tapfersten Widerstandes bedurft, gleichfalls durch eine Reihe von Jahren. Aber der siebente Sohn des Pastors Jonathan war dem lockenden Sirenengesang nicht gefolgt; und das, ohne sich als moderner Odysseus an einen Mast festbinden zu lassen. Siegreich hatte er das Schifflein seines Lebens weiter und weiter gesteuert: zuerst an der Szylla des Hausfreundes, sodann an der Charybdis des Gatten und Schwiegersohnes vorbei. Die Signora Clelia Panizza hatte andere Sterbliche, echte Vollblutrömer — veri Romani di Roma — mit ihrer Gunst beglückt; und Signorina Eleonora Panizza war nach allen vergeblichen Versuchen, den blonden Bären von einem Deutschen in die Netze ihrer schwarzhaarigen, glutaugigen und kühlherzigen Römerinnenreize zu verstricken, endlich die widerwillige Gattin eines ehrsamen und zugleich wohlhabenden Gewürzkrämers geworden, um als solche von der angenehmen Landessitte der Hausfreundschaft ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Es hatte einer guten Weile bedurft, ehe „Sor Riccardo" — wie er in der Familie Panizza vertraulich hieß —, ehe der biedere deutsche Gelehrte an transalpinische Ehesitten sich gewöhnen konnte. In den ersten Jahren seines römischen Aufenthaltes war er aus seiner echt germanisch sittlichen Entrüstung überhaupt nicht herausgekommen. Als er dann endlich erkennen mußte — auch das hatte einiger Zeit bedurft —, daß er von Signora Clelia ausersehen war, in der Casa Panizza Hausherrnrechte zu üben, wollte er der moralischen Pesthöhle entfliehen. Aber die Via del Monte Caprino hatte eine gar zu herrliche Lage: auf dem Kapitolinischen Hügel bei dem Forum Romanum und der Rupa Tarpeia, gegenüber von Palatin und Aventin. Also blieb er. Wiederum wollte er kündigen und ausziehen, als bei seinen Wirtsleuten ein anderer Freund des Hauses denkbar günstigste Aufnahme fand. Aber der Weg zum Monte Caprino: entweder über das Kapitol oder von Piazza Montanara herauf, durch Torbögen und Engpässe, an antiken Mauerresten vorüber, war eben gar zu wundervoll echt römisch. Also blieb er auch jetzt wohnen. Und Doktor Richard blieb auf seinem Berge bei der Familie Panizza, als bereits der Dritte stellvertretender Hausfreund geworden war.

Seine zwei möblierten Zimmer im fünften Stockwerk, zu dem eine steile, düstere, schmierige Steintreppe hinaufführte, gewährte aus den Fenstern eine Aussicht auf halb Rom: auf die antike und auf die mittelalterliche Hälfte. Tapeziert, ausgemalt und möbliert waren die Zimmer in allen Farben, allen Stilarten. Dabei voll von verschiedenartigstem Gerümpel, verschönert durch etliche Teppichreste und Vorhänge, die vor einem halben Jahrhundert direkt aus dem Ghetto bezogen waren.

Er blieb wohnen, gewöhnte sich an unsichtbaren sittlichen und sehr sichtbaren anderweitigen Schmutz; gewöhnte sich an Enge und Höhe, an Unbequemlichkeit und Romantik,

an römische Sonne, römische Luft, römische Schönheit; gewöhnte sich derartig an alle diese Dinge, daß er darüber fast vergaß, der siebente Sohn des Landpastors Jonathan Hille aus der Bremer Heide zu sein.

Übrigens war dieser sonderbare Romschwärmer nur ein Typus.

— — — — — — — — — — — — — —

Daß er unverheiratet blieb, bedarf nicht erst der Erwähnung. Er blieb es mit jedem Empfinden, jedem Gedanken, in jedem Nerv. Wen hätte er heiraten sollen? Der Deutsche eine Deutsche? Unmöglich. Oder der Deutsch-Römer eine Deutsch-Römerin? Gleichfalls unmöglich. War doch der Professor ein Fanatiker der Schönheit, konnte doch nur eine Römerin schön sein. Er hätte also nur eine Römerin heiraten können. Und um das zu tun, war seine Seele in Gottes Namen trotz allen Romzaubers zu germanisch, zu sehr Seele von seiner Eltern Seele geblieben. Er kannte überdies der warnenden und abschreckenden Beispiele zu viele: siehe Signora Clelia und Signorina Eleonora Panizza. Aus diesen und anderen Gründen blieb Sor Riccardo Junggeselle.

Er selbst besaß in seiner Erscheinung blutwenig von dem, was an das Land der Griechen gemahnte, welches er auch in Rom beständig mit der Seele suchte. Blutwenig davon hatte er auch in seiner Jugend besessen. Als ob er jemals jung gewesen wäre! Wie hätte er das sein können im Kampfe mit dem Dasein um das Dasein, darin Entbehrungen und noch Schlimmeres für ihn an der Tagesordnung waren. Der große Schönheitsschwärmer war durchaus unschön. Eine kleine hagere, gewissermaßen in sich selbst gesunkene, stets in Grau gekleidete Gestalt; spärliches Haar von einem fahlen, graulichen Blond; Gesichtsfarbe bläßlich; Züge „gewöhnlich", wie es in Pässen und Steckbriefen heißt. Besondere Kennzeichen: ein schleppender Fuß, den sich der Knabe geholt hatte, als er ein zweijähriges Kind vor durchgehenden Pferden zurückriß und dabei selbst unter

ihre Hufe geriet. Also war er wahrhaftig nicht schön. Nur die Augen. Es konnte keine schöneren Augen geben, als sie dieser fast häßliche Sor Riccardo besaß. Ihre Schönheit lag nicht etwa im Schnitt oder in der Farbe, sondern einzig und allein im Ausdruck. Er kannte sie jedoch nicht, in dem Bewußtsein seiner Häßlichkeit ängstlich vermeidend, in den Spiegel zu schauen. Aber auch anderen blieb Sor Riccardos einzige Schönheit verborgen; denn er trug seiner Kurzsichtigkeit wegen eine Brille mit bläulichgefärbten Gläsern, behauptend: sogar an trüben Tagen sei in der römischen Luft so viel Glanz, daß es ihn blende.

Auf Professor Hilles schleppenden Fuß muß noch einmal zurückgekommen werden; denn der ganze siebente Sohn des Pastors Jonathan steckte in der kleinen Geschichte. Das wenig beschädigte Kind — armer Leute Sohn — stieß in seiner Angst nach seinem schwerverletzten Retter, kratzte und biß ihn. Glückselig, seiner Schmerzen nicht achtend, brachte Richard Hille den geretteten Knaben den Eltern ins Haus. Das Kind erzählte heulend: der fremde Junge hätte es unter die rasenden Pferde gestoßen, was von den Eltern ohne weiteres geglaubt wurde und einen Wutausbruch zur Folge hatte, der auch dann kaum sich legte, als Zeugen des Vorganges andere Aussagen machten. Richard Hille wurde von den Eltern des Kindes beschimpft und förmlich aus dem Hause getrieben. Erst jetzt brach er, von Schmerzen überwältigt, zusammen. Als es sich später erwies, daß sein Fuß eine Lähmung behielt, bedauerte er nicht sich selbst, sondern das Kind, das durch den gehabten Schrecken in ein heftiges Fieber verfallen war. Sein erster Gang mit seinem schleppenden Bein galt dem inzwischen genesenen Knaben, dem er Spielzeug und Leckereien brachte.

Wie gesagt: der ganze Richard Hille steckte in der kleinen Geschichte.

— — — — — — — — — — — — — —

Unschön wie er selbst war, hätte er es für eine Versündigung wider den heiligen Geist der Schönheit, ge-

radezu für ein Sakrileg gehalten, wenn er eine schöne Frau genommen, die überdies eine wunderschöne Frau hätte sein müssen. Also blieb Professor Richard Hille unvermählt.

Unvermählt blieb er, aber nicht unverliebt: keinen Tag eines Jahres unverliebt. Während seines ganzen langen römischen Lebens nicht einen einzigen Tag! Wäre er nicht immer verliebt gewesen, so wäre das Leben für ihn ebensowenig ein Leben gewesen, wie es für den armen Torquato Tasso der Fall war: „Wenn ich nicht denken und nicht dichten kann. . ." Wohlverstanden: nur platonisch verliebt war Professor Hille jeden Tag seiner vielen römischen Jahre, die in erschreckender Weise zunahmen.

Für seine Freunde sowohl wie für ihn selbst galt es als ausgemachte Sache, daß es auf Gottes weiter Welt nur einen Ort gab, wo er sich, ganz nach moderner Weise, „ausleben" — auslieben konnte. Dieser einzige Ort war Rom. Denn auf der ganzen weiten Welt gab es nur in Rom schöne Frauen. Jeden Tag entdeckte Sor Riccardo eine neue klassische Schönheit, die ihn um seine Ruhe brachte. Bald war es in Trastevere, bald auf den Monti; entweder im Korso oder auf dem Pincio. Heute war es die Herzogin Soundso, morgen würde es eine Filomena oder Marietta aus dem Volke sein. Er folgte der Schönen, erkundschaftete Namen, Verhältnisse, Lebenswandel, war selig und unselig zugleich, hatte schlaflose Nächte, entdeckte eine andere, womöglich noch Schönere und — begann den Kreislauf seiner Empfindungen von neuem.

Diesen sonderbaren Don Juanismus gestattete er sich bis zu seinem fünfzigsten Geburtstage, den er mutterseelenallein auf Tusculum feierte. An jenem denkwürdigen Tage nahm er sich sozusagen moralisch bei den Ohren und las sich in solcher unangenehmen Lage an klassischer Stätte gehörig den Text. Dieser lautete: „Höre, Sor Riccardo! Heute wurdest Du volle fünfzig Jahre. Mit fünfzig Jahren ist der Mensch kein Jüngling mehr, und nur Jünglinge haben das göttliche Recht, verliebt zu sein.

Zur Jugend gehört das Verliebtsein wie das Z zum Alphabet. Verliebtsein ist Pflicht der Jugend. Überdies ist es schön. Es ist aber nur so lange schön, als der Mensch jung ist. Volle fünfzig Jahre bist Du nach dieser Theorie jung gewesen. Das muß jetzt aufhören. Keinen Tag länger darfst Du solch Fant sein. Von Stund' an bist Du ein alter Herr, und es gibt unter der himmlischen Sonne nichts Häßlicheres, als wenn ein Greis jung und verliebt sein will. Du brauchst nicht einmal in einen Spiegel zu sehen, um zu wissen, wie häßlich es ist; und Du hassest das Häßliche mehr, als der frommste Christ die Sünde haßt. Also — alter Herr, Du verstehst mich!"

Nach diesem Monolog, den das Geburtstagskind in dem antiken Theater hielt, stieg er von Tusculum den Berg hinab, leerte in der „Cipoletta" ein Glas Frascataner Roten, wanderte zu Fuß die Rebenhügel hinunter und durch die Campagna nach Rom, wo er in seiner vielgeliebten Casa Panizza spät in der Nacht eintraf und, in sein Geschick sich ergebend, als „alter Herr" zu Bett legte. Er schlief so fest, daß er nicht einmal träumte. Der Traum von Jugend, Liebe und was sonst zu diesen göttlichen Dingen gehörte, lag weit hinter ihm — unerreichbar weit.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber ein Fanatiker der Schönheit, ein rasend Verliebter blieb er. Nur daß es fortan keine wunderschöne Römerin mehr war, die sein altes Herz in helle Flammen setzte, sondern die große Leidenschaft seiner Jugend, die Antike. Einzig und allein *sie* noch auf Erden! Hatte er sich bisher in die schönste aller Wissenschaften gründlich vertieft, so versank er jetzt förmlich darin. Die ausgegrabenen und für die Welt wiedergewonnenen, in Museen und Privatgalerien aufgestellten, die gebuchten und numerierten Antiken genügten ihm jedoch nicht. Es wurde mehr und mehr zu seiner Leidenschaft, unentdeckte Herrlichkeiten der untergegangenen alten

Welt aufzuspüren und ihrer tausendjährigen Gruft zu entreißen: aus der Nacht des Grabes zu dem Glanze römischer Sonne empor.

Er spürte und spürte, wühlte und wühlte, ein wahrer menschlicher Maulwurf. Hätte er die Macht besessen, so wäre keine Erhöhung, die ein noch nicht ausgegrabenes Stück antiken Roms vermuten ließ, vor ihm sicher gewesen. Vorzeiten war er ein grimmiger Gegner der italienischen Einheit gewesen, und das um keiner anderen Ursache willen, als weil sie Rom zur Kapitale machte, wodurch Rom modernisiert, also verwüstet wurde. Als daher Roms „Zerstörung" begann, glaubte der deutsche Archäologe, das Ende der Welt wäre nahe. Jeden Stein, den man zum Bau des neuen Rom anfuhr, fühlte er auf seiner Seele lasten. Da kam zum Glück sein fünfzigster Geburtstag und mit diesem der Anbruch einer neuen Lebensära: die des Suchens nach begrabener antiker Schönheit.

Sämtliche Antiquare Roms kannten ihn, und viele dieser Herren fürchteten ihn: hatte doch der „Tedesco" schneller und sicherer als sie einen kostbaren Fund ausspioniert und das schöne Stück erworben. Den deutschen Professor kannten alle kleinen Unterhändler, kannten Campagnuolen und Hirten; und es geschah häufig, daß der langjährige Mieter der Signora Clelia mitten in der Nacht durch fünf vorsichtige Schläge des Messingklopfers an der Haustür geweckt wurde. Die fünf Schläge galten dem Gelehrten, der selig war, mitten im schönsten Schlummer gestört zu werden; denn sie bedeuteten nichts Geringeres, als daß ihm — mitten in der Nacht — etwas Antikes zum Kaufe angeboten wurde. Ein Kopf oder ein Torso, ein Relief oder eine Inschrifttafel war irgendwo gefunden worden, heimlich nach Rom geschafft und wurde ihm angeboten. Vielleicht, daß es dieses Mal etwas „geradezu Köstliches" war.

Gewöhnlich war es etwas durchaus Mittelmäßiges. Der Geweckte fühlte jedoch alle Schauer einer großen

Erwartung. Im übrigen blieb ihm die Hoffnung: es konnte ja das nächste Mal etwas „geradezu Köstliches“ sein.

Da Professor Richard lediglich nach guten Werken der Antike fahndete und da ein wertvolles Stück, selbst wenn es durch einen nächtlichen Besucher ins Haus gebracht wurde, mehr oder weniger hoch bezahlt werden mußte, so blieb dem glücklichen Erwerber eines Kunstwerks nichts anderes übrig, als mit seinen Antiken Handel zu treiben. Er mußte verkaufen, um wieder kaufen zu können, womöglich etwas noch Schöneres! Trotzdem konnte er sich häufig nicht entschließen, von einem besonders heiß geliebten Eigentum sich zu trennen. Um ein solches möglichst lange behalten zu dürfen, kehrte für Sor Riccardo jetzt bisweilen die Jugendzeit, die Zeit des Mangels und Entbehrens zurück.

Was tat ihm das? Durfte er doch dafür ein Kunstwerk sein eigen nennen! Und wenn es gar ein Werk hellenischer Kunst gewesen wäre! Er, der ältliche, unschöne, von allen Grazien verlassene deutsche Gelehrte und eine junge Griechengöttin aus Marmor von Paros ... Das hätte eine Ehe gegeben!

— — — — — — — — — — — — — —

Eine solche seltsame Ehe mit einem Stück antiken Marmors schloß er denn auch. Nur war es keine Göttin, sondern ein junger Gott, der Richard Hilles bessere Hälfte wurde. Wenigstens seine schönere. Daß man sie in seinem Beisein aus dem Schoße der Erde hob, vermehrte für ihn die Bedeutung des Begebnisses.

Er befand sich auf einem seiner Sonntagsausflüge in Frascati, an welchem lieblichen Ort er sich fast so heimisch fühlte wie auf seinem Monte Caprino. Jeder Kutscher wollte ihn nach der Villa Falconieri fahren, jeder jugendliche Frascataner nach Tusculum hinaufführen, obgleich er niemals fuhr, niemals sich führen ließ. Er äußerte seine Entrüstung über die ihm gestellte Zumutung jedesmal so kräftig und nach Ansicht der Leute so komisch, daß es ihn in der

berühmten Weinstadt zu einer populären Persönlichkeit machte, die auf dem Bahnhofe stets mit einem wahren Getöse empfangen wurde. So auch jenes eine Mal. Nachdem er sich glücklich durch die Reihen der Fuhrwerke gearbeitet hatte, erstieg er, von einem Schwarme brauner Bengel verfolgt, heftig gestikulierend und laut scheltend die Treppe, die an einem hohen Bollwerke von Blütenbüschen und Blumen zur Stadt emporführte. Erst oberhalb der Piazza, in der Nähe des Hauses, wo Goethe gewohnt hatte, wurde er die lachende Meute los. Auf dem kleinen öden Platz vor der Gartenmauer der Villa Lancelotti machte er atemschöpfend halt, an dem Anblick von dem sogenannten — fälschlich sogenannten — Grabmale Luculls sich erquickend, in dessen Grabkammer ein Schusterlein lustig sein Leder hämmerte, und sich freuend, wie Goldlack und wilde Levkojen über der zerstörten Gruft des großen Schlemmers einen blühenden Baldachin bildeten.

‚Der wußte auch, was schön ist! Allein seiner Schönheitsliebe willen hätte der alte Heide einen Himmel voll ewiger Seligkeit — voll ewiger Schönheit — verdient. .. Aber kommt dort nicht Fra Checco?‘

Und wirklich war es Fra Checco, der Almosensammler des tuskulanischen Kapuzinerklosters, ehemals ein lustiger Bandit, zur Zeit ein nicht minder lustiger Mönch. Sor Riccardo kannte ihn seit vielen Lustren, durfte sich rühmen, ein besonderer Günstling des ausgedienten Ohrenabschneiders zu sein, der ihm in seinem hochgelegenen Heiligtum manchen guten Tropfen Klosterweines eingeschenkt hatte. Jetzt kam der längst fromm gewordene Bruder den Weg vom Kloster herabgestiegen, am Arm das sauber gescheuerte Blechgefäß, darin er seinen berühmten neunerlei Kräutersalat bewahrte, den er mit christlicher Wohltätigkeit austeilte, um dagegen milde Gaben einzutauschen. An dem fälschlich benannten Grabmale des seligen Lucullus begegneten sich die beiden guten Bekannten, einander mit lauter Freude begrüßend.

„Sor Riccardo! Wie geht's, Sor Riccardo? Ihr kommt doch heute hinauf zu uns? Wir haben frisches Brot gebacken, und der Pater Superior hat ein Extraweinchen, das Euch munden wird."

„Will heute über Tusculum nach Rocca di Papa. Da reicht die Zeit nicht."

„Schade."

„Ein andermal also. Wann backt ihr wieder?"

„Nicht vor zwei Wochen. ... Ein Prieschen gefällig?"

„Ihr seid ein Schlemmer, Fra Checco, der wahre Lucullus!"

„Ein Vergnügen muß der Mensch haben."

„Seitdem Ihr Euren Mitmenschen nicht mehr die Ohren abschneiden könnt ..."

Aber der Gute schien plötzlich selbst keine Ohren mehr zu haben. Wenigstens hörte er plötzlich nicht mehr mit den seinen, obwohl sie gar stattlich an seinem würdigen, bereits ergrauenden Haupte saßen, zu dem eines der gutmütigsten und zugleich schlausten aller menschlichen Angesichter gehörte: halb die Miene eines Pfäffleins, halb die eines Gauners. Voll geistlicher Grandezza, eine kräftige Prise nehmend, erklärte er: „Ihr habt ja auch Eure Freuden, die kein Mensch begreift. Wenigstens kein Christenmensch. Ich meine Eure Lust an dem alten Heidenzeugs. Wie kann ein gescheiter Mann — und ein solcher seid Ihr doch — an zerhacktem Marmor, abgeschlagenen Köpfen und zertrümmerten Gliedmaßen Vergnügen finden?"

Fra Checco sprach mit solchem Pfaffenhochmut, daß der Gelehrte sich ärgerte. Er rief: „Ihr redet von meinem Glück über die Meisterwerke antiker Kunst? Wer hat die Tempel niedergerissen, die Götterbilder verstümmelt? Mönchlein, Mönchlein; Ihr habt die ganze durch Euch gemordete Herrlichkeit auf Eurem Gewissen."

Diese Rede des „gescheiten Mannes" war nun freilich in mancher Beziehung herzlich töricht, wurde daher von dem Mönchlein gutmütig belächelt, was den Erregten gegen den frommen Eiferer wider seine angebetete Antike

nur umsomehr aufbrachte: „Wer hat mir doch gleich die Geschichte von den Mönchen von Camaldoli dort oben unterhalb des tusculanischen Burgfelsens erzählt und darüber sich gefreut? Wie, Ihr erinnert Euch nicht mehr? Ihr habt ja heute ein merkwürdig schlechtes Gedächtnis. Also hört: Eure schön gewandeten Kollegen wollten eines Tages in ihrem geistlichen Weinberge junge Kirschbäumlein setzen, stießen beim Graben auf das Gewölbe einer antiken Villa, öffneten es, fanden es angefüllt mit bleichen heidnischen Marmorbildern, die der einstige Besitzer bei einem Überfalle der Römer auf die tusculanische Arx daselbst hatte einmauern lassen. Die Mönche entdeckten das gewaltige, mit antiker Unsterblichkeit angefüllte Grab, liefen zum Prior, berichteten, erhielten Befehl: die Gruft sogleich wieder mit Erde zu bedecken und ein Gelübde zu leisten, das ihnen gebot, bei Verlust ihrer Seligkeit den Ort nicht zu verraten: es sei höllischer Teufelsspuk! Und wie der Hochwürdige gebot, so geschah es wahr und wahrhaftig! Ein gewisses Kapuzinermönchlein, das seine gar stattlich einherschreitenden Brüder im Herrn nicht leiden mag, plauderte bei einem Glase Weines das hübsche Geschichtlein einem gewissen Sor Riccardo aus, laut sich rühmend: er wisse den Kirschbaum, bei dessen Setzen der wieder vergrabene Schatz entdeckt worden war. Das Bäumlein ist jetzt ein alter Baum, der fast keine Frucht mehr trägt. Alte Bäume sollte man umhauen und ...“

„Ihr vergeßt, daß Ihr, bevor ich meine Geschichte begann, mir geloben mußtet ...“

„So breche ich eben mein Gelübde. Ich kann ja katholisch werden, meine Sünden zu Eurem Superior in die Beichte tragen und sie mir vergeben lassen. Ich sage Euch, guter Bruder: zu hundert Malen hätte ich mein Gelübde gebrochen, wenn ich Eure Geschichte glauben würde. Aber so unsinnig, wie Ihr sagtet, handelt selbst nicht ein fanatischer Abt.“

Gelassen bestärkte der Frate den Gelehrten in seiner Meinung: „Der Camaldolenser Prior hätte sicher das Ge-

wölbe öffnen lassen und den Teufelsspuk gebannt, wenn die Geschichte wahr gewesen wäre. Sie ist von den Weißen erlogen, und ich habe die Lüge nachgeschwatzt. Vergeßt sie. Aber weil Ihr an dem Trümmerwerk nun einmal Eure Freude habt, und um Euch zu zeigen, daß ich Euer Freund bin — bei uns steckt auch noch etwas Marmornes in der Erde."

„Bei Euch Kapuzinern wären noch Antiken?!"

„Ehedem haben wir genug gefunden. Was wir gefunden haben, hat der heilige Vater bekommen. Es steht im Vatikan aufgestellt. Jetzt freilich —"

„Was Ihr jetzt noch findet, gebt Ihr nicht heraus, da Ihr es nicht mehr dem heiligen Vater schenken dürft, sondern dem König geben müßt. Vielmehr dem Staat."

„Ganz recht."

„Und Ihr findet noch immer Antiken?"

„Wenn wir suchen würden, noch immer."

„Aber Ihr wollt nicht suchen?"

„Wozu?"

„Fra Checco! O, Fra Checco!"

„Fra Checco ‚schwatzt' wieder."

„Euer Kloster liegt auf den Ruinen von Ciceros Villa. Cicero besaß ganze Museen voller Kunstwerke. Ihr müßtet daher ganze Museen ausgraben können — noch immer!"

„Das ist Heidenwerk... Ich muß gehen, Almosen sammeln."

„Könntet Ihr nicht etwas finden, ohne besonders danach zu suchen?"

„Vielleicht."

„Fra Checco! Guter Fra Checco!"

Und Sor Riccardo erhob flehend beide Hände.

„Wenn Ihr einseht, daß die Camaldolenser gelogen haben?"

„Ja, ja."

„Und wenn Ihr mein Geschwätz vergessen würdet..."

„Ich weiß davon kein Wort mehr."

„So kommt heute eine Stunde vor dem Ave ins Kloster."

„Könntet Ihr nicht gleich jetzt mit mir hinaufgehen?"

„Ich muß Almosen sammeln."

„Ich gebe Euch Almosen genug; aber kommt jetzt gleich mit mir hinauf!"

„Eure Almosen nehme ich gerne. Herzlichen Dank! Eine Stunde vor dem Ave findet Ihr mich oben."

„Fra Checco!"

„Auf Wiedersehen, Sor Riccardo!"

Der biedere Mönch machte sein frommstes Banditengesicht, schlürfte auf seinen Sandalen davon, mitleidslos seinen guten Freund in einem Zustande leidenschaftlicher Aufregung zurücklassend. Selbstredend gab Richard Hille seine Wanderung nach Rocca di Papa für heute auf. Er stieg den Hohlweg zwischen den Villen Aldobrandini und Lancelotti zum Kapuzinerkloster hinan, wollte sofort die Glockenschnur ziehen, wollte in den heiligen Bezirk eindringen, spüren, entdecken — sah das Nutzlose dieses Verfahrens ein, überwand sich, stieg höher, schritt durch das Tor, darüber die klassischen Worte: „Villa Tusculana" geschrieben standen, trat ein in den nachtdunklen Steineichengang, durchschritt diesen, befand sich an klassischer Stätte, besät mit Trümmern der Ciceronischen Villa. Auf eine niedrige Brüstung tretend, schaute der Gelehrte pochenden Herzens auf die Gärten des Kapuzinerklosters herab, die immer noch ein Kirchhof antiker Schönheit waren. Wenn eines der Gräber heute für ihn sich öffnen würde...

Das geschah. An einer gewissen Stelle, mitten auf einem Artischockenfelde, wurde noch den nämlichen Tag nachgegraben. Sor Riccardo hätte den Boden am liebsten mit seinen Händen aufgewühlt. Er war wie im Fieber, lief zwischen den silbergrauen hohen Pflanzen wie ein Besessener hin und her oder stand regungslos neben der mehr und mehr sich vertiefenden Grube, starrte hinab und geriet außer sich, weil er jeden Augenblick seine Brillengläser putzen mußte, wodurch er am Sehen für eine kurze Weile verhindert ward.

Leuchtete es noch immer nicht auf in der feuchten

schwarzen Erde? Ein Marmorleib, ein Haupt, ein Stück unsterblicher Schönheit!

Und was würde auferstehen? Mann oder Weib? Gott oder Göttin? Und wie würde das Erstandene wieder das Licht des Tages erblicken? In welcher Zertrümmerung?

„Grabt schneller!“

Die Mönchlein beeilten sich nicht, machten ihre Späße, hielten sogar inne, um auszuruhen oder eine Prise zu nehmen, die Gefühllosen!

Nicht nur langsam, auch vorsichtig mußte gegraben werden; denn ein einziger heftiger Grabstich, und es hätte einer zweiten Venus von Melos die Nase kosten können. Man denke: die Nase! Also durfte der Archäologe wohl beben und bangen. So oft die Schaufel hart aufstieß, zuckte Sor Riccardo erschrocken zusammen: jetzt käme der große Augenblick! Es war jedoch nur ein Scherben, ein gemeiner Stein; bestenfalls ein altrömischer Ziegel. Aber endlich —

„Im Namen aller guten Gottheiten seid vorsichtig!“

Aus der braunen Scholle erhob sich ein Marmorleib. Der Gelehrte erkannte sofort: Marmor von Paros war's!

Man mußte ein Archäologe sein, ein ‚Hellene‘; man mußte Sor Riccardos fanatische Begeisterung besitzen, um zu verstehen, was in diesem Augenblick in des Gelehrten Seele vorging. Er hätte sich hinwerfen, den auferstandenen Leib umfassen, hätte weinen und schluchzen mögen: was einst ein großer Meister geschaffen; was durch Jahrhunderte die Menschheit entzückt und erhoben, durch sein bloßes Dasein dem Leben Weihe verliehen hatte; was zertrümmert und zerstümmelt, verloren und begraben ward; was Jahrhunderte in der Erde geruht — das entstieg jetzt der Gruft, das beschien wieder der Glanz des Tages, das war selbst in seiner Verstümmlung noch Schönheit, entzückte und erhob auch jetzt noch die Menschheit, würde sie noch durch Jahrtausende entzücken und erheben; denn diesesmal würde es nicht wieder verloren gehen und begraben werden.

Ein Eros war's!

Beide Beine waren dem armen Gott abgeschlagen, beide Arme. Abgeschlagen war das Haupt. Über den Nacken ringelten sich die Locken herab. Ein trauriges Trümmerwerk war's, ein kläglicher Überrest und trotzdem immer noch herrlich!

Wie Sor Riccardo den Torso von den guten Vätern erstand; wie man den zerschlagenen Gott, den Staat betrügend, heimlicherweise von Frascati nach Rom und auf den Monte Caprino schaffte; wie er daselbst in den möblierten Zimmern der Signora Clelia aufgestellt ward; wie Richard Hilles gute Freundin, „Tante Dora", kam, sah, staunte, ihrem alten Freunde fast weinend um den Hals fiel; wie auch Tante Doras getreue Paoluccia kommen mußte, wie auch sie staunte und gerührt war; wie der „Eros des Professors Richard Hille" zu seinem guten Genius, seinem geheimen Glück, seiner zweiten, ach, so tausendmal schöneren Hälfte wurde — um das wahrheitsgetreu zu berichten, dafür bedürfte es eines Schilderers von Ciceronischer Beredsamkeit.

II

In dieser Nacht hatte es an der Tür des Hauses Nummer 7 auf Monte Caprino nicht fünfmal vorsichtig gepocht. Nichtsdestoweniger schlief der Professor so tief in den leuchtenden Junitag hinein, als wäre er die halbe Nacht über auf den Beinen gewesen.

Wieder einmal wehte ein wütender Scirocco. Und wenn in Rom Scirocco wehte, so war dem Professor zu Mute, als trüge er die ganze Wüste Sahara mit allen ihren glühenden Sandbergen in seiner Seele, die, was den Scirocco betraf, eine echt germanische Seele geblieben war. Glücklicherweise auch noch in anderem.

Mehr in totenhafter Erschöpfung als in erquickendem Schlummer lag der Professor noch am hellen Tage in seinem Bette. Die erbarmungslosen Strahlen der Sommersonne hatten ihn schon vor Stunden geweckt: von den glühenden Pfeilen Apollon-Helios' getroffen, war Sor Riccardo zu einem wahren San Sebastian geworden. Trotzdem regte er sich nicht. Es war heute ‚wieder einmal' Scirocco, und bei Scirocco besaß der Mensch, der das Licht der Sonne auf der Bremer Heide erblickt hatte, das Recht, unmenschlich faul zu sein.

Regungslos daliegend blinzelte der Deutsche in den Glanz des römischen Tages. Er brauchte sein gelehrtes Haupt von den Kissen nur etwas zu erheben, um von seinem Bette aus ein großes Stück römischer Herrlichkeit zu übersehen: Palatin und Albanergebirge, die Villen Frascatis und die Stätte der einstmaligen Arx von Tusculum. Dort, unter jener steil abfallenden Felskuppe, lagen noch ungehobene Schätze vergraben: in dem Walde der Mönche von Camaldoli ...

„Sor Riccardo! He, Sor Riccardo!“

Die Stimme seiner Hauswirtin Signora Clelia! Es war eine schauderhafte Stimme, schrill und fett zugleich. Nur eine ältliche Römerin konnte solche Stimme haben, das mußte selbst der alte Romfanatiker zugeben. Wenn er bedachte, daß diese Stimme ihm einstmals — lang, lang war's her — zärtlich hatte zuflüstern wollen... Und wenn Sor Riccardo ferner bedachte, daß alle jene jungfräulichen Stimmen, die bereit gewesen wären, in seiner Gegenwart an heiliger Stätte jenes kleine, einsilbige, viel bedeutende Wort zu sprechen, gegenwärtig solchen schrillen fetten Ton haben würden — tausendmal besser, es war, wie es war; tausendmal besser, Sor Riccardo war Junggeselle geblieben.

Die Tür wurde geöffnet, und die Eigentümerin jener echt römischen Frauenstimme schob sich in des Gelehrten Schlafgemach. Die Reste ihrer einstmaligen klassischen Schönheit in ein Morgenkleid von zweifelhafter Sauberkeit gehüllt, brachte Signora Clelia ihrem Mieter, der dieser Eigenschaft keine andere hatte beifügen wollen, den schwarzen Kaffee in eigener Person an das Bett. Auch dieses zweifellose Morgengewand war einer der vielen gewichtigen Gründe gewesen, die den Professor abgehalten hatten, in Rom eine Frau Professorin zu nehmen. Solange diese jung und — eben von ‚klassischer‘ Schönheit geblieben, wäre ein derartiges Kleidungsstück bei großer Verliebtheit zu ertragen gewesen. Aber wenn die Schönheit verwelkte, wenn sie alt und fett wurde — was leider auch klassischen Reizen geschieht — und wenn das zweifellos unsaubere Morgenkleid zum Tagesgewand wurde — tausendmal besser, Sor Riccardo blieb mit seinem antiken Marmor verheiratet, der noch nach Jahrhunderten seine Herrlichkeit behielt; und das selbst als Fragment, selbst in der Verstümmelung.

Auch an dem Morgen dieses sommerlichen Sciroccotages stellte der Professor dergleichen tröstliche Betrachtungen an, durch den schändlichen Südwind bereits in

aller Frühe ermattet und nur mit Anstrengung sich aufraffend, um im Bette seine Tasse Mokka zu schlürfen.

Während er trank, schaute er um sich, durch die offene Tür seiner einen camera mobiliata in die andere blickend... So hauste er nun schon seit vollen fünfunddreißig Jahren! Fußboden aus Ziegelstein; Wände und Decken in allen Farben prangend; Möbel mit grünen und gelben, mit roten und blauen Stoffen überzogen. Und zwischen diesen acht bunten Wänden auf Schränken, Kommoden, Tischen, Stühlen seine erworbenen Schätze: antike Vasen, Schalen, Krüge; antike Skulpturen. Ein herrlicher Torso lehnte sogar an seinem Waschtisch; und das abgeschlagene Haupt einer Aphrodite, ‚unstreitig griechischen Ursprungs‘, leuchtete vom Kleiderschrank herunter. Eine Frau Professorin würde das ganze heidnische Unwesen in Marmor, Bronze und Terrakotta schwerlich geduldet haben.

Diese tröstliche Vorstellung verlieh Sor Riccardo mit Hilfe des stärkenden Kaffees so viel Kraft, sich endlich von seinem Lager zu erheben; er wäre sonst von den glühenden Sonnenstrahlen aufgepeitscht worden. Mit dem denkbar leichtesten und denkbar saubersten Hausanzug bekleidet, tat er, was er jeden Morgen tat: er ging von Antike zu Antike, dieses und jenes Lieblingsstück mit leiser Hand zärtlich berührend. Es war nicht zu glauben, wie zärtlich die Hand des gelehrten Mannes über den Stein strich.

Aber dieser Scirocco! Er konnte überdies lange andauern: drei, sechs, neun Tage und noch länger. Wie, wenn er dem wütenden Wüstenwinde entfliehen würde? Ins Sabinergebirge, auf den höchsten Gipfel, wo Menschen hausten: nach Guadagnola? Oder nach Saracenesco? Er wollte die Sache mit seiner alten guten Freundin, dem Fräulein Dora Petersen, jener Tante Dora besprechen. Es war so wie so heute ihr Tag, vielmehr ihr Abend.

Einstweilen setzte er sich an seinen Schreibtisch zur

Arbeit nieder. Ein Bericht war's über die letzten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum für die Berliner „Deutsche Rundschau". Welcher sterbliche Mensch wäre jedoch im stande gewesen, bei diesem Scirocco zu arbeiten? Die Feder nur anzurühren, war in der Tat des großen Mucius Scävola würdig; denn der unschuldige Tintenstift brannte in der Hand wie glühendes Erz.

Wie sah es wieder einmal auf seinem Schreibtisch aus! Keine Frau Professorin der Welt hätte das geduldet, und wäre sie eine römische Schönheit in dem zweifellosesten aller Tagesgewänder gewesen. Bis hinab auf den Fußboden erstreckte sich die Unordnung von Büchern, Blättern, Zeitungen, Zeitschriften, Manuskripten. Es war ein Chaos. Mochte der Boden des Forum Romanum einen zweiten Parthenonfries aus seinem schwarzen Innern speien, die „Deutsche Rundschau" würde davon keine Kunde erhalten. Wenigstens nicht, solange der Scirocco anhielt.

Bei Scirocco zu speisen, war eine ähnliche Vorstellung, wie bei Scirocco Steine zu klopfen oder Dantes ‚Inferno' zu lesen. Lediglich aus Gewohnheit, von welcher der Mensch nun einmal nicht lassen kann, vertauschte der Professor, als von dem nahen Janiculus der Kanonenschuß über Rom hindonnerte, sein leichtes Morgenkostüm mit einem etwas weniger durchsichtigen Anzug. Daß der Mensch bei solchem sommerlichen Scirocco sich überhaupt ankleiden mußte, das schon war menschenunwürdig.

Seit fünfunddreißig Jahren speiste Professor Hille in einer kleinen Trattorie an Piazza San Marco zu Mittag, und seit vollen fünfunddreißig Jahren bereitete es ihm den größten Genuß, von seinem Monte Caprino nach Piazza Montanara hinunter zu klettern und durch den hohen dämmerigen Torbogen in das Gewühl volkstümlichen römischen Lebens zu treten. Mitten hinein! Den Kapitolinischen Hügel langsam umwandernd, jedes echt römische Straßenbild, jede echt römische Straßen-

figur mit immer neuer Freude betrachtend, überschritt er Piazza Aracoeli, warf einen bewundernden Blick auf die beiden Treppen, grüßte hinauf zum Marc Aurel, so vertraulich, als stünde er mit dem Imperator auf Du und Du, schlenderte durch ein Gassengewirr zu dem schönen Gartenplatz von San Marco und in die kümmerliche Wirtschaft, deren Stammgast er war.

Jeden Mittag eine „minestra" oder ein „fritto misto" oder ein „umido" oder eine „bistecca con insalata". Mit seltenen Ausnahmen seit vollen fünfunddreißig Jahren die nämlichen Tafelfreuden der cucina romana. Aber Sor Riccardo würde sich in dem ersten Pariser Restaurant nach den Genüssen dieser römischen Volksküche zurückgesehnt haben.

Dem „pranzo" folgte der „cafè nero" in einem spelunkenähnlichen Lokale nahe beim Marcellus-Theater; es folgte zu Hause die Siesta. Hierauf Studium oder Spaziergang: entweder eine Romschlenderei oder Campagnawanderung. Spät am Abend Nachtessen in der „Rosetta" mit einigen guten Bekannten, lauter alte echte Deutsch-Römer, die es für das Unglück ihres Lebens hielten, keine „veri Romani di Roma" zu sein.

Bei einer „minestra" oder einem „fritto misto" oder einem „umido" oder einer „bistecca con insalata" wurden mit den Gefährten die Tagesereignisse besprochen: Rom, immer wieder Rom, nichts anderes als Rom.

Italien, Europa, das Universum war Rom!

So verfloß ein Tag wie der andere. Welch ein Jammer, daß das Jahr nicht eine doppelte Anzahl von Tagen hatte! Wohlverstanden: ein Jammer für den Glücklichen, der das Jahr in Rom zubringen durfte.

Wie anders würde Sor Riccardos römisches Leben sich gestaltet haben, wenn er Frau und Familie besessen hätte, einen Sohn. Solchen lieben, prächtigen, schönen Jungen! Denn schön, bildschön, antik schön hätte er sein müssen; er wäre dann freilich ganz nach der Mutter geraten. Daß es keine wunderschöne Frau Professor Hille gab, geborene

Teresa Romolo oder Assunta Valenzani, darüber hatte er sich längst getröstet; aber — wenn es einen jungen Cesare oder Annibale oder Tullio Hille gegeben hätte!

Seltsam, daß er so oft daran denken mußte: an den Sohn, den er nicht besaß und der der beste, schönste, herrlichste Junge gewesen wäre, der jemals am Strande des Tibers zwischen den sieben Hügeln von Göttern und Menschen geliebt worden.

Seit fünfunddreißig Jahren brachte Sor Riccardo jede Woche einen bestimmten Abend bei seiner Freundin, dem Fräulein Dora Petersen, zu; und das zu allen Jahreszeiten. Viele können sich Rom nicht ohne St. Peter und Papst vorstellen — der Professor vermochte sich Rom nicht ohne die Via Rasella Nummer 17 und Tante Dora zu denken, wie er seine alte Freundin schon genannt hatte, als beide noch jung waren. Auch an dem Abend dieses unerträglichen Sciroccotages begab er sich von seiner Trattorie beim Pantheon unmittelbar in den hochgelegenen Stadtteil von Piazza Barberini und in die Via Rasella Nummer 17.

Die Treppe hinaufkletternd — denn ein Klimmen und Klettern war es — murmelte der Professor: „Daß Tante Dora auch gar so hoch wohnt! Bei mir sind es doch nur fünf Treppen; aber bei Tante Dora müssen es ihrer sieben sein. Und was für Treppen! Es ist freilich echt römisch, ganz wundervoll echt römisch: nur in Rom kann der Mensch so herrlich wohnen! Und was für eine Aussicht sie hat. Ja, und erst die Terrasse! Nur in Rom gibt es solche Aussicht und solche Terrassen!... Erst der sechste Stock. Sie würde jedoch sterben, wenn sie aus ihrer Himmelshöhe herab müßte. Andere ertragen es nicht, wenn sie bei ihrer Abreise von Rom nicht aus der Fontana Trevi trinken können; und Tante Dora würde ihren guten, klugen, prächtigen Geist aufgeben, dürfte sie nicht mehr jeden Tag im Schweiße ihres Angesichts diesen Montblanc besteigen.“

Endlich war er droben. Es war ein Glück, daß das

Haus nur sieben Stockwerke besaß; sonst hätte Tante Dora sicher im achten oder neunten gewohnt und boshaft wie ein Kobold gelacht, wenn ihre Besucher mit völlig erschöpften Kräften auf ihrer himmlischen Höhe anlangten. An der fahlgrün angestrichenen Tür stand auf glänzend blank gescheuertem Messingschilde der Name der hohen Bewohnerin: „Dora Petersen". Schade, daß sie Petersen hieß. Für ein an Wohllaut gewöhntes Ohr klang der Name zu rauh nach dem Norden, zu sehr nach Spickaal und Flundern. Zum Glück hatte „Dora" einen besseren Klang. Aber Petersen! Dabei hätte diese Dora Petersen verdient, „Santis" oder „Marini" zu heißen. „Hille" klang allerdings auch nicht römischer.

Der Mann namens Hille klingelte. Gleich darauf fragte hinter der verschlossenen Tür eine Frauenstimme — sie war weniger schrill als die der Signora Clelia: „Wer da?"

„Gut Freund."

Echt römische Frage und echt römische Antwort. Eigentlich war beides durchaus überflüssig; denn die Fragende wußte genau, wer Mittwoch Abend Schlag neun Uhr die Treppe hinaufgekeucht kam und wild an der Klingelschnur riß. Aber gefragt mußte werden. Der Professor wäre höchst entrüstet gewesen, wenn man ihm nach dem „chi è?" geöffnet hätte, bevor er sein „amici" geantwortet. Das gehörte nun einmal zum römischen Leben.

„Guten Abend, Paoluccia. Wie geht's, gute Paoluccia?"

„Danke, nicht schlecht."

Alle Götter Roms und Griechenlands seien gepriesen, daß der Professor Gruß und Frage nicht in seiner ehrlichen Muttersprache zu halten brauchte, sondern in seinem geliebten Italienisch stellen durfte. Denn „buona sera" und „come sta?" — lag in der Sprache nicht ein wahrer Zauberklang? Und wie Zauberklang tönte es zurück: „Grazie, non c'è male."

Sie, die dem Einlaßbegehrenden öffnete und die jetzt mit freudestrahlendem Gesicht vor ihm stand, wäre

in dem rauhen kalten Norden einfach eine Unmöglichkeit gewesen. Nur in Italien gab es solche Vollblutfrauen. Und Paoluccia Ferenzi war nicht einmal Römerin, sondern stammte aus dem Albanergebirge: von Rocca Priora, hoch dort oben. Trotzdem römisches Vollblut! Es glühte in ihren kohlschwarzen Augen, dokumentierte sich in ihrer stattlichen, ein wenig allzu stattlichen Gestalt, sprach aus ihrer Haltung, aus jeder Bewegung, jeder Gebärde, jedem Wort: „Ich bin lateinischen Urstamms!“ Ein Weib aus dem Thüringer Walde oder von der Bremer Heide sich vorzustellen mit solchen Glutaugen, solchen Mienen und Gebärden, war einfach unmöglich.

„Ist die Signorina zu Hause?“

„Freilich. Aber welcher Scirocco!“

„Sciroccaccio.“

Tante Dora war „freilich“ zu Hause, war es doch der Mittwoch Abend des Sor Riccardo, des „Buonissimo“, wie der Professor mit echt römischem Pathos von Paoluccia genannt wurde: „buono, buono, buono come il pane!“ Und Paolucc' besaß das Talent, Menschen und Dinge beim rechten Namen zu nennen. Sie war überhaupt — überhaupt gab es nur eine Paolucc' in dem wunderschönen Lande Italien, das an Rasseweibern und Vollblutfrauen so überreich gesegnet war.

Tante Dora war also zu Hause und erwartete den „Buonissimo“. Und wie war sie zu Hause! Wie man auf der ganzen Welt nur in Rom zu Hause sein konnte. Überdies war Tante Dora Malerin. Und zwar war sie der besten eine, wie sie eine der besten Frauen des Universums war. Vielmehr eine der besten alten Jungfern und Allerweltstanten. Ja, und eine der treuesten Freundinnen, der prächtigsten Kameradinnen! Was hätte der Professor mit seinem Freundschaftsbedürfnis anfangen sollen, wäre Tante Dora nicht gewesen! Denn seit Richard Hille der Liebe entsagt hatte, war außer der Liebe zur Antike die Freundschaft sein stärkstes Lebensbedürfnis geworden.

War schon die Via Rasella Nummer 17, siebentes Stockwerk mit Terrasse, echt römisch, so war es das Innere von Tante Doras Wohnung in nicht minderem Maße. Der Mensch konnte nicht römischer eingerichtet sein.

Tante Doras Wohnung glich einem gewaltigen Vogelbauer, mit alten Teppichen und alten Stoffen dekoriert, mit alten Gerätschaften möbliert, kirchturmhoch über Rom aufgehängt, das luftigste und zugleich lustigste Künstlernest, so farbenprächtig und lebensfroh, so romselig wie seine Bewohnerin. Jedes Stück Stoff, Altertum oder Kunstwerk war Seele von Tante Doras Seele. Und diese war das liebenswürdigste, köstlichste Künstlergemüt, welches in der ewigen Stadt oder irgend wo sonst zu finden gewesen. War bei Sor Riccardo jeder freie Platz und jedes freie Plätzchen von irgend einem Restlein antiker Welt eingenommen, so war bei Tante Dora alles, was etwa hätte leer sein können, mit Blumen ausgefüllt. An den Wänden war kein noch so winziges Stück Mauer sichtbar. Gemälde hing an Gemälde: Kopien alter großer Meister, von denen die Künstlerin sich nicht trennen mochte. Und wie waren diese Kopien nach Tizian und Velasquez, nach van Dyck und Mantegna gemacht! „Wie von einem Manne, der zugleich ein echter Künstler ist", sprach Professor Hille bewundernd von der Kunst seiner guten, seiner besten Freundin.

Der Frau, die wie ein Mann und echter Künstler malte, die für alle ihre guten Freunde und Bekannten „Tante Dora" war, weil sie so gescheit gewesen, keinen Gatten zu nehmen — diesem guten und klugen Fräulein Dora Petersen sah kein Mensch an, daß ihre Hand so kraftvoll den Pinsel führte. Eine kleine schmächtige, fast gebrechliche Gestalt; ein gutes verwittertes, fast verwelktes Gesicht, darin noch immer — noch in ihrem siebzigsten Jahre — große blaue Kinderaugen strahlten. Wen diese jungen Augen anleuchteten, der pflegte ganz erstaunt auf das welke Gesicht und das greise Haar zu sehen, welches auf dem Hinterhaupt in geheimnisvoller Weise zusammengedreht

und zu einem gar lustigen, fast kecken Zöpflein aufgesteckt war. Daß Tante Doras Augen nur das Aushängeschild für ihre Seele waren, lautet höchst banal. Und doch muß es gesagt werden. Unmöglich konnte eine Siebzehnjährige eine so begeisterungsfähige, so blutjunge Seele haben, wie diese alte Tante Dora sie besaß. Mit ihren ewig jung bleibenden Seelen bildeten die beiden ein Geschwisterpaar.

Das Fräulein führte ihren Freund sogleich auf ihre Terrasse, die ihr ganzer Stolz war und die der Professor „Tante Doras hängende Gärten" getauft hatte. Gleich einem langen schmalen Blumenbeet, darin Frühling und Sommer fröhlich durcheinander wucherten, schwebte das Gärtlein zwischen den von blühenden Ranken über und über umwundenen Mauern hoch in den Lüften, ganz Rom unter sich. Und ringsum ein Gewirr anderer hoher Terrassen, anderer hängenden Gärtlein, die jedoch keinen Vergleich mit Tante Doras Zauberreich zuließen. Während des ganzen Winters, des ganzen Frühlings bis spät in den Sommer hinein gab es darin ein beständiges Knospen und Blühen. Sogar Früchte wurden auf diesen paar Hände voll Erde geerntet: Limonen und Orangen, japanische Mispeln und Trauben. Jedes Gewächs hatte seinen besonderen Ursprung und seine Geschichte. Diese längst verblühten Anemonen stammten von der berühmten Anemonenwiese der Villa Doria Pamfili; jene längst verblaßten Glyzinien waren als kümmerliches Stöcklein der Villa Falconieri entnommen. Es gab Veilchen aus der Hadriansvilla, Rosen aus Villa d'Este, Myrten und Passionsblumen von Capri ...

Alles, was Blüten hatte und Früchte trug, gedieh auf Tante Doras Terrasse in geradezu wunderbarer Weise, so daß ihre alten Tage umblüht und umduftet wurden wie das Leben eines guten unschuldigen Kindes von Träumen, Wünschen und Hoffnungen. Allerdings bestand zwischen den beiden ein Unterschied: nur zu oft welkten die Hoffnungen und Wünsche des jungen Menschenkindes, während Tante

Doras Garten von Jahr zu Jahr üppiger und bunter sich entfaltete und fröhlicher aufschoß. Auf ihrer Terrasse war es, wo Tante Dora dem über Roms Sommerhitze Klagenden heute den Text las: „Ach was, Scirocco! Mir tut er nichts. Ich bin dafür noch nicht lange genug in Rom: erst fünfzig Jahre. Stöhnen Sie doch nicht immer gleich, wenn es im Juli etwas warm wird. Sie können ja fortgehen, Sie alter Germane! Ich habe den ganzen Vormittag über gearbeitet und fand es sehr angenehm ... Und jetzt setzen Sie sich. Paolucc' hat eigens für Sie Schmalzkuchen gebacken, wenn Sie ein Gebäck, das bei ‚diesem' Scirocco solche Hitze aushalten mußte, überhaupt verspeisen können... Sehen Sie doch: immer noch Rosen! In ganz Rom können Sie jetzt nach Rosen suchen, und Sie finden nicht eine einzige mehr. Nur noch auf meiner Terrasse. Und was für welche! ... Paolucc', die Kuchen! Lella soll Wein bringen: Orvieto — wenn Sie bei ‚diesem' Scirocco trinken können? Aber trinken können die alten Germanen auch bei Südwind."

Inmitten der letzten Rosen und eines wahren Labyrinthes blühender Passionsblumen stand zierlich der Tisch gedeckt; und zwar durchaus nicht nach römischer Sitte, sondern auf ganz germanische Art. Zwischen den Blumengewinden stieg das in die Schatten der Nacht sinkende Bild Roms auf: der Janiculus mit St. Peter und Vatikan, der Quirinal mit seinen Gärten, der Pincio mit dem Steineichenhain der Mediceischen Villa.

Von dem Barberinischen Platz drang das Straßengetöse Roms gedämpft herauf. Nur die brutalen Stimmen, welche die ‚Tribuna' ausschrieen, störten den fast ländlichen Frieden auf Tante Doras Terrasse. Die barbarischen Töne der Ausrufer — Signora Clelias Stimme war dagegen eitel Wohllaut — gehörten jedoch zu dem Leben der ewigen Stadt wie die Sciroccoluft.

Paolucc' trug in zierlicher Schüssel die köstlich duftenden, reizvoll gebräunten Kuchen auf, ließ ihre Glutaugen mit dem Ausdruck höchster Befriedigung über die beiden

alten Freunde hin schweifen und verschwand wieder. Einige Augenblicke darauf huschte ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, fein und zart wie eine Elfe, auf die Terrasse, die strohumflochtene Fogliette voll goldigen Inhalts ängstlich mit beiden Händen umfassend.

„Lella! Guten Abend, Kleine! Wie geht's?"

Wie sollte es Lella gehen? Wie anders als herrlich! Mutter Paolucc' versuchte zwar ein strenges Gesicht zu machen, wenn in ihrer Gegenwart von ihrem Töchterlein überhaupt nur die Rede war; aber Tante Doras Kinderaugen strahlten noch einmal so hell auf, sobald ihr Blick auf das reizende Geschöpf fiel.

Lella stellte den Wein zu dem Kuchen, wollte als echtes Elfenkind sogleich wieder davonhuschen, wurde von Sor Riccardos Armen festgehalten und herzlich abgeküßt. Über und über erglühend machte sich die Kleine los und schlüpfte davon, so behende und anmutig wie eine Lazerte.

„Sie wird von Tag zu Tag hübscher," rühmte der große Schönheitskenner. Ein Tanagrafigürchen mit einem Nixengesicht! Sie haben Glück, Tante Dora. Sie sind Großmutter geworden, ohne Mutter werden zu müssen. Auch dieses holdselige Wesen haben Sie Ihrer guten Paolucc' zu danken, die, wie Sie wissen, ihresgleichen nicht hat. Sollten Sie es etwa nicht wissen, so sage ich es Ihnen hiermit."

Aber Tante Dora wußte es. Für eine einsame alte Jungfer gab es auf Gottes weiter Welt keine treuere Dienerin, Gefährtin und Freundin als diese unschöne, braune Paolucc' mit ihren Glutaugen und ihrem Goldherzen. Für ihre Signorina durchs Feuer zu gehen, wäre für sie ein kleines Sonntagnachmittagsvergnügen gewesen. Zu ihrem Überfluß an Treue, Aufopferung und Liebestaten hatte sie gewissermaßen eigens für ihre leidenschaftlich geliebte Herrin das kleine Wundermädchen zur Welt gebracht.

Auch an diesem Sciroccoabend in der Laube von Passionsblumen, bei süßem Orvietowein und frischen

Schmalzkuchen sprachen die beiden Zwillingsseelen davon: von Paolucc' und ihrem Kinde.

„Diesen Monat werden es vierzig Jahre, daß sie das erste Mal zu mir kam. Sechs Jahr war damals das Ding. Nichts als Auge, sonst eigentlich garstig. Und ihre Mutter brachte es mir geradewegs von Rocca Priora herunter. Das war ein Weib, ihre Mutter! Als ob es kein Blut, sondern Flammen in den Adern hätte. Lichterloh schlug es immer gleich heraus. ‚Du malst Kinder,‘ sagte sie, ohne weiteres in mein Atelier tretend... ‚Ich male Kinder.‘... ‚Da hast Du meines! Wie viel gibst Du mir dafür?‘ ... ‚Für Modellstehen?‘ ... ‚Für das Kind.‘ ... ‚Du willst dein Kind verkaufen?‘ ... ‚Was liegt mir daran?‘ ... ‚Wer bist Du eigentlich?‘ ... ‚Kennst Du mich nicht?‘ ... ‚Nein.‘ ... ‚Ich bin ja doch die Nubia von Rocca Priora.‘ ... ‚Du bist die Nubia, und Du kommst von Rocca Priora nach Rom, um Dein Kind zu verkaufen?‘ ... ‚Weil ich Geld brauche.‘ ... ‚Geld für Dein Kind?‘ ... ‚Der Garibaldi hat mir den Gregorio fortgenommen.‘ ... ‚Ist das Dein Mann?‘ ... ‚Nein.‘ ... ‚Aber der Vater Deines Kindes?‘ ... ‚Freilich.‘ ... ‚Und Dein Gregorio geht mit Garibaldi in den Krieg?‘ ... ‚Der Garibaldi will ihn totschießen lassen.‘ ... ‚Und Du?‘ ... ‚Ich gebe dem Garibaldi Geld.‘ ... ‚Damit er Dir Deinen Gregorio läßt?‘ ... ‚Ja, ja, ja! Wie viel Geld gibst Du mir für die Paoluccia?‘ ... ‚Liebst Du Dein Kind denn gar nicht?‘ ... ‚Garibaldi will den Gregorio totschießen lassen.‘ ... ‚Nimm doch Vernunft an, höre doch nur!‘

„Aber sie hörte nicht; sie war vernunftlos, sinnlos. War das eine Leidenschaft! Eine Flamme, sage ich Ihnen. Endlich gelang es mir, ihr begreiflich zu machen, daß sie Garibaldi ihren Schatz nicht abkaufen könnte, daß ihr Gregorio Soldat wäre und mit seinem General kämpfen müßte: er käme gewiß heil und gesund aus der Schlacht zurück; und sollte er fallen —

„Sie schrie gräßlich auf, warf sich, wo sie gerade stand, auf den Boden, weinte, tobte, raste. Fassungslos stand

ich daneben. Da fühlte ich mich leise am Kleide berührt. Das Kind war's, die Paoluccia. Es hatte sich zu mir geschlichen, schaute ängstlich aus großen, dunklen, feuchten Augen zu mir auf. Von dieser Minute an kümmerte ich mich nicht mehr um die rasende Mutter, sondern nur noch um das geängstigte kleine Geschöpf."

Der Professor hatte die Geschichte oft genug gehört, hörte jedoch immer wieder geduldig zu. Heute bemerkte er voll ehrlicher Teilnahme: „Es war für Sie eine glückliche Stunde. Wie kam es dann weiter?"

Erregt rief Tante Dora:

„Wie es dann weiter kam? Als das wilde Weib endlich begriff, daß es durch den Verkauf des Kindes ihren Schatz von den Soldaten nicht loskaufen könnte; als es sich müde gerast hatte, stand es auf, plötzlich so ruhig, wie wenn es Gemüse zum Verkauf gebracht hätte. Ohne Gruß wollte es mit dem Kinde davongehen. Aber als die Mutter die Kleine heftig bei der Hand ergriff, begann diese laut zu weinen, klammerte sich an mich, wollte mit dem wilden Weibe nicht fort, wollte bei mir bleiben. Ich hatte mich vor dem Kinde niedergekauert und redete ihm zu, mit seiner Mutter zu gehen. Auf einmal ward diese von neuem eine Wütende, Rasende: ‚Was schert mich das Kind? Behalte es! Meinen Gregorio will ich haben! Sie wollen meinen Gregorio totschießen!' Und — hinaus war sie. Dergleichen kann man eben nur in Rom erleben."

„Wo sonst? Das sind Frauen! Uralte Rasse, einfach prachtvoll! Denn eigentlich war dieses wilde Wesen ein prachtvolles Geschöpf."

„Ach was! Eine unnatürliche Mutter war sie."

„Sie behielten das Kind?"

„Ob ich's behielt!"

„Und die Mutter kam nicht wieder?"

„Niemals. Kümmerte sich nie wieder um das süße Ding."

„Sie fanden es aber doch eigentlich garstig?"

„Mit solchen Augen!"

„Feuer und Flamme, gerade wie die Mutter."

„Pfui!"

„Paoluccia blieb bei Ihnen, bis sie Paolucc' wurde?"

„Bis sie einen Mann nahm."

„Dem sie fortlief."

„Um wieder zu mir zu kommen."

„Allerdings sehr anders als ihre Mutter."

„Sehr anders."

„Der Mann ist in Amerika gut aufgehoben."

„Außerordentlich gut."

„Und Paoluccia brachte ihrer geliebten Padrona ihre süße Lella mit."

„Gott segne das Kind!"

„So sind Sie glückliche Großmutter geworden."

„Spotten Sie nur."

„Aber von ihrer eigentlichen Großmama hat die süße Lella die Augen."

„Nicht die Seele."

„Sie wird sicher nicht ihrem Manne fortlaufen, um wieder zu Ihnen zurückzukehren."

„Spotten Sie nur, spotten Sie nur. Wir sind deshalb doch eine glückliche Familie."

„Sie, Ihre Paolucc' und das Lellakind."

„Wissen Sie was, Sor Riccardo? Sie beneiden mich ja nur."

„Um Ihre Wahlfamilie?"

„Besonders um meine Wahltochter ... Was meinen Sie, wenn Sie einen Wahlsohn hätten?"

„Ohne Vater gewesen zu sein."

„Einen schönen, prächtigen Jungen."

„Selbstverständlich schön und prächtig! Der schönste und prächtigste Junge von ganz Rom! Denn Römer müßte der Junge sein: reinste Rasse."

„Ich würde es Ihnen gönnen."

„Danke, Sie würden dann Schwiegermama. Denn natürlich würde mein Junge Ihre Lella heiraten. Verliebt

würde sie in ihn sein! Ganz wie die Frau Großmama in ihren Gregorio."

„Sagen Sie keine solchen Dummheiten!"

Und die gute Tante Dora wurde fast heftig.

Das Gespräch abbrechend, stand sie auf, führte den Professor in ihr Atelier, um ihm ihr in diesen unerträglichen Sciroccotagen neuangefangenes Bild zu zeigen: ein Kinderporträt natürlich. Je älter Tante Dora wurde, mit umso größerer Lust und Liebe, mit umso größerer Kunst malte sie Kinder. Ihr Atelier glich denn auch einem wahren Kinderasyl. An allen vier Wänden, bis hinauf zur Decke, nichts anderes als Kindergesichter: rosige, braune, schwarzäugige, blauäugige; mit Stumpfnäschen, Rosenmündchen; lächelnd mit leuchtenden Augen, Grübchen in Kinn und Wangen; Knäblein und Mägdlein, Chiocciarenkinder von der spanischen Treppe und Sprößlinge der großen römischen Welt; deutsche Buben vom Rhein und kleine Ladys vom Themseufer. Es war, als stünde die alte Dame mit erhobener Palette, malbereitem Pinsel inmitten ihres Ateliers, das für sie ein Tempel war, und ließe von allen Teilen der Welt die Kinder zu sich kommen.

„Das erhält Sie so jung und gibt Ihnen in Ihren alten Tagen Ihre Kinderaugen," sagte der Freund, mit einem guten Lächeln auf die Schar der Kleinen deutend.

Und Tante Dora bestätigte freudig: „Das!"

III

Erst gegen Mitternacht gingen die beiden auseinander. Das eben war für Tante Doras Freunde das Behagliche, Gesicherte, Köstliche: die treue Kameradschaft der alten Dame mit den leuchtenden Kinderaugen und der ernsthaften Künstlerseele.

Der Scirocco durchglühte noch immer das nächtliche Rom. Die späten Spaziergänger, welche die Stickluft aus den Zimmern trieb, schlichen erschöpft den Häusern entlang. Auf der taghell erleuchteten Piazza Colonna ging es lebhaft zu, und vor Café Aragno waren sämtliche Tische dicht besetzt, umlagert von Verkäufern und Zeitungsausträgern. Römer und Römerinnen kühlten ihr erhitztes Blut mit Sorbet und Eislimonaden.

Der Professor ließ Liquorien und Cafés links und rechts an seinem Wege liegen, ging den Korso hinauf zum Venezianischen Platz, am Trajansforum vorüber zum Forum Romanum, wollte die Kapitolstreppe hinauf, um von dieser Seite auf seinen geliebten Monte Caprino zu gelangen.

Am nahen Fluß würde es gewiß kühler sein: sein Gehirn brannte von diesem Wüstenodem.

Bei der Brücke „quattro capi" lag die Stadt bereits in tiefe Einsamkeit und schweres Schweigen versunken. An der Stätte des ehemaligen Ghetto vorüber trieb der Strom dem Meere zu: langsam, träge, durch den Hauch des Scirocco gleichsam zu Tode erschöpft. Selbst sein Rauschen klang müde, als entschlummerte der Strom, an dessen Ufern sich Völkerschicksale erfüllt hatten.

Professor Hille war bis an die Brüstung des neu aufgeführten Monumentalkais vorgegangen. Unter ihm

wälzten sich die Tiberwogen, beim ungewissen Licht der Sterne einer fahlen Schlammmasse gleich. In geringer Entfernung von dem Platz, wo der Gelehrte stand, war die Ummauerung unterbrochen, und eine steile Steintreppe führte bis zum Wasser hinunter. Über die Brüstung lehnend und hinabblickend, gedachte der Archäologe all der Herrlichkeiten des alten Roms, die der Tiber während der Jahrtausende verschlungen und in seinem morastigen Bette begraben hatte. Hellenische Schönheit in Marmor und Erz konnte darunter sein, ein Bildnis des göttlichen Phidias selbst. Nun lag es dort unten, vielleicht ohne jemals ein Auferstehen zu haben.

Erst jetzt gewahrte der nächtliche Spaziergänger, daß er nicht allein war. In seiner Nähe befand sich noch jemand, der ihn gar nicht bemerkte. Dem Anschein nach war es ein noch sehr junger Mensch, dessen erregtes Wesen dem Professor ebenso auffiel wie seine schlanke ebenmäßige Gestalt.

Was war's mit dem Jüngling? Ein ruheloses Hin- und Herwandern gleich dem angstvollen Umherirren eines Verzweifelten.

Der Professor wurde mehr und mehr aufmerksam, wurde selbst erregt:

‚Oho, mein Junge, Du hast etwas vor. Was wohl? Du läufst an mir vorbei und siehst mich nicht. Auf Dich muß ich achtgeben. Du scheinst übrigens noch der wahre Schulknabe zu sein. Was solch Bürschlein sich so aufgeregt zu benehmen hat? ... Aber eine Gestalt schenkten Dir die Götter! Schade, daß ich Dich nicht ausgraben kann: als Marmor vom Berge Pentelikon, meinetwegen als Torso oder mit abgeschlagener Nase. Du würdest ein Fund sein ... Aber — Du hast ja die Hände zusammengebunden!‘ ... „He, da! Was tust Du? Höre!“

Der voll zorniger Angst Angerufene hörte jedoch nicht. Mit einem raschen Entschluß, als hätte er für ein verzweifeltes Vorhaben plötzlich den Mut gefunden, stürzte

er der Treppe zu, diese hinunter und hinein in den Fluß.

Wenige Augenblicke später war auch der Professor — der trotz seines schleppenden Fußes ein guter Schwimmer war — in den Tiber gesprungen. Aber erst unter dem Brückenbogen gelang es ihm, den Sinkenden zu packen und festzuhalten.

Gerade unter der Brücke bildete der Fluß einen Wirbel, der Sor Riccardo mit seiner menschlichen Last gegen den Pfeiler trieb. Sein Kampf mit den Wogen war ein so harter, daß er nahe daran war, zu ermatten und den Bewußtlosen fahren zu lassen, um sich selber zu retten. Dann fiel ihm die große Jugend des Selbstmörders ein, und es ergriff ihn ein ungeheures Mitleid mit einem Leben, welches so früh ein solches Ende nehmen sollte, ohne vorher recht ein Leben gewesen zu sein.

Aber auch daran mußte der ehrliche Deutsche denken: ‚Man soll keinen Selbstmörder retten. Welcher Qualen, welcher Verzweiflung bedarf es, um einen Menschen dahin zu bringen, auf gewaltsame Weise aus dem Leben zu gehen. Noch dazu einen blutjungen Menschen! Und dann sollte alle Qual vergeblich gewesen sein? Vergeblich, nachdem der letzte furchtbare Augenblick bereits überstanden war! Und zu welchem neuen Dasein würdest Du den Armen erretten? Vielleicht zu neuem Jammer, neuer Verzweiflung. Wahrscheinlich zu nichts anderem ... Nein, nein, ach nein! Um Gottes willen, laß den Unglücklichen sterben.‘

Wäre er nur nicht gar so jung gewesen! Hätte er nur nicht solche Gestalt gehabt! Unmöglich konnte Richard Hille ein Stück lebendiger Antike, das er bereits in seinen Armen hielt, untergehen lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den ersten Stufen der Steintreppe war der Retter hingesunken, neben sich den Geretteten. War dieser wirklich gerettet? Er regte sich nicht. Wenn der

Kampf um das Leben des Untersinkenden vergeblich gewesen wäre? Sor Riccardo nahm alle Kräfte zusammen, raffte sich auf, beugte sich über den Bewußtlosen. Er verspürte nur schwache Lebenszeichen.

Was sollte er tun? Nirgends ein Mensch oder ein Fuhrwerk. Nirgends Hilfe. Bis zu seiner Wohnung war es nicht weit. Er fühlte durch die Angst seine Kräfte gehoben. Bei dem Schimmer der Sterne sah er des armen Knaben Gesicht. Ein Gesicht war es von vollendeter Schönheit: das wachsbleiche Antlitz eines jugendlichen Apoll, von schwarzen Locken umwirrt.

Er durfte nicht sterben!

Der Professor umschlang den regungslosen Körper, hob ihn auf, fühlte sich stark genug, ihn zu tragen, klomm mit seiner Last die Treppe empor ... Vom Kai aus die Straße zum Marcellus-Theater; dann über Piazza Montanara; dann hinauf den Monte Caprino.

Auf dem ganzen Wege kein einziger Mensch! Sor Riccardo bedurfte jedoch keines Helfers. Das ungeheure Mitleid, das ihn durchdrang, ließ ihn kaum stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Erst als er seine Wohnung erreicht hatte, drohte er umzusinken.

Aber er mußte helfen, retten!

Er weckte die Familie Panizza, Gattin und Gatten, verbot alles Fragen und Jammern, ließ Feuer anmachen, heißes Wasser bereiten, bettete den Jüngling auf sein Lager, schnitt ihm die Kleider vom Leibe.

Göttliche Natur, Du bist eine nicht minder große Künstlerin, als es die großen Künstler der Alten gewesen! In diesem Jünglingskörper hatte sie ein vollendetes Kunstwerk geschaffen; und er, Professor Richard Hille, war vom Schicksal ausersehen worden, es der Welt zu erhalten. Das war für ihn ein großes Glück.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Gerettete öffnete die Augen: dunkle, mächtige, prachtvolle Augen, schaute verständnislos um sich, sank

gleich darauf in neue glückselige Bewußtlosigkeit, die dieses Mal ein dem Tode ähnlicher, Leben bringender Schlaf war. Ein seltsames Gefühl überkam den Professor bei dem sich Wiederöffnen der zwei jungen Menschenaugen: „Durch Dich öffnen sie sich wieder! Wenn es für diesen armen Jungen besser gewesen, sie wären für ewig geschlossen geblieben, so trägst Du die Schuld daran. Du nahmst eine schwere Verantwortung auf Dich."

Dann schlich er auf den Zehen hinaus, um Herrn und Frau Panizza die Nachricht zu bringen: „Er lebt, er schlug die Augen auf. Aber er weiß noch nicht, was mit ihm geschah und wo er sich befindet. Niemand darf ihn stören. Bitte, recht leise. Der arme Junge!"

Signora Clelia ließ einen gerührten Seufzer vernehmen: „Er ist ja noch ein reines Kind. Wie kann ein Kind etwas so Schreckliches tun? Aber heutzutage gibt es keine Kinder mehr. Die Madonna sei ihm gnädig. Solche Sünde!"

Mit sonderbar ernstem Gesicht verbesserte Sor Riccardo: „Sie meinen: solcher Jammer. Darin haben Sie recht. Es schreit gen Himmel, daß es auf Erden einen Jammer gibt, der einen Knaben in den Tod treiben kann, ein junges Menschenkind, vor dem das Leben wie ein Frühlingstag daliegen müßte."

Aber für dergleichen gefühlvolle, echt germanische Betrachtungen besaß die Römerin keinerlei Verständnis. Sie hatte die Kleider und Wäsche des jugendlichen Selbstmörders mit sich genommen und erklärte jetzt: „Er ist geringer, aber anständiger Leute Sohn. Die Wäsche ist sogar Leinwand: selbst gesponnen. Hier war sie zerrissen, sehen Sie! Aber so sorgfältig geflickt, als wäre es Genueser Samt. Wer wohl für den jungen Menschen mit solcher Liebe seine zerrissene Wäsche geflickt hat?"

„Wer? Seine Mutter natürlich."

„Und dann will er sich umbringen, wenn er solche Mutter hat? Ich bin gerade keine schlechte Mutter; aber —"

„Aber Sie hätten die zerrissene Wäsche Ihrer Tochter nicht einmal schlecht geflickt."

„Gewiß nicht."

Frau Clelia fühlte sich durch die Zumutung, sie könnte in derartiger Weise ihre mütterliche Liebe betätigen, nicht wenig beleidigt.

Ihr Gatte hatte inzwischen die Kleidungsstücke einer näheren Untersuchung unterzogen und in der Rocktasche einen Fund getan. Es war ein Blatt durchnäßten Papiers, auf dem einige mit Bleistift geschriebene, durch die Feuchtigkeit fast verwischte, kaum zu entziffernde Worte standen:

„Ich heiße Marco Lippi, wohne auf den Prati bei Castelli... (Kaum leserlich folgten Name und Nummer der Straße.) Ich nahm mir das Leben, weil mein Vater meine Mutter in den Tod trieb. Ich bitte, mich neben meiner Mutter zu begraben und keine Messe für mich lesen zu lassen, da ich in aller Ewigkeit bei meiner Mutter bleiben will, die auch als Selbstmörderin starb."

Der Professor las mit bebender Stimme ... Als Signora Clelia sich anschickte, in ihrer geräuschvollen Art ein heftiges Mitgefühl zu äußern, verließ er das Zimmer und mußte, bevor er in das seine zurückkehrte, sich fassen. Ein Aufschluchzen erstickend, murmelte er: „Armer Junge, armer Junge! Seiner Mutter willen ... Sein Vater trieb seine Mutter in den Tod. Er will bei seiner lieben Mutter in aller Ewigkeit bleiben, auch wenn es ewige Verdammnis sein sollte!"

Auf den Zehen schlich er zurück. Im Schlafzimmer brannte eine Lampe, deren Schein auf des Schlummernden Gesicht fiel. Leise ging Sor Riccardo hin, beschattete das grelle Licht mit einem improvisierten Schirm, setzte sich an das Bett, lauschte auf des Schlafenden Atemzüge. Sie waren regelmäßig, tief und ruhig.

Er stellte sich das Leben dieses Jünglings vor: Eine angebetete Mutter, die durch den Mann, dem sie einen Sohn geboren hatte, in den Tod getrieben

ward. Sie liebte ihren Sohn zärtlich, diesen guten und schönen Sohn, dem Mutter Natur Gestalt und Antlitz eines ihrer Lieblinge gab. Trotzdem starb sie, nicht ahnend, daß sie ihren Sohn nach sich in den Tod ziehen würde. Ihre liebevollen Hände waren es gewesen, die die Fäden zu der Leinwand gesponnen und in den alten Geweben die Risse geflickt hatte: so sorgfältig, als wäre es ein kostbarer Stoff. Aber in den Tod ging sie trotzdem: trotz aller leidenschaftlichen Liebe zu ihrem guten, schönen, sie abgöttisch liebenden Sohn. Nach welchen Leiden, welchen Qualen in einen grauenvollen Tod!

Nach welchen Leiden, welchen Qualen hatte ihr Sohn den Entschluß zur Ausführung gebracht, seiner Mutter in den Tod zu folgen?

Wenn er nun erwachte, wenn er sein Leben begriff? Wenn er begriff, daß seine Leiden, seine Qualen vergeblich gewesen waren und von neuem beginnen sollten? Wenn er dann von neuem den Tod suchte —

Die Verantwortung, die der Gelehrte durch die Rettung des jungen Lebens auf sich geladen hatte, machte sich ihm mehr und mehr fühlbar. Mit der Rettung allein war's nicht getan; sie mußte eine Erhaltung dieses geretteten Lebens werden. Wie sollte er erhalten können, was ihm nicht gehörte?

Er mußte den jungen Menschen seinem Vater zurückgeben, einem solchen Vater! Natürlich würde er mit dem Manne reden, würde ihn zur Verantwortung ziehen für die zerstörten Leben, die er auf dem Gewissen hatte: Mutter und Sohn.

Der Vater des Geretteten konnte dem Fremden die Tür weisen. Und was dann?

Indem er an dem Lager des Schlummernden saß und auf die tiefen ruhigen Atemzüge lauschte, vergingen die Stunden. Mit jeder Stunde, die verstrich, vergrößerte sich das Mitgefühl, wuchsen die Sorgen um ein Dasein, von dem der Professor noch diese Nacht keine Ahnung besessen hatte. Eine ganz neue Empfindung regte sich in

dem einsamen Herzen des Alternden mit dem Beinamen des „Buonissimo“. Eine weiche, väterliche, zärtliche Empfindung war's. Er wandte kein Auge von dem jungen Antlitz, dessen Schönheit ihm immer reiner, immer edler, immer vollkommener erschien. Rein und edel war in diesem vollendeten Menschengebilde gewiß auch die Seele; denn nur ein vom Schmutz der Welt unberührtes adliges Gemüt konnte eine Mutter so fanatisch lieben, daß der Schmerz um sie den Sohn in den Tod trieb.

Ein tiefsinniges Wort der geliebten Alten lautete: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben.“ Was hieß es anders, als daß ein Mensch selig zu preisen sei, wenn er in vollster Seelenreinheit und Güte der Jugend, mit all seinem Sehnen und Wähnen, seinen Illusionen und Idealen dem Leben entrissen ward, einem Leben, welches die erbarmungslose Zerstörerin des Reinen und Guten in der Menschenseele war.

Den jungen Marco Lippi vom Tode errettend, hatte der Professor für ihn das große Götterwort an seiner Erfüllung gehindert, hatte er diese Jünglingsseele den Mächten überliefert, die sie früher oder später ihrer Reinheit berauben und sie dem allgemeinen Menschenschicksal überantworten würden: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“

Es war ein grauenvolleres Los, als von Pferdehufen zertreten zu werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen dämmerte.

Da nicht zu befürchten war, der Tagesschein könnte den Schläfer wecken, so stand der Professor auf, löschte die Lampe, öffnete das Fenster, um den frühen Sommertag in das Zimmer dringen zu lassen. Der Scirocco war über Nacht einer kräftigen Tramontana gewichen, die wie neues Leben über Rom hinwehte.

Sor Riccardo atmete in tiefen Zügen die frische Luft und blieb am Fenster stehen, bis die Sonne aufging. Über

dem Monte Cavo stieg das Himmelslicht auf: groß und glühend, langsam und lautlos, in göttlicher Ruhe und Feierlichkeit. Die ersten Strahlen fielen in das Gemach des Gelehrten und auf das Antlitz des Schläfers. Da hielt der einsame Mann eine stille Morgenandacht, alle guten Geister des Lebens anflehend, mit dem armen Knaben zu sein und ihn den Weg zu geleiten, der aus Nacht und Jammer aufwärts führt zu lichten Höhen empor, der Sonne entgegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Bis über Mittag wartete der Professor an dem Bette des Geretteten. Dann erwachte dieser.

So hatte der Retter es sich doch nicht vorgestellt: nicht einen solchen Ausbruch von Verzweiflung und Jammer. Der Ärmste hatte das Gräßliche eines furchtbaren Todeskampfes bereits überstanden gehabt; seine letzte Empfindung war gewesen: ‚Es ist überwunden, ist vorbei'. . . Die Sinne waren ihm geschwunden, er war in himmlische Ermattung gesunken, die Musik der Sphären schien aufzubrausen, die Pforten der Ewigkeit für ihn sich zu öffnen; er schritt hindurch und —

Und er lebte!

„Armer Junge, armer Junge!"

Es war alles, was der Professor bleichen Angesichts zu stammeln vermochte, nach der Hand des Unglücklichen tastend. Aber dieser stieß die Hand, die ihn aus dem Grabe gezogen hatte, wieder zum Lichte des Tages empor, leidenschaftlich zurück:

„Wer sind Sie? Was haben Sie mit mir zu schaffen? Was gehe ich Sie an? Welches Recht besitzen Sie, sich zwischen mich und den Tod zu drängen? Ich konnte nicht länger leben, wollte nicht! Ich war zu unglücklich, zu verzweifelt. O Mutter, Mutter, Mutter!"

„Ihrer Mutter willen taten Sie das Furchtbare, ich weiß. Ihre arme Mutter ist tot; und wenn sie wüßte, daß Sie ihretwillen sterben wollten . . . Sie sind so jung,

das Leben verfügt über so wunderbare Zauberkräfte, ist eine so große Wohltäterin. Sie kann auch die Wunden heilen, die Ihnen vom Schicksal geschlagen wurden. Heilen wird sie diese ... Sie hassen mich jetzt, haben dazu ein gewisses Recht. Aber vielleicht kommt ein Tag, an dem Sie erkennen müssen, daß Ihr Lebensretter nicht Ihr Verderber war ... Sie wollen nicht auf mich hören, können wohl auch nicht: jetzt noch nicht ... Armer Junge, armer Junge!"

Der mit solchem Mitleid Bedauerte weinte. Es war ein Schluchzen, als wollte er sein gerettetes Leben in Tränen hinströmen lassen. Richard Hille hatte niemals einen Menschen so herzbrechend weinen sehen, hatte nicht gewußt, daß ein Mensch so weinen konnte. Und dieser so schrecklich Weinende war blutjung!

„Mutter, Mutter, Mutter!"

Immer und immer dieser Name unter Tränen und Schluchzen gerufen, gerufen in allen Tönen der Liebe, der Verzweiflung, des Jammers. Als der Anfall vorüber war, bat der Professor: „Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, wenn Sie einem Fremden von ihr erzählen wollen. Aber ich bin für Sie kein Fremder. Sie tun mir so leid. Ich kann nicht sagen, wie sehr. Vielleicht vermag ich Ihnen beizustehen in Ihrer Not. Beistehen muß ich Ihnen. Das ist meine Pflicht. Mehr als das: es ist mein Recht. Verstehen Sie wohl: m e i n R e c h t. Da ich Sie einmal am Leben erhielt, so ist es das. Wir müssen zusammen versuchen, wie Sie das Leben von neuem ertragen können. Es wird gewiß eine Möglichkeit geben. Bevor wir miteinander überlegen, muß ich jedoch wissen ... Aber nur, wenn Sie davon sprechen wollen."

Die Stimme des Gelehrten, der ein guter Mensch war, klang so weich wie eine zärtliche Mutterstimme, die zu einem mit dem Tode ringenden Kinde spricht, ihm von Sonnenschein, Blumen und Spielen vorplaudernd. Er hielt des armen Jünglings Hand gefaßt, sie von Zeit zu

Zeit streichelnd, so leise und liebkosend, wie der Klang seiner Stimme war.

Dieses Mal ließ Marco Lippi seine Hand in der seines Retters. Er lag regungslos mit geschlossenen Augen, unwillkürlich auf die flüsternde liebevolle Stimme lauschend, sie zu sich sprechen lassend ... Die Sommersonne schien auf das Bett. Er fühlte ihren Glanz, der zugleich Leben war. Der Jüngling, hinter dem die Pforte, die ins dunkle Reich hinabführt, sich bereits geschlossen hatte, wollte den ihm wiedergeschenkten Tag hassen; am Leben verzweifeln wollte er. Aber während die himmlische Sonne ihn beschien und die leise linde Stimme ihm zuflüsterte, beschlich ihn jene göttliche barmherzige Macht, ohne die es kein Leben gibt. Er wehrte sich noch dagegen, als sie bereits anfing, über ihn Gewalt zu gewinnen. Ein Schrecken, dem Entsetzen gleich, bemächtigte sich seiner, als er entdecken mußte, daß seine leidenschaftliche Verzweiflung mehr und mehr einer heimlichen Hoffnung wich: der Hoffnung, durch die liebevolle Stimme von neuem dem Leben zugeführt zu werden, einem vielleicht guten und glücklichen Leben.

Seine Hand unwillkürlich fester in die umschließende Rechte des Gelehrten legend, die Augen geschlossen haltend, erzählte der junge Marco seinem Retter die Geschichte seines Lebens, welches für den Knaben ein so leidvolles gewesen war, daß er es in die Fluten des Stromes begraben wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

„Mein Vater ist Advokat. Sie wissen, was das bei uns in Italien sagen will: der Mann, der der unbestechlichste und gerechteste sein sollte, kann bei uns der schändlichste sein: ein Schuft.

„Ich glaube, mein Vater besitzt glänzende Gaben. Trotzdem hat er es nicht weit gebracht, nicht weiter als bis zum Winkeladvokaten. Dunkle Leute mit dunklen Geschichten holen sich bei ihm Rat und Hilfe. Es ist Schmutz, wissen Sie.

„Ich war noch ein Kind, als ich schon merkte, daß es mein Vater nicht weit gebracht hatte. Und weswegen nicht? Wegen der Frauen. Er hat etwas an sich, das macht, daß ihm die Frauen nur so nachlaufen. Bis ins Haus hinein. Aber im Hause meines Vaters war meine Mutter die Hausfrau. Trotzdem ließ er sie bis ins Haus hinein kommen.

„Deshalb hatte meine Mutter so oft verweinte Augen, deshalb verwelkte, alterte sie so schnell. Das merkte ich bald, viel zu bald. Ich merkte, daß meine Mutter meinen Vater unsinnig liebte, daß sie an ihm hing, an ihn sich klammerte, daß sie von ihm nicht lassen konnte, daß es ihr Tod gewesen wäre, wenn sie ihn hätte lassen müssen. Und ich merkte, daß mein Vater meine Mutter nicht wiederliebte, daß sie ihm unleidlich war, ihm immer unleidlicher wurde; ich merkte, daß er sie um ihrer verweinten Augen und ihres raschen Verblühens willen haßte, daß er sich ihrer am liebsten entledigt hätte, daß er, um meine Mutter recht tief zu demütigen, sich freute, wenn ihm die Frauen bis ins Haus hinein nachliefen. Schon als Kind merkte ich, daß unser Haus nicht nur voll heimlichen Jammers, voller Tränen und Unglück, sondern auch voller Schmutz und Schuld war.

„Mein Vater hat etwas an sich, daß ich ihn ebenso unsinnig lieben könnte, wie meine Mutter ihn liebte. Er hätte mich zertreten und mißhandeln können, wie er meine Mutter mißhandelte und zertrat; und ich würde ihn trotzdem abgöttisch geliebt haben. Aber mein Vater haßte mich; denn ich hatte die Augen meiner Mutter: die nämlichen Augen, die durch seine Schuld solchen todtraurigen Blick hatten und oft so verweint aussahen. Selbst meines Vaters Haß hätte meiner Liebe nichts anhaben können; aber —

„Aber weil er meine Mutter zertrat und mißhandelte; weil er sie hinmordete: langsam, langsam, jeden Tag um einen Blutstropfen, einen Herzschlag mehr; weil er es ihren Sohn mitansehen ließ: Tag für Tag, jahraus, jahrein

— töten hätte ich meinen Vater können, den ich für mein Leben gern abgöttisch geliebt hätte.

„Meine Mutter hinmorden, sage ich. Nicht nur sie hinmorden am Körper, sondern auch an der Seele, auch an ihrem Geist. Sie wurde siech an Körper und Geist. Es gab Menschen, die meinem Vater rieten, meine Mutter in eine Irrenanstalt zu tun. Besonders die Frauen rieten ihm dazu.

„Ich weiß, daß er es gerne getan hätte; weiß, daß er meine Mutter am liebsten hingeschafft hätte, wo er ihre verweinten Augen und ihre zerstörte Schönheit nicht mehr hätte sehen können — nie mehr.

„Für sein Leben gern würde er es getan und eine Junge und Schöne zur Frau genommen haben. Er tat es nicht, weil ich mit meiner Mutter Augen ihn ansah, weil meine Augen ihm zuriefen: ‚Ich weiß, was du tun möchtest! Ich, dein Sohn!‘

„Mein Vater fürchtete sich vor meinen Augen, und weil er mich fürchtete, haßte er mich.

„Das alles merkte ich bereits, als ich noch ein kleiner Knabe war.

„Meine Mutter welkte rettungslos hin. Ich konnte ihr nicht beistehen in ihrer großen Not, konnte ihr nicht helfen, sie nicht trösten. Sie hatte mich sehr lieb, und sie wußte, daß ich schon als kleiner Knabe ein unglückliches Kind war — ihretwillen! Sie hätte mir gern beigestanden, hätte ihr Leben dafür gelassen, wenn sie mir hätte helfen können; aber ...

„Wie soll ich nur sagen, wie es zwischen mir und meiner Mutter war. In mir muß etwas von meines Vaters Seele und Natur sein; und das muß meine Mutter gefühlt haben. Ich war noch ein kleiner Knabe, als sie über meinem Haupte heimlich Ströme von Tränen vergoß, mit Küssen und Liebkosungen mich fast erstickend. Plötzlich kam es dann über sie, daß sie mich von sich stieß: ‚Du bist wie dein Vater, du wirst wie dein Vater! Geh fort! Geh, geh!‘

„Mein Vater haßte mich, weil ich meiner Mutter Augen hatte, und es gab Zeiten, wo mich auch meine Mutter haßte, weil ich meinem Vater ähnlich sah und von seiner schlechten mörderischen Seele etwas in mir haben konnte. So wuchs ich auf.

„Ach Herr, warum ließen Sie mich nicht sterben; denn wenn ich meines Vaters wahrer Sohn sein sollte —

„Wie ich Ihnen erzählte, daß es war, so blieb es im Hause meiner Eltern. Es blieb darin bei Mißhandlungen und Jammer, bei offenkundigem Haß und heimlicher Liebe, bei Schande und Schmutz. Mein Vater brachte sich nicht in die Höhe, sank tiefer und tiefer. Nur die schlechtesten und schändlichsten Leute suchten ihn auf, oft mitten in der Nacht. Nur Halunken half er mit Rat und Tat. Was er dabei erwarb, vertat er mit den Frauen, die ihm bis ins Haus nachliefen, und — meine Mutter liebte ihn trotzdem mehr als ihr Seelenheil.

„Um mich kümmerte sich niemand. Meine Mutter war zu zertreten und mein Vater zu tief gesunken. Niemand erbarmte sich meiner. Wenn meine Mutter nicht mißhandelt wurde und ihre Augen vom Weinen nicht zu trübe waren, so saß sie in der Kammer, wo es auch an den sonnigsten Tagen feucht und dunkel war, und spann Leinwand für meine Hemden oder besserte meine Wäsche und Kleider aus. Das war das einzige, worin sie ihre Mutterliebe betätigen konnte. Und dies einzige tat sie scheu und heimlich, als ob es ein Unrecht wäre. Ich besuchte eine gute Schule; aber ich lernte nichts, wollte nichts lernen. Ich war zum Lernen zu unglücklich. Herr, ach Herr! So wuchs ich auf.

„Vor einem Jahre war's, daß das Unglück zu uns ins Haus kam, erst das wahre Unglück. Wenn Sie wüßten, in welcher Gestalt! Fein und zierlich, blutjung, kaum älter als ich. Wie konnte solch feines und zierliches Wesen, solch blutjunges Geschöpf zu meinem Vater ins Haus kommen? Ich wußte es nicht, weiß es noch heute nicht. Ich glaubte damals und glaube noch heute, daß sie als

Klientin kam, um sich bei meinem Vater Rat und Hilfe zu holen: Rat und Hilfe in einer gewiß schlechten und schändlichen Sache. Ich habe so viel darüber nachgedacht, durch Tage und Nächte; aber ich habe es nicht ausdenken können.

„Sie kam eben, und mein Vater ließ sie nicht mehr fort. . .

„Sie sollten sie sehen! Und was für Haar sie hat! Gelbes, goldenes —

„Herr, ach Herr!

„Mit ihrem gelben Haar tat sie es meinem Vater an, als ob sie ihm einen Zaubertrank eingegeben hätte; mit ihrem gelben Haar band sie meines Vaters dunkle Seele so fest an die ihre, daß mein Vater nicht los von ihr konnte. Er wollte nichts anderes mehr tun, als nur beständig ihr gelbes Haar leuchten sehen. Dabei ließ sie sich von ihm nicht anrühren . . . Wer zu ihm kam, um Rat und Hilfe von ihm zu begehren, wurde fortgeschickt. Wir wurden ärmer und ärmer, gerieten in Elend und Not. Bisweilen sagte sie meinem Vater: er müsse Geld verdienen! sie wolle schöne Kleider tragen, sich mit Schmuck behängen und in einem feinen Wagen korsofahren. Dann schlug er sie. Anrühren durfte er sie nicht: nicht mit zärtlichen Händen; aber schlagen ließ sie sich von ihm. Mein Vater schlug sie oft so, daß sie blutete. Er schrie dann selbst gräßlich auf, sie aber lachte ihn aus. Wie eine Teufelin lachte sie.

„Sagen läßt es sich nicht.

„Und nicht sagen läßt sich, was meine Mutter litt.

„Ich haßte die gelbhaarige Hexe. Erwürgen hätte ich sie mögen! Mit ihrem eigenen Haar! Um meiner Mutter willen! Aber wenn sie mich auslachte, weil ich solch großer grämlicher Junge war, der immer traurige Augen machte, die sie nicht ausstehen konnte, dann . . . Herr, ach Herr, stellen Sie sich vor: dann hätte ich sie am liebsten küssen mögen — mit Küssen ersticken.

„War etwas so Schlechtes und Schändliches möglich? Ich war ja doch noch so jung. Und meine Mutter, meine mißhandelte, zertretene Mutter!

„Bisweilen war in unserem Hause die Not so groß, daß wir Hunger leiden mußten. Mir tat das Hungern nicht weh. Aber meine Mutter! Herr, Herr, meine Mutter... Um der Gelbhaarigen willen mußte meine Mutter Hunger leiden.

„Wurde die Not im Hause gar zu groß, so drohte die Vicetta mit Fortlaufen. Dann hätten Sie meinen Vater sehen sollen! Am liebsten hätte er sie auf der Stelle totgeschlagen. Aber weil er wußte, daß sie ihre Drohung wahr machen würde, raffte er sich für eine Zeitlang auf und suchte sich Klienten: die schlechtesten und schändlichsten. Dann bekamen wir wieder für eine Weile satt zu essen. Auch meine Mutter. Weil der Vater von dem Weibe, das er nicht anrühren durfte, nicht lassen konnte, brauchte dann meine Mutter nicht zu hungern. Einmal machte mein Vater ein besonders gutes Geschäft; es mußte also wohl ein besonders schlechtes und schändliches gewesen sein. Plötzlich hatten wir viel Geld im Hause. Die Gelbhaarige bekam ein schönes Kleid und einen prachtvollen Hut. Auch eine Kette mit blutroten Juwelen. Sie zog das Kleid an, legte die Kette um, setzte den Hut auf und sah so berückend aus, daß man ihretwillen hätte eine Untat begehen können. Ich wurde fortgeschickt, um einen Wagen zu holen. Dann fuhren die beiden Korso...

„Als sie zurückkamen, dunkelte es bereits. Mein Vater war bleich wie ein Sterbender, und seine Augen glühten, als ob er das Fieber hätte. Als ich ihn sah, erschrack ich. Die Gelbhaarige behielt den ganzen Abend ihr schönes Kleid an, ließ ihre Juwelenkette funkeln und wollte sich totlachen über meines Vaters bleiches Gesicht und fieberhaft glühende Augen. Meine Mutter hatte sich schon vor ihrer Rückkehr in ihre Kammer verkrochen. Später schlich ich mich zu ihr. Ich wäre lieber bei der Vicetta geblieben; viel, viel lieber! Als ich das fühlte, erschrak

ich über mich selbst mehr als über meines Vaters todbleiches Gesicht und seine schrecklichen Augen. Ganz entsetzt war ich über mich selbst. Mein Entsetzen trieb mich hinaus in die Kammer, wo meine Mutter im Bette lag. Als ich eintrat, hatte sie die Augen geschlossen und erstickte ein Stöhnen. Ich schlich zu ihr, betrachtete sie, sah sie so elend, so verlassen daliegen, sah sie so verwelkt und gealtert und — dachte an die jungen roten Lippen der gelbhaarigen Hexe.

„Ach Herr!

„In meinem Entsetzen über mich selbst beugte ich mich zu meiner Mutter herab. Ich wollte sie liebevoll streicheln, ihr zärtlich zuflüstern. Da schlug sie ihre Augen auf und starrte mir ins Gesicht, als kenne sie mich nicht. Aber als ich sie küssen wollte, sagte sie: ‚Geh zu der Dirne, küsse die Dirne: Dich wird sie küssen wollen! Geh, geh! Mich lasse sterben.‘

„Und in meinem Entsetzen über mich selbst fühlte ich, daß meine Mutter recht hatte, daß sie mit ihren todtraurigen Augen in mein tiefstes und geheimstes Herz schaute, daß ich meinem Vater nicht gönnte, von diesen jungen roten Lippen geküßt zu werden, daß ich mich freute, weil sie sich ihm versagte. Und ich fühlte, daß meine Mutter auch darin recht hatte: mich würde die Vicetta küssen und ich würde mich von ihr küssen lassen. Ich fühlte, daß ich mich sehnte, von ihr geküßt zu werden. Während ich zu meiner mißhandelten, langsam hingemordeten Mutter mich hinabbeugte, fühlte ich, daß ich nicht mehr wert war, meinen Mund auf ihre Stirn zu drücken, weil ich beständig an die roten heißen Lippen der Vicetta denken mußte, danach mich sehnen.

„Wurde das jetzt ein Leben! Mein Vater eifersüchtig auf mich; denn — Herr, Herr! — die Vicetta küßte mich heimlich. Sie küßte mich, daß meine Lippen bluteten . . .

„Meine Mutter wußte es, sah es. Wenn ich mich jetzt einmal zu ihr schlich, sagte sie nicht mehr, ich solle fortgehen.

Nie mehr sagte sie es. Aber sie sah mich an, sah mit ihren erlöschenden Mutteraugen auf meine blutig geküßten Lippen.

„Von Tag zu Tag wurde sie elender, ‚toller' — wie mein Vater es nannte. In der letzten Woche war es so arg, daß er in meinem Beisein zu der Gelbhaarigen sagte: ‚Nachgerade wird sie ganz toll. Morgen wird sie fortgeschafft. Dann haben wir Ruhe vor ihr, dann wirst Du ... He, Junge, was willst Du von mir?'

„Was ich von ihm wollte? Daß er meine Mutter nicht in ihr Grab schicken sollte! Schützen wollte ich meine Mutter vor meinem Vater. Im Beisein der Dirne sagte ich ihm, daß er meine Mutter toll gemacht hätte, daß er sie jetzt fortschaffen wollte, um ... Und ich sagte ihm: er sollte zugleich mit meiner Mutter auch seinen Sohn fortschaffen. Am liebsten nicht nur aus dem Hause, sondern gleich aus der Welt.

„Mein Vater erwiderte: ‚Hinaus, hinaus! Du und sie! Das verrückte Weib und der liebestolle Bursche! Fort mit euch beiden!'

„Er packte mich bei den Schultern und riß mich zur Türe ...

„Da trat die Vicetta, die bis dahin wie eine Besessene gelacht hatte, auf mich zu, wurde plötzlich ganz ruhig, sagte ruhig und laut: ‚Geh, Marco. Ich gehe mit Dir.'

„Was danach geschah, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob mein Vater mich umbringen wollte oder sie. Vermutlich uns beide. Aber in der Kammer meiner Mutter hörte ich einen Laut, so schmerzlich, so schrecklich, daß mir's war, als ob jemand einen schweren Schlag gegen mein Herz führte. Ich ließ die Vicetta stehen, stürzte an meinem Vater vorüber zur Kammer, riß die Türe auf ... Die Kammer, daraus noch eben der schmerzliche schreckliche Laut gedrungen, war leer, und das Fenster stand weit offen.

„In dem nämlichen Augenblick, da ich in die Kammer

stürzte, hörte ich unten auf dem Steinpflaster des Hofes etwas dumpf aufschlagen.

„Etwas wie einen schweren Körper . . .

— — — — — — — — — — — — — —

„Sie war gleich tot gewesen. Es mußte ihr auch gar nicht weh getan haben. Ihre Züge waren ganz ruhig, so sanft, freundlich und friedfertig, wie ich sie im Leben niemals gesehen hatte. Meine Mutter mußte erst gestorben sein, um ein glückliches Gesicht machen zu können. Schrecklich war nur, daß die Augen weit offen standen und daß sie mit ihren weit offenen Augen mich anzusehen schien.

„Ihre Augen sagten zu mir: ‚Komm bald. Sei Deiner Mutter guter Sohn und — Lieber Sohn, komm mir bald nach.‘

„Am dritten Tage, nachdem mein Vater meine Mutter hatte begraben lassen, hing sich mir die Gelbhaarige vor meines Vaters Augen an den Hals. Ich riß mich los, schleuderte das Weib von mir und lief fort, um meiner Mutter bald nachzukommen, ehe ich ihr schlechter Sohn geworden wäre. Herr, ach Herr, ihr schändlicher Sohn!“

— — — — — — — — — — — — — —

Des weiteren erzählte der arme Knabe seinem Retter: wie er nach dem Tiber gegangen und am Tiber umhergeirrt war, bis tief in die Nacht hinein. So oft er den Todessprung hatte tun wollen, war jemand dazu gekommen. Einige Male hatte das Grauen vor dem fürchterlichen Unbekannten ihn gepackt, und er hatte leben bleiben wollen. Dann lief er vom Tiber fort, in die Stadt hinein, wo Menschen waren, wo das Leben war. Aber beständig hörte er die Stimme seiner Mutter sagen: ‚Komm bald!‘

Und beständig glaubte er in seiner toten Mutter weit offene Augen zu sehen. Wäre er am Leben geblieben und in seines Vaters Haus zurückgekehrt, so hätte er sich von der Vicetta nicht mehr losreißen können, so wäre er

von seinem Vater noch tödlicher gehaßt worden. Das alles war so schrecklich, daß ihm schließlich vor dem Leben mehr graute als vor dem Tode. Er kehrte wieder nach dem Tiber zurück, wartete die Dunkelheit ab, band sich mit seinem Halstuche die Hände zusammen, um nicht schwimmen, nicht sich retten zu können, irrte den Fluß hinunter, bis an die Stätte des ehemaligen Ghetto, und hier —

„Herr, ach Herr, warum ließen Sie es mich nicht vollbringen!"

IV

Das würde ein schwerer Gang sein: in die Prati dei Castelli und in jene Straße, wo der Advokat Luigi Lippi wohnte. Glücklicherweise konnte Sor Riccardo über Piazza Barberini gehen, wenn es auch von seinem Monte Caprino aus ein Umweg war. Und — gleichfalls zum Glück — hielt die kräftige Tramontana an, Geist und Gemüt durchströmend und widerstandsfähig machend. Hätte auch heute noch Südwind geweht, so wäre dem Buonissimo der Gang zu dem Vater des Geretteten noch schwerer gefallen. Denn, wenn Südwind wehte ... Es war statistisch nachgewiesen, daß in Italien die meisten Mordtaten bei Scirocco geschahen. Und bei wütendem Südwind mit heißem Zorne im Herzen einem Schurken ans Leben zu gehen, dazu wäre schließlich auch ein Mann im stande gewesen, der kein „vero Romano di Roma" war.

Sor Riccardo ließ Marco auf seinem Lager unter der Obhut von Signora Clelia. Er hatte seine Wohnung bereits verlassen, als er noch einmal umkehrte, als müßte er sich durch den Anblick des blassen Jünglings auf seinem Bette nochmals versichern, daß er das große Erlebnis wirklich nicht geträumt hatte. Die Türe leise öffnend und eintretend, begegnete er Marcos Blick. Für einen so jungen Menschen war es ein todtrauriger, ein trostloser Blick. Aber als der Sohn des Advokaten Lippi das unschöne Gesicht des Professors plötzlich in der Türe erscheinen sah, leuchtete in den schwermütigen Augen etwas Helles und Freudiges auf. Sor Riccardo bemerkte es und fühlte etwas in seinem Leben niemals Empfundenes: er fühlte, daß selbst die Sonne seines geliebten Rom sein Herz nicht mit solcher

Wärme durchströmen, nicht mit solchem Glanz erfüllen konnte, wie das freudige Ausstrahlen dieser zwei dunklen, todtraurigen Augen vermocht hatte. Bei seinem Anblick waren sie aufgeleuchtet! Dem Manne, den sie den „Guten“ nannten, war es noch niemals geschehen, daß Menschenaugen bei seinem Anblick freudig aufgestrahlt hätten. Und wie schön, wie wunderschön war das Gesicht, zu dem diese freudigen Augen gehörten. Vollkommene menschliche Schönheit war doch etwas anderes, war so viel anbetungswürdiger als in Erz oder Marmor gebildet. Selbst ein Meisterwerk des göttlichen Phidias war nicht etwas so Herrliches wie ein Meisterwerk der göttlichen Schöpfung.

Es war gut, daß der Professor seine einzige Schönheit hinter trüben Brillengläsern versteckt trug. Denn ohne die Brille würde Marco gesehen haben, daß in diesen Augen Tränen aufstiegen, das Zeichen einer Schwäche, die eines alten Germanen gänzlich unwürdig war. Seine Bewegung bezwingend, nickte der Gelehrte seinem neuen Hausgenossen zu: „Sei ruhig, mein Junge, sei ganz ruhig. Ich werde mit dem Herrn reden, und das ein deutsches Wort in meinem geliebten Italienisch. Diese Menschen sollen Dir nichts mehr anhaben dürfen, sie sollen Dich mir lassen müssen. Das heißt, wenn Du willst, wenn Du mir erlaubst, für Dich Sorge zu tragen? Vatersorgen! ... Aber vielleicht willst Du gar nicht bleiben, vielleicht willst Du von mir fort? Schon heute! Vielleicht —“

Dem Professor stockte der Atem bei der Vorstellung, diesen jungen Menschen, der ihm noch vor wenigen Stunden ein Unbekannter war, aus seinen vier Wänden wieder fortlassen zu müssen. Zurück in ein Vaterhaus, welches ein Aufenthalt des Häßlichen, des Schlechten, des Gemeinen war ... Wenn der Jüngling ihm jetzt auf seine Frage zur Antwort gab: „Ja, ich will fort. Heute noch. Ich will zurück zu jenem gelbhaarigen, jungen Weibe, das mir die Lippen blutig geküßt hat ...“ An dem Schrecken, den er bei der bloßen Vorstellung von

Marcos Fortgehen verspürte, empfand er — und auch das war ein Schrecken — daß er diesen Jüngling bereits lieb gewonnen hatte, daß sein Zimmer ihm öde, der sonnige Sommertag ihm trübe erscheinen würde ohne diese glanzvolle Jünglingsgestalt, die ihn plötzlich gleichsam zu einem reichen Manne gemacht hatte.

„Ich will nicht zurück zu meinem Vater! Um Himmels willen, nur das nicht! Lassen Sie mich nie wieder zurück! Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an!"

Bei ihm bleiben wollte er ... Fast hätte der Professor einen lauten Freudenruf ausgestoßen; fast wäre er zu dem, der bei ihm bleiben wollte, hingestürzt, um ihm zu danken, daß er ihm gestattete, ihn zu lieben und Sorge um ihn zu tragen: „Vatersorgen".

Er bezwang sich, nickte dem lieben Jungen einigemal heftig zu, schloß die Türe, stieg die fünf Stockwerke hinunter mit einem Gesicht, welches förmlich strahlte; mit einem Herzen, welches Glück und Dankbarkeit erfüllten. Er war wirklich ein guter Mensch, ein „Buonissimo", wie ein ähnlicher nur aus Deutschland nach Rom gekommen sein konnte. Ach ja, trotz seines heiß angestrebten Römertums war der Gelehrte mit jedem Pulsschlag ein guter Deutscher geblieben; besonders, was gewisse Ideale anbetraf. Es waren Ideale, die nur ein Mann von jenseits der Alpen haben konnte. Gott sei Dank, daß er sie hatte!

— — — — — — — — — — — — — —

Wer Richard Hille an diesem für ihn gesegneten Tage durch die Straßen eilen sah und wer es der Mühe wert gefunden hätte, dem Eilenden aufmerksam in das Gesicht zu sehen, der hätte sich sagen müssen: ‚Das ist einer, der heute einen glücklichen Tag hat, dem heute etwas Großes begegnet ist!'

Aber niemand achtete auf ihn; außer den umherziehenden Händlern nicht eine einzige Seele. Da Rom um diese Jahreszeit von Fremden beinahe entleert war, so stürzten

sich jene auf dieses durch einen Zufall zurückgebliebene Exemplar, es als seltenes Beutestück betrachtend. Die meisten freilich kannten Sor Riccardo, hefteten sich jedoch trotzdem wie eine Schar von Erinnyen an seine Fersen. Er geriet jedesmal in eine seine Plagegeister sehr belustigende Wut, wenn er von einem mit Ansichtskarten, geschnittenen Steinen und schlechtem Schmuck handelnden Romulusenkel auf den ersten Blick als „Forestiere" erkannt wurde. Und gar, wenn die menschlichen Schmeißfliegen ihn, Sor Riccardo, in seinem in diesem Augenblick gar nicht geliebten Deutsch anredeten! Woher sie nur wissen konnten, daß er ein Deutscher war? Er, der seit vollen fünfunddreißig Jahren den Monte Caprino oberhalb Piazza Montanara bewohnte, der getreue Mietsherr der Familie Panizza! Seinem grauen Anzuge war es doch gewiß nicht anzumerken; denn sein grauer Anzug — Sor Riccardo trug nie einen anderen Anzug als von mausgrauer Farbe — konnte ebensogut von einem echten Römer getragen werden. Gerade, als müßte der Name seines Vaterlandes in leuchtenden Lettern auf seiner Stirne geschrieben stehen, wurde er von diesem widerwärtigen Volke auf den ersten Blick als „Tedesco" erkannt, als solcher angeredet, als solcher verfolgt. Zunächst blieb er ruhig und gefaßt, würdevoll seine Rechte ausstreckend und mit dem Zeigefinger die bekannte Bewegung der Verneinung machend. Seine Ruhe und Fassung machten jedoch einem stillen Ingrimm Platz, wenn sein Verfolger durch dieses Zeichen energischer Abwehr — es war sozusagen ein Freimaurerzeichen: ‚Lasse mich gefälligst in Ruhe; Du siehst, ich weiß Bescheid; Du erkennst in mir den Einheimischen, den Römer' — sein Zorn wuchs, wenn der Feind sich dadurch nicht im geringsten bewegen ließ, die Verfolgung aufzuheben, sondern fortfuhr, ihm mit „Heimatklängen" in den Ohren zu liegen: „Kaufe Sie, wolle Sie?" Aber dann brach Sor Riccardo los! Als echter Germane voll ciceronischer Beredsamkeit. Mitten auf der Straße blieb er im ärgsten Gewühle stehen, wandte sich zum An-

griff, schnaubte den Zudringlichen an, wetterte auf ihn ein — in seinem allerbesten Italienisch, das in solchen Momenten höchster Erregung zum allerschlechtesten wurde. Voll des erhebenden Bewußtseins des Sieges, sein Haupt unwillkürlich aufreckend, schritt er weiter. Aber dann — bereits nach wenigen Schritten — dicht neben ihm, im heitersten Tone, durchaus harmlos, lachenden Angesichts: „Wolle Sie kaufe? Kaufe Sie!“

Es war furchtbar.

Heute ließ er die Meute jener Schufte weit hinter sich. Auf dem ganzen Wege vom Monte Caprino bis Piazza Barberini kam es zu keinem Stillstand, keiner Katilinarischen Rede. Bei Piazza Colonna hätte er gern den Omnibus, der die Via Tritone hinauffuhr, benutzt. Natürlich entschwand dieses edle Vehikel des Professors Augen in dem nämlichen Augenblicke, da er auf dem Platze anlangte. Er hätte einen Wagen nehmen können; aber auch die römischen Kutscher gehörten zu den Plagegeistern, den Dämonen, den Todfeinden des Guten. Wenn er nicht im entferntesten daran dachte, einen Wagen zu nehmen, fuhren sie ihm dicht vor die Füße, zwangen ihn zum Ausweichen, zum Stehenbleiben, zwangen ihn, die mit leiser Stimme gestellte Frage „Vuole?“ mit einem wütenden „No!“ zu beantworten. Mußte er sich einmal eines Gefährtes bedienen, so fuhr er selbstredend als alter Römer niemals für den Tarif. Unter keinen Umständen! Er hätte nicht verdient, seit einem Menschenalter in Rom zu sein, wäre er mit einem römischen Kutscher für den vollen Tarif gefahren. Wollte er einmal eine Fahrt unternehmen, so ließ er die Kutscher gemächlich bis dicht an sich heran, musterte kundigen Blicks die Gäule, wählte die allermiserabelste römische Mähre, hob eine Hand, legte die andere durchschneidend darüber, was bedeutete: ‚Für den halben Preis. Willst Du? Du siehst, ich kenne die Sache. Mich betrügst Du nicht; und ich weiß, Du willst mich betrügen. Also — nur für den halben Preis. Willst Du oder willst Du nicht?‘

War es nicht gerade in der vollen Fremdensaison, daß Sor Riccardo Gelüst nach einer Spazierfahrt trug, so wollte dieser oder jener Vetturin für die Hälfte des Preises ihn fahren. Wohin? Von Porta del Popolo bis Porta San Sebastiano! Aber dann: ja, dann mußte Sor Riccardo doch zu Fuß gehen; denn jeder Kutscher fuhr davon, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Also ging Sor Riccardo vom Platz des Volkes bis zum Tore des Heiligen im Schweiße seines Angesichts zu Fuß, voller Empörung über die ihm zugefügte Ungebühr und zugleich voll Stolzes, daß er sich ‚dieses Mal‘ nicht hatte betrügen lassen.

Heute hatte er nicht Zeit, von einem der römischen Schufte sich die Füße abfahren zu lassen. Auch nicht Zeit, beide Hände aufzustrecken, um das Zeichen des halben Fahrpreises zu machen; obgleich er heute von Piazza Colonna bis in die nahe Via Rasella sicher für den halben Tarif gefahren worden wäre. Überdies konnte auch der beste Kutscher die Via Tritone nur im Schritt hinauffahren. Also ging Sor Riccardo zu Fuße weiter. Es war heute ja auch Tramontana, und er konnte zu Fuß einen näheren Weg durch Gassen und Gäßchen einschlagen.

Via Rasella Nummer 17 — endlich! Tante Dora wohnte aber auch zu fürchterlich hoch. Wie unnötig dieses fragende „chi è“ doch war! Paolucc' mußte ihn durch die Türe keuchen hören und ihn daran erkennen: kam er doch immer keuchend zu Tante Doras siebentem Stockwerk emporgeklommen. Vollends heute. Ungeduldig schrie er durch die geschlossene Türe der Fragerin sein ‚amici‘ zu. Erst dann wurde ihm geöffnet.

Was war heute nur mit dem Buonissimo? So erregt hatte Paolucc' ihn noch nie gesehen. Selbst sie beachtete er nicht. Er schob sie sogar ungestüm beiseite, stürmte an ihr vorüber, geradewegs in das Atelier seiner guten Freundin.

Sie war nicht dort? Und sie hatte doch dort zu sein! Jeden Vormittag von Schlag sieben bis zum Kanonen-

schuß. Gestern bei dem abscheulichen Scirocco hatte sie wie eine Siebzehnjährige gearbeitet, und heute bei der prächtigen Tramontana tat sie nichts.

Er fand die alte Dame auf der Terrasse mitten unter ihren Blumen gärtnernd, wobei die kleine Elfe namens Lella emsig half. Vollständig harmlos begrüßte sie ihren Freund, als müsse sie ihm nicht von seinem Gesicht ablesen, daß ihm etwas Seltsames, etwas Großes begegnet sei.

Endlich sah sie es. Sie ließ die Hand, die die Gartenschere so geschickt wie den Pinsel führte, sinken, schaute ihn mit ihren klugen klaren Augen betroffen an, sagte dann ruhig und freundlich: „Ihnen ist etwas Gutes geschehen, und Sie kommen damit sogleich zu mir. Gewiß ist es etwas, darüber ich mich von Herzen freuen kann."

„Ja, freuen müssen Sie sich mit mir. Schicken Sie nur erst die liebe Kleine fort."

„Aber, Sor Riccardo, meine Lella versteht ja nicht deutsch."

„Ganz gleich, ich möchte mit Ihnen allein sein."

So wurde denn Lella zu ihrer Mutter in die Küche geschickt, und Tante Dora setzte sich gehorsam auf die Bank unter den capresischen Passionsblumen und letzten Rosen. Vor ihr lief der Professor aufgeregt hin und her.

Hin und her laufend erzählte er der aufmerksam Lauschenden... Ihr gutes Gesicht wurde dabei ernsthaft und immer ernsthafter; es wurde während des Zuhörens blaß, wurde tief traurig.

— — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt wissen Sie das große Glück, das mir begegnet ist. Ich habe einen Menschen, einen jungen, schönen und guten Menschen, der fortan zu mir gehört, den ich lieben kann — denn ich werde ihn lieben —, für den ich sorgen darf, für den ich dem Himmel und mir Rechenschaft schuldig bin ... Was machen Sie für ein Gesicht? Freuen Sie sich doch mit mir!"

Tante Dora freute sich jedoch nicht mit Richard Hille. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie mit dem Manne, der — nach Ansicht ihrer treuen Dienerin — einer der besten Menschen auf Gottes weiter Welt war, sich hätte freuen können. Sor Riccardo deutete sich ihr ernstes, fast trauriges Gesicht und Wesen indessen nicht richtig. Mit seinem schleppenden Gange zwischen Tante Doras unschuldigen Blumen immer noch heftig auf und ab trabend, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und gänzlich unmotiviert mit beiden Armen umherfuchtelnd, rief er: „Sie sind ergriffen, erschüttert sind Sie. Es ist auch fürchterlich. Der arme liebe Junge! Stellen Sie sich vor: wäre ich nicht zufällig dazu gekommen, so läge er jetzt auf dem Grunde des Stromes. Es läßt sich nicht vorstellen ... Was sagen Sie?“

„Daß ich ergriffen und erschüttert bin; nicht nur ergriffen und erschüttert. Mein lieber Sor Riccardo, mein guter Freund, mir ist angst und bange zu Mut. Denn — was soll daraus werden?“

„Was daraus werden soll? Das Schicksal hat mir geschenkt, was ich noch gestern so leidenschaftlich entbehrte, so sehnlich wünschte, um was ich Sie gestern noch so heiß beneidete. Heute besitze ich dasselbe, was Sie besitzen: ein Kind, einen Sohn. Welch einen Sohn! Den schönsten, prächtigsten Jüngling! Sie sollten ihn nur erst sehen. Ein lebendiger Skopas oder Praxiteles sage ich Ihnen. Leben ist doch etwas ganz anderes als Marmor.“

Tante Dora blieb trotzdem ernst und traurig. Sie erkundigte sich: „Von mir fort werden Sie also in die Prati dei Castelli und zu jenem schändlichen Vater gehen?“

„Gut, daß Sie mich daran erinnern. Sogleich muß ich gehen. Ich blieb viel zu lange bei Ihnen.“

„Bleiben Sie noch eine kleine Weile.“

„Wenn Sie sich mit mir freuen wollen.“

„Ach, Sor Riccardo, wenn ich das nur könnte.“

Sor Riccardo erschrak bis ins tiefste Herz hinein. Er rief aus: „Sie können nicht? Sie, meine beste Freundin,

meine treue Kameradin, die glückliche Großmama der süßen kleinen Lella, können sich nicht freuen, weil mein altes und armes Leben plötzlich wie durch ein Wunder jung und reich wurde, wie das Ihre schon längst ist?"

„Sie werden von dem schändlichen Vater den Sohn für sich fordern?"

„Er muß mir ihn lassen. Sie befürchten doch nicht, er könnte mir den armen Knaben wieder nehmen?"

„Ich fürchte, er läßt Ihnen seinen Sohn."

„Tante Dora, o Tante Dora!"

Auch diese war jetzt so erregt, daß sie aufstand und den Versuch machte, gleichfalls auf der Terrasse hin und her zu laufen. Der enge Raum zwischen den Blumen und Büschen gestattete solche Promenade jedoch nur für einen Spaziergänger.

„Welche Ursache haben Sie für Ihre Befürchtungen?"

Des Professors Stimme klang unsicher. Die kleine Dame, die gewöhnlich laut und kräftig sprach, erwiderte leise: „Welche Ursache ich habe? Sie liegt in des unglücklichen Jünglings eigener Seele. Vergessen Sie doch nicht: seine eigene liebe Mutter stieß ihn von sich, weil er in seiner Seele seinem Vater gleicht, diesem Vater!"

Außer sich rief Tante Doras guter Freund: „Wie können Sie nur so sprechen, die Sie die Güte, die Gerechtigkeit selbst sind. Und jetzt sind Sie gegen den armen Knaben ungerecht! ... Seine eigene Mutter stieß ihn von sich? Nun ja! Dieser ihren Sohn von sich stoßenden Mutter wollte er in den Tod nachfolgen; neben dieser Mutter wollte er begraben werden; mit dieser Mutter wollte er die ewige Verdammnis teilen, die die katholische Kirche über den Selbstmörder ausspricht. Und dann können Sie so ungütig und ungerecht sein, wie es die Kirche ist, und den Ärmsten verdammen? Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, das wahrhaftig nicht."

Tante Dora verteidigte sich nicht. Sie fühlte sich im tiefsten Gemüte bedrückt und von einer Angst erfaßt, die ihr selbst unerklärlich war; und diese Angst vor einem un-

bestimmten dunklen Etwas, das wie ein Unglücksgewölk über dem Haupte ihres Freundes zu schweben schien, ließ in ihrer gütigen und gerechten Seele selbst das Mitleid mit dem jugendlichen Selbstmörder nicht aufkommen. Sor Riccardo hatte recht: blutiges Mitleid mit dem Jüngling, der sein Unglück in den Wellen des Stromes begraben wollte, hätte sie fassen und ganz durchdringen müssen. Zum ersten Male geschah ihr, daß sie sich ungütig und ungerecht, schlecht und hartherzig vorkam. Sie schalt sich selbst, wie ihr Freund sie gescholten hatte; und dennoch —

Sor Riccardo stand vor ihr, sah sie still an, fragte sie: „Wollen Sie, daß ich jetzt nicht zu dem Vater gehe? Soll ich von Ihnen fort in meine Wohnung zurückkehren und dem jungen Menschen sagen: ‚Mache, daß Du hinaus kommst! Ich habe Dir zwar das Leben gerettet; aber ich will dafür keine Verantwortung tragen, will mit Dir nichts mehr zu schaffen haben. Marsch, hinaus!‘ Soll ich das? Raten Sie mir dazu? Verlangen Sie das von mir? Eine solche Schändlichkeit!“

Leise erwiderte Tante Dora: „Nein, mein Freund. Sie müssen zu dem Vater gehen, müssen den Sohn von ihm fordern; Sie müssen fortfahren, sein Schicksal zu sein, müssen die Verantwortung auf sich nehmen. Aber —“

Und die alte Dame mit dem jungen Herzen brach in Tränen aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Langsam und mit einem Gesicht, auf dem aller Glanz der Freude erloschen war, verließ Sor Riccardo die Via Rasella, um sich durch die Via Sistina über den Pincio und die Piazza del Popolo nach dem jenseitigen Tiberufer zu begeben. Über den Pincio war es ein Umweg, der zweite, den er heute machte. Er mußte sich jedoch beruhigen.

War denn plötzlich wieder Scirocco geworden? Er fühlte es so schwer in den Gliedern. Aber der frische Nordwind wehte noch immer, also mußte er das Sciroccogefühl

in sich tragen — seit dem Besuche bei Tante Dora, auf deren hoher Warte doch sonst beständig eine den ganzen Menschen aufrüttelnde und stärkende geistige Atmosphäre herrschte, die keine lähmende Empfindung aufkommen ließ.

Sie fürchtete für ihn, sie hatte geweint, sie war ganz außer sich geraten: außer sich vor Sorge, vor Angst. Vor welcher Angst? Daß ihm ein Unglück drohte. Wodurch? Durch den Geretteten, den armen Jungen; durch das, was er als ein Glück ohnegleichen, als ein Geschenk guter Götter für sein alterndes einsames Leben empfand.

„Tante Dora, o Tante Dora!"

Er sagte es halblaut vor sich hin, vorwurfsvoll, anklagend. Es schmerzte ihn, gegen Tante Dora unfreundlich empfinden zu müssen. Aber er konnte ihr, konnte sich selbst nicht helfen. Natürlich schenkte er ihrer Sorge keinen Glauben. Im Gegenteil: er fühlte sich durch ihre Zweifel in seinem Glauben bestärkt. Zugleich ergriff ihn wiederum jenes unaussprechliche, jenes ungeheure Mitleid, das ihm Stärke gab, den Sinkenden emporzuheben an das Ufer und ihn bis in sein Haus zu tragen. Die nämliche Kraft — das fühlte Sor Riccardo gleich einer Offenbarung —, das nämliche Heldentum des Mitleids würde er fortan dem Geretteten gegenüber immer empfinden, mochte die Freundin in ihrer Sorge um ihn noch so ungütig zweifeln, noch so ungerecht fürchten. Jetzt ging er rascher. Als er von der unteren Pincioterrasse aus auf das am jenseitigen Stromufer sich ausdehnende neue Quartier blickte, kam ihm das Ziel, dem er entgegen schritt, voll zum Bewußtsein. Jenes Weibes und jenes Mannes gedenkend, die Mutter und Sohn in den Tod getrieben hatten, erwachte in seiner ehrlichen Seele von neuem die ganze Wucht seiner Empörung. Er wollte sie den beiden zu fühlen geben, wollte sie zermalmen — moralisch natürlich. Jetzt überschritt er den Ponte Margherita. Wie hatte Rom sich doch verändert! In einem Jahrzehnt war es ein anderes, eben ein neues Rom geworden. Noch vor zwei Jahrzehnten

glich hier die Gegend einer historischen Idylle: wild zerrissene Stromufer mit einer Fähre, Wiesen und Weidegründen, Gemüseland und Felder hohen Röhrichts bis unmittelbar vor die gewaltigen Mauern des Kaisergrabes, bis unter die Fenster des Vatikans. Herden weideten hier, gehütet von braunen Männern in Ziegenfellen, und an Feiertagen machten Römer und Römerinnen auf den Triften ihre harmlos-fröhlichen Merenden. Manchen schönen Nachmittag war der Buonissimo mit Tante Dora und der getreuen Paolucc' hierher gewandert. Angesichts von Engelsburg und Vatikan lagerte man sich im blumigen Grase, leerte die mitgebrachte Foglietta süßen Frascatiweins und verzehrte dazu „Butterbrote“, gegen die, weil ganz und gar unrömisch, Sor Riccardo jedesmal laut protestierte, um sie sich jedesmal prächtig schmecken zu lassen. Nach genossener Speise und Trank wurden Blumen gepflückt; denn — wenn Tante Dora nur Blumen pflücken konnte! Sie war auch darin deutsch, urdeutsch geblieben. Eine Blume an ihrem Wege ungepflückt zu lassen, kostete sie jedesmal Überwindung; und ihr römischer Lebensweg führte beständig durch Blumengefilde. Sie pflückte, was sie nur pflücken konnte. Und Paolucc' pflückte. So oft Tante Dora zu einem besonders üppigen wilden Blumenbeet kam, stieß sie einen lauten Jauchzer aus. Und Paolucc' jauchzte. Wenn Sor Riccardo die beiden Frauen jubeln hörte, konnte der würdige Gelehrte unmöglich stumm bleiben. Also jauchzte er auch.

Mit Blumen beladen kehrte man Abends nach Rom zurück; unterwegs beraubte der Professor zum Überfluß ein Cannafeld. Zwei oder drei über mannshohe Röhrichtstangen für Tante Doras Terrasse auf den Schultern schleppend, fuhr er mit seinen Genossinnen über den Tiber zurück, schritt mit ihnen durch die Via Babuino Tante Doras Heim zu, völlig unbekümmert ob des Aufsehens, welches seine würdige Person und seine Rohrstangen erregten. Ja, das waren Zeiten gewesen! Und heute —

Eine monumentale Brücke über den Tiber führend;

der Strom in haushohe Quaderwände gedämmt; statt der schönen Wildnis Plätze und Straßen: breite, schnurgerade; Mietskaserne an Mietskaserne.

Ein großer Stadtteil für die Neurömer gestampft aus dem geduldigen Boden, einstmals überflutet von dem Blute all der Nationen, die Roms Feinde und Belagerer gewesen. Das moderne reiche Rom sollte in diesem häßlichen Palastviertel Wohnung nehmen und — Roms Proletariat fand darin eine bleibende Stätte, dieser das Zeichen ihrer Bewohner aufprägend: Schmutz, Verkommenheit, Verfall. Die ewige Roma glich hier einer mit schlechtem Tand und falschem Schmuck aufgeputzten armseligen Dirne.

Mit einer Empfindung von Trauer, gemischt mit Ekel, fragte sich der Professor zurecht. Er fand die Straße und das Haus. Die pompöse Fassade erschien wie eingehüllt in zum Trocknen aufgehängte Wäsche; der Bewurf war abgefallen; die Mauern zeigten klaffende Risse, als wären sie durch ein Erdbeben geborsten, dessen zerstörende Spuren zu verwischen keine Hand sich regte. In diesem allerneuesten Rom herrschte der Geist des uralten, einstürzenden, vergehenden.

Jedes dieser Häuser schien die Einwohnerschaft einer ganzen Gasse zu beherbergen. Und diese Kinder! Eine Nachkommenschaft des Proletariats zu Scharen! Eine Nachkommenschaft, auf welche die Sünden und Laster der Eltern forterbten, forterbte der ganze Jammer des Lebens.

In solcher Umgebung war Marco Lippi aufgewachsen; hier war seine Heimat, sein Zuhause gewesen. Ein Schauer überlief seinen Retter, als er in den dunklen feuchten Flur trat und in den dunklen feuchten Hof blickte, auf dessen Gestein und Unrat der zerschmetterte Leib der armen Selbstmörderin gelegen hatte.

Mit immer beklommener und trauriger werdendem Herzen stieg Sor Riccardo die Treppe hinauf von Stockwerk zu Stockwerk. Das große trostlose Haus erschloß dem Besucher vielfach sein Inneres. An offenen Türen

vorübergehend, warf er einen Blick in die Wohnungen. Einige Räume hatten Parkettfußböden; an den Wänden befanden sich die Reste von Goldtapeten; beschädigte Stukkaturen zierten die Decken. Diese kläglichen Reste von Pracht bildeten einen schreienden Gegensatz zu der Armut, dem Elend der Bewohner.

Die Tür 27 war die Wohnung des Advokaten Lippi. Sor Riccardo läutete.

„Ist der Advokat Lippi zu Hause?"

„Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ich habe mit ihm zu sprechen."

„Kommen Sie in Geschäften?"

„Das werde ich dem Advokaten selbst sagen."

„Herr Lippi sieht nur Personen, die in Geschäften zu ihm kommen."

„Sie sind seine Frau?"

Sor Riccardo tat diese Frage, als ob er damit dem jungen Weibe, welches ihm geöffnet hatte, einen Schlag ins Gesicht versetzen wollte, ohne jedoch die erwartete Wirkung auch nur im geringsten zu erzielen. Er erkannte sie sofort. Sie war schlank, fast schmächtig; ein blasses, fast kindliches Gesicht; dunkle, brennende Augen; sehr rote Lippen, und das hellblonde Haar in prachtvollen, halb losen Strähnen um das zierliche Köpfchen gesteckt. Im Dämmerschein des Flurs erschien sie von berückender, von satanischer Schönheit. Sie betrachtend dachte er:

‚Du bist eine gefährliche Person! Du mit deinen gelben Haaren und schwarzen Augen. Wenn Tante Dora Dich sehen würde ... Der arme Junge!'

Vollkommen gelassen antwortete die Gefragte: „Nein, ich bin nicht seine Frau. Seine Frau ist tot. Ich besorge sein Hauswesen. Was wünschen Sie also von ihm?"

„Sie sind die Vicetta?"

„Wenn Sie mich kennen, warum fragen Sie mich, ob ich seine Frau sei?"

Bevor der Professor auf diese Frage, der er die Antwort hätte schuldig bleiben müssen, etwas entgegnete, hörte

er aus dem Inneren der Wohnung eine heisere Männerstimme rufen: „Vice! He, Vicetta! Mit wem schwatzest Du? Zum Henker, so komm doch!"

„Sagen Sie dem Advokaten Lippi, daß ein Fremder ihn zu sprechen wünsche."

Ihn feindselig anblinzelnd, wiederholte sie: „Ich sagte Ihnen, Herr Lippi sieht niemand, der nicht in Geschäften zu ihm kommt."

„Ich komme wegen seines Sohnes."

„Marco! Sie kennen Marco? Sie kommen von Marco? Wo ist er? Ist er tot? Lebt er? Weshalb kommt er nicht selbst? Weshalb schickt er Sie? Er soll gleich kommen! Ich habe mich so um ihn geängstigt! Tag und Nacht gebetet habe ich, der Madonna von Sant' Agostino eine geweihte Kerze gelobt, wenn er zu mir zurückkommt."

„Zu Ihnen?"

Sie achtete nicht auf ihn. Ihre Stimme zum Flüstern gedämpft, war sie ihm so nahe getreten, daß ihr Gesicht das seine fast berührte. Mit einer Gebärde des Abscheus wich Sor Riccardo von ihr zurück. Sie verstand ihn sogleich:

„Sie wissen, daß ich ihn liebe? Er hat es Ihnen gesagt? Er will nicht mehr zu mir zurückkommen. Er schickt Sie her, um es dem da drinnen zu sagen? Er haßt mich, verabscheut mich? Und Sie wissen das? Dann wissen Sie auch, daß er sich von mir küssen ließ? Sagen Sie ihm, daß er zu mir zurückkehren muß, er mag wollen oder nicht. Er müßte sich denn vor mir verstecken, wo keine Sonne ihn bescheint: im Flusse, im Grabe. Ich weiß, er würde sich vor mir am liebsten im Grabe verstecken und möchte sich doch von mir küssen lassen."

Richard Hille hatte bis dahin nicht gewußt, daß es auf der Welt solche Frauen und solche Leidenschaft gab: solche Leidenschaft in solcher Gestalt! Fast die eines Kindes. Die heißen Worte kamen tonlos über ihre Lippen, die in dem weißen Gesicht wie ein blutiges Mal glühten. Mit ihrem hellen wilden Gelock und den weitgeöffneten

Augen hatte das junge Weib etwas, das Sor Riccardo an eine Meduse erinnerte. Aber schön war sie, unheimlich schön.

„Vicetta, wirst Du wohl gleich ..."

Sor Riccardo vernahm einen Fluch und das Aufreißen einer Tür.

Da sagte die Vicetta laut und gleichgültig, als hätte sie mit dem Fremden vom Wetter gesprochen: „Es ist jemand hier. Er kommt von Marco."

„Von dem ..."

Wieder eine wilde Verwünschung.

Das Mädchen bedeutete den Professor: „Dort drinnen ist der Advokat Lippi. Gehen Sie nur hinein."

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, trat sie beiseite, auf eine Tür weisend, die vorhin aufgerissen worden war und in der jetzt der Gelehrte die hohe hagere Gestalt des Advokaten Lippi, des Vaters seines Schützlings, sah. Herr Lippi schrie den Fremden an: „Wer sind Sie, und was schert Sie der Bengel?"

„Das werde ich Ihnen in Ihrem Zimmer sagen. Übrigens muß ich Sie bitten, in einem anderen Tone mit mir zu sprechen."

„In welchem Tone?"

„In einem durchaus höflichen Tone."

Vicetta war hinter dem Professor in das Zimmer getreten. Er hörte sie lachen: leise und eigentümlich melodisch.

Der Advokat begann die Unterredung: „Also in einem durchaus höflichen Tone frage ich Sie: mit wem ich die Ehre habe zu reden?"

Sor Riccardo nannte seinen Namen.

„Ferner frage ich Sie durchaus höflich: was Sie mit dem jungen Menschen zu schaffen haben, der leider mein Herr Sohn ist."

„Leider. Niemand kann das mehr bedauern als ich."

„Sie sind ja ungemein höflich ... Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?"

Professor Hille blieb stehen. Er sah sich den Mann an,

den er moralisch zermalmen wollte. Es mußte einst eine prachtvolle Gestalt gewesen sein: Zoll für Zoll ein Römer, wie nordische Phantasie ihn sich vorstellt. Umso jammervoller war der Verfall, die Verkommenheit dieses einst edlen Menschenbildes. Was auf Sor Riccardo aber den stärksten Eindruck machte, war die Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, mit diesem Vater!

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen," hatte der Advokat seinen Besuch mit spöttischer Höflichkeit gefragt. Sor Riccardo wäre nicht eingefallen, in dieses Menschen Gegenwart, in dessen Wohnung sich zu setzen. Aber selbst, wenn er der Aufforderung hätte Folge leisten wollen, so hätte er stehen bleiben müssen; denn in dem Zimmer befand sich nur eine Bettstatt, sonst kein anderes Stück Möbel oder Gerät. Nicht ein einziges! Der Raum schien wie ausgeräumt, ein Gelaß von unbeschreiblicher Trostlosigkeit, feucht und schmierig.

Der Advokat ließ seinen Besuch stehen, setzte sich auf das Bett, darauf er vor dem Erscheinen des Professors gelegen hatte. Die Vicetta trat neben ihn, heftete ihre brennenden Blicke auf das Gesicht des Gelehrten, ihn unverwandt mit einem boshaften Ausdruck anstarrend. Während des ganzen Gesprächs der beiden verharrte sie in dieser Stellung, ohne eine Bewegung zu tun oder eine Miene zu verändern, ihre dunklen Augen in die des Fremden bohrend. Der Advokat fuhr in höhnischem Tone fort: „Verzeihen Sie, daß ich mir's in Ihrer Gegenwart bequem mache. Wie ich bemerke, sind Sie über die Ausstattung dieses Gemaches erstaunt. Kurz vor Ihnen war nämlich schon ein anderer höflicher Herr bei mir: ein Herr vom Gericht. Er machte sich die Unbequemlichkeit, mit Hilfe einiger Facchini alles überflüssige Gerät aus meiner Wohnung zu schaffen. Dieses Lager mußte er mir lassen. Leider ist es nicht das Bett der Kleopatra, obgleich ihre ägyptische Majestät sicher nicht so schön war wie hier die kleine Vicetta. Es gibt eben keine Gerechtigkeit auf der Welt."

„Lassen Sie diesen Ton!“

„Erscheint er Ihnen noch immer nicht höflich genug, Herr ...“

Der Professor nannte seinen Namen noch einmal.

„Muß ich Sie bei Ihrem Namen nennen?“

„Sie dürfen es sich ersparen.“

„Ich kann Sie ja ‚höflicher Herr‘ titulieren ... Was also ist Ihr Begehr, höflicher Herr? Wenn es mir möglich sein sollte, wird Ihr Wunsch mir Befehl sein.“

Seine Empörung bemeisternd, sagte der Professor: „Fahren Sie nur fort, mit mir in solchem Tone zu sprechen. Es ist von Ihnen zu mir gerade der rechte Ton. Ich möchte aus Ihrem Munde keinen anderen hören.“

„Wie Sie wünschen ... Mit Ihrer Erlaubnis!“

Und der Mensch streckte sich der Länge nach auf dem Bette aus, an dessen Kopfende die Vicetta stand und zu dem Manne Namens Hille starr hinübersah.

„Von Ihrer armen verstorbenen Frau rede ich nicht.“

Der Advokat unterbrach ihn: „Daran tun Sie wohl, verstehen Sie mich? Daran tun Sie sehr wohl! Ich erlaube keinem Fremden, auch nicht einem Manne von Ihrer Höflichkeit, sich um meine Privatverhältnisse zu kümmern.“

„Und wenn ich dies trotzdem täte?“

„So könnte es geschehen, daß ich weniger höflich gegen Sie sein müßte, als Sie gegen mich sind.“

Sor Riccardo rief mit vor Erregung bebender Stimme: „Ihr Sohn sprang gestern nacht in den Fluß. Sie trieben auch Ihren unglücklichen Sohn dazu, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Zufällig kam ich des Wegs. Ich rettete Ihren Sohn. Er befindet sich bei mir. Ich kam, um Ihnen zu sagen, wo Ihr Sohn ist. Nach dieser Mitteilung gestatten Sie mir vielleicht doch, mich in Ihre Privatverhältnisse zu mischen? Sie sind zu trostlos, zu furchtbar, um es mit Vergnügen zu tun. Ich tue es mit Empörung, mit Abscheu. Jawohl, Herr Advokat Lippi, der Sie Frau und Sohn in den Tod trieben: mit Abscheu spreche ich zu Ihnen.“

Sor Riccardo erhielt keine Antwort. Der Mann auf dem Bette hatte die Augen geschlossen und holte schwer Atem. Die Vicetta regte sich nicht, starrte aus weit offenen Augen herüber.

„Hörten Sie nicht? Ich brachte Ihnen eine entsetzliche Nachricht, entsetzlich für jedes menschliche Gefühl, und Sie sind des Unglücklichen Vater ... Was sagen Sie?"

„Scheren Sie sich hinaus!"

„Sobald Sie mir sagten, was mit Ihrem Sohne geschehen soll, werde ich Sie verlassen; sobald ich von Ihnen gehört habe, daß Sie alle Ansprüche auf ihn aufgeben. Sollten Sie jedoch im Sinne haben, Ihren Sohn von mir zurückzufordern, so müßte ich gegen Sie die Hilfe der Polizei anrufen. Als Advokat werden Sie wissen ..."

„Ich weiß, daß der Junge ein Lasterbube ist. Und ich weiß, daß ich nicht einmal für die Vicetta Brot im Hause habe, und die Vicetta will Kuchen essen ... Wie viel geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Tunichtgut für alle Zeiten überlasse?"

Einen Augenblick verlor der Professor alle Fassung. Mit fast erstickter Stimme stieß er hervor: „Sie wollen Geld für Ihren Sohn?"

„Wie viel geben Sie mir für ihn? Ich brauche Geld, viel Geld. Sie sehen es ja; denn Sie sehen ja doch die Vicetta."

Er öffnete die Augen, fuhr jäh in die Höhe, wendete sich nach dem Mädchen um, stieß ein krampfhaftes Gelächter aus:

„Die Vicetta! Sie sehen sie ja!"

„Geld wollen Sie? Wie viel? Ich bin kein reicher Mann."

„Leihen Sie mir — zwanzigtausend Lire. Zwanzigtausend Lire leiht ein Galantuomo dem anderen gegen Zinsen. Zehn Prozent, wenn Sie wollen, obgleich es Wucherzinsen sind. Ich werde Ihnen einen Schuldschein ausstellen. Wollen Sie? Ein Kavalier hilft dem anderen.

Sie sind doch wohl ein Kavalier? Jedenfalls bin ich einer. Was meinst du, Vicetta? Zwanzigtausend Lire für den hübschen Jungen?"

Die Vicetta regte sich nicht, starrte den Professor an. Dieser sagte: „Wenn ich Ihnen die zwanzigtausend Lire schenke, würden Sie dann ..."

„Dann kann sich der Bengel bei Ihnen noch einmal wie eine Ratte ersaufen. Geben Sie mir die zwanzigtausend Lire und nehmen Sie den Bengel. Um weniger tu' ich es nicht. Schon der Vicetta willen, die schöne Kleider und goldene Ketten tragen will. Sonst läuft sie mir fort. Und ehe ich sie fortlaufen lasse, verkaufe ich Ihnen meine Seligkeit, wenn Sie sie für Geld haben wollen."

Er lachte, daß es ihn schüttelte.

„Also das Geld ..."

„Gegen Schuldschein und Zinsen."

„Bis wann brauchen Sie es?"

„Bis wann? Ich sagte Ihnen ja, die Vicetta will Kuchen essen, und es ist nicht einmal Brot im Hause."

„Ich müßte erst etwas verkaufen, bevor ich Ihnen das Geld auszahlen kann."

„So verkaufen Sie. Schnell!"

„Einstweilen, für den Augenblick ..."

Und Richard Hille suchte in seiner Westentasche, die sein Portemonnaie war.

„Gut! Geben Sie! Damit ich der Vicetta einstweilen Kuchen kaufen kann."

„So viel ich bei mir habe. Es ist sehr wenig."

„Genieren Sie sich nicht. Ich tu' es auch nicht, wie Sie sehen."

Sor Riccardo sah sich hilflos nach einem Gegenstand um, darauf er das Geld — es war ein Zwanziglirestück — hätte legen können. In dem Zimmer befand sich in der Tat nur das Bett.

Der Advokat wollte sich ausschütten vor Lachen: „Geben Sie es mir ruhig in die Hand... Sehen Sie wohl, daß Sie sich genieren? Ein Kavalier vor dem anderen!"

„Sie sollen die zwanzigtausend Lire erhalten, und das in der ersten Stunde, in der ich sie mir verschaffen kann."

„Also gehen Sie."

Das tat der Professor. Er beeilte sich, möglichst schnell von diesem Menschen und diesem Weibe, aus diesem Zimmer, dieser verfaulten verpesteten Lebensluft zu kommen, in der ein junger, noch guter Mensch zum Selbstmord getrieben wurde, weil er sich nicht ganz vergiften lassen wollte.

Auf der feuchten finsteren Treppe hörte er einen leichten Schritt hinter sich her kommen. Er fühlte, wer es war: die Vicetta. Er hörte die Vicetta dicht hinter sich flüstern, hörte sie ihm zuzischeln: „Und wenn er mich auch haßt und verabscheut — zu mir kommen und von mir sich küssen lassen muß er doch."

V

Sor Riccardo eilte noch immer, was er eilen konnte, um aus der Straße, aus der ganzen fürchterlichen Gegend fortzukommen. Ihm war, als ob er die verpestete Luft in seiner reinlichen Gelehrtenseele mit sich davontrüge. Am liebsten hätte er zunächst die höchste Höhe erstiegen, um sein beflecktes Innere dort oben rein zu beten. Doch fehlte ihm die Gelegenheit, solchem faustischen Triebe zu folgen; er hätte denn die Peterskuppel für einen Alpengipfel nehmen müssen. Auch hatte er Wichtigeres zu tun als ein derartiges seelisches Auslüften, als überhaupt an sich selbst zu denken.

„Der arme Junge! Der arme Junge!“

Indem er die Straßen durcheilte, waren es wiederum diese Worte, die er beständig vor sich hinmurmelte, mit einem Ausdruck von Mitgefühl, als müßte er den Geretteten noch einmal aus den Wirbeln des Flusses ziehen, zum Leben empor. Ach, es waren ganz andere, viel verderblichere Fluten, aus denen er den Jüngling an diesem leuchtenden Sommertage glücklich an ein rettendes Ufer gebracht hatte: aus der Schlammflut eines solchen Vaterhauses, eines solchen Daseins an einen Strand, wo Blumen für ihn aufblühen sollten: Lebensblumen, ein ganzer Lenz von Blüten!

Den ersten freien Wagen hielt er an. Zum ersten Male seit seiner Ankunft in Rom handelte er nicht mit dem Kutscher. Am liebsten hätte er doppelte und dreifache Taxe geboten, um möglichst schnell fortzukommen: dorthin, wo der arme Junge seiner Rückkehr gewiß mit Todesangst harrte.

„Monte Caprino! Fahr schnell!“

Ihm fiel ein, der Kutscher könnte über den weiten Weg·

zornig werden und langsam fahren, und er versprach daher — auch zum ersten Mal während seines langen Römerlebens — eine gute „mancia“. Wäre Tante Dora vorhin weniger sonderbar gewesen, so würde er trotz seiner Eile auch jetzt den Umweg durch die Via Rasella nicht gescheut haben, um ihr das Resultat seines Besuches mitzuteilen. Aber wie sie die ganze Sache auffaßte: ohne alle Freude, voller Sorgen und Angst, unterließ er es.

„Tante Dora! O Tante Dora!“

Er hatte sein Vorhaben erreicht: der ‚arme Junge‘ war sein, war Sor Riccardos Junge geworden! Er hatte das fremde Stück Leben zu seinem eigenen Leben gemacht, besaß fortan einen Sohn, einen schönen prächtigen Sohn; trotz jener abscheulichen Pesthöhle und trotz Tante Doras unfreundlicher Sorge einen geradezu herrlichen Knaben.

Aber seine zweite Absicht: hatte er auch diese erreicht? Hatte er den Advokaten Luigi Lippi wirklich moralisch vernichtet?

Bis zu diesem Punkte seiner Betrachtung gelangt, fühlte der Buonissimo, daß er allen Grund hatte, nicht allzusehr als Triumphator auf seinen Kapitolinischen Hügel zurückzukehren. Als ein durch und durch ehrliches Menschenkind, wie der gute Herr bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele hinein war, mußte er sich gestehen, daß er, was diesen Punkt betraf, eine schwere Niederlage erlitten hatte. Nicht einmal die Bewilligung der zwanzigtausend Lire geforderten Kaufgeldes, selbst nicht der mit größter Kaltblütigkeit angenommene jammervolle „Vorschuß“ hatte auf den Herrn Advokaten den geringsten Eindruck gemacht.

Zwanzigtausend Lire —

Die große Summe mußte schnell beschafft werden, womöglich noch heute. Erhielt der Mensch das Geld nicht bald, so konnte ihm einfallen, den Sohn zurückzufordern oder sonst einen Druck auszuüben. Unvorsichtigerweise hatte Sor Riccardo dem Menschen seine Adresse gesagt. Vielleicht kam er oder schickte die Vicetta ...

Die Vicetta!

Daß es solche Frauenwesen gab. So schön und so teuflisch. Denn schön war sie. Darauf verstand sich der alte Schönheitskenner.

Was hatte jener Mensch gesagt? Von seinem eigenen Sohne! Daß dieser ... Sor Riccardo besann sich nicht mehr genau ... So fürchterlich von seinem eigenen Sohn zu sprechen! In solchem Augenblick! Hätte er doch nur seine Brille abgenommen, damit der Mensch seine vor Verachtung und Empörung flammenden Augen gesehen hätte! Die blauen Brillengläser trugen Schuld daran, daß er den Menschen nicht moralisch vernichtet hatte.

Aber die zwanzigtausend Lire —

Er befahl dem Kutscher, durch die Via Tor'di Nono zu fahren, und ließ in der Nähe vom Palazzo Borghese halten. Hier wohnte einer der größten römischen Antiquare, den Sor Riccardo jedoch niemals aufsuchte: der Mensch handelte nicht nur mit antiker Kunst, sondern trieb förmlich Wucher damit. Deshalb war er dem deutschen Gelehrten verhaßt; und das umsomehr, weil er von allen Kunsthändlern Roms die seltensten, die herrlichsten Stücke besaß. Seine Wühler und Spione waren durch das ganze Land verbreitet. Zu „empörend“ geringen Preisen kaufte er die köstlichsten Werke an, um sie für Riesensummen zu verschachern. Gerade das Schönste und Seltenste hinüber nach Amerika. Natürlich nach Amerika!

Der große Mann — er hatte das Äußere und Wesen eines Grandseigneur, dessen Ahnen mit Lucullus Muränen gespeist hatten — empfing den Archäologen in seinem prächtig ausgestatteten Privatgemach mit einer Höflichkeit, als käme seinesgleichen zu ihm: „Herr Professor, welche Ehre! Sie sind ein seltener Besucher! Was verschafft mir das Vergnügen? Gewiß hörten Sie von meinem ‚Hermes‘. Hellenisch, versichere ich Sie. Griechische Originalarbeit, Herr Professor! Und wo gefunden? In dem Hofe eines Nonnenklosters. Göttlicher Praxiteles! Dort lag der unsterbliche Marmor unter Disteln und Dornen. Der große Morgan will mir ein fürstliches Vermögen dafür geben.“

„Verkaufen Sie also Ihren göttlichen Hellenen an den Milliardär ... Nein, Herr, ich kam nicht Ihres Hermes willen zu Ihnen.“

„Immerhin eine große Ehre für mich. Bitte, setzen Sie sich.“

Aber Sor Riccardo blieb stehen, und zwar in seiner steifsten Haltung, die Ursache seines Besuches erklärend: „Neulich waren Sie bei mir und fanden mich nicht zu Hause. Trotzdem drangen Sie bei mir ein. Natürlich war es die Schuld meiner Wirtin; in Zukunft verbitte ich mir jedoch dergleichen Zudringlichkeiten. Sie sahen bei mir den Eros. Er gefiel Ihnen. Sie machten mir dafür ein Angebot, ohne zu fragen, ob ich das Kunstwerk — es ist griechische Originalarbeit, Herr! — überhaupt fortgeben wollte. Ich wollte es nicht. Verstehen Sie mich? Zwanzigtausend Lire boten Sie mir dafür, obwohl Sie wissen, daß der Eros mit hunderttausend miserabel bezahlt wäre. Überhaupt ‚bezahlt‘ ... Aber das verstehen Sie nicht. Wie sollten Sie das verstehen können? Kurz und gut: ich komme zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich eines anderen besonnen habe.“

„Sie bieten mir also Ihren Eros an? Wie gesagt, zwanzigtausend bar ausbezahlt.“

Mühsam, als würde ihm das Sprechen schwer, erwiderte der Archäologe: „Ich biete Ihnen meinen Eros an. Für fünfzigtausend Lire bar ausbezahlt können Sie ihn bei mir abholen lassen. Heute noch.“

„Ich biete Ihnen zwanzigtausend.“

„Und ich sage Ihnen: fünfzigtausend. Sie wissen sehr wohl, daß Ihnen Ihr ‚großer Morgan‘ dafür ein ‚fürstliches Vermögen‘ geben würde, ohne mit Ihnen zu handeln — wie ich leider muß ... Also bis heute abend die fünfzigtausend Lire, oder ich wende mich direkt an Ihren Amerikaner, obgleich ich mich sonst auf dergleichen Geschäfte schlecht verstehe. Empfehle mich Ihnen.“

„Herr Professor! So hören Sie doch ...“

Der Professor hörte nicht. Er hätte sonst aus dem

Munde des großen Mannes hören können, daß er ein deutscher Bär sei. Überdies ein Esel. Denn nur ein Esel konnte den Eros für solche Summe verkaufen. Aber so waren Sie nun einmal, diese Deutschen!

— — — — — — — — — — — — — —

Also die Kaufsumme war beschafft. Der Überschuß — außer zehntausend Lire, die er dem Kapuzinerkloster schenken wollte — sollte sein bleiben. ‚Lieber hungere ich, als mich von dem Eros trennen,' hatte er zu hundert Malen seiner guten Freundin, zu tausend Malen sich selber versichert. Und jetzt —

Jetzt hatte er den geliebten Marmor verkauft! Vielmehr: er hatte ihn gegen ein blühendes Menschenleben eingetauscht. Durfte der Handel ihn traurig stimmen? Durfte er bereuen, ihn gemacht zu haben? Wäre das leiseste Zucken von Reue nicht ein Unrecht gewesen? Ein Unrecht gegen denjenigen, zu dessen Gunsten er den Tausch gemacht? In seiner unbestechlichen Ehrlichkeit tat der Professor die Gewissensfrage mit tragischem Ernst; sie sich selbst ebenso pathetisch beantwortend: „Das leiseste Zucken von Reue wäre eine Niederträchtigkeit, einfach eine Infamie. Ich werde niemals bereuen. Etwas betrübt bin ich allerdings über den Verlust meines Eros. Darüber nicht betrübt zu sein, wäre ein Unrecht gegen mein Kunstwerk, welches für mich ein Stück Lebensglück war. Und das kein geringes."

Der Besuch bei dem Händler mit Kunst und Schönheit hatte nicht volle fünf Minuten gedauert. Trotzdem empfand Sor Riccardo die kurze Verzögerung wie eine verschuldete Verlängerung von Marcos gewiß qualvollem Zustand. Er trieb den Kutscher zur Eile. Wie gewöhnlich hatte er von allen Rosinanten der ewigen Stadt den elendesten Gaul. Das gehörte nun einmal zu seinem römischen Pech.

Es gab für ihn nichts so Aufregendes, als in Rom zu fahren, wenn er Eile hatte. Dieses Gedränge von Wagen

in den engen Straßen! Dabei schien außer ihm kein anderer Mensch Eile zu haben. Der Kutscher selbst am wenigsten. Die Gemütsruhe dieses Mannes empörte den Professor, der in Rom überhaupt aus den Aufregungen nicht herauskam. Entweder war es Staunen, Bewunderung, Glückseligkeit über Roms Herrlichkeiten, die ihn in einen Taumel, in einen wahren Rausch versetzten; oder er zitterte vor Wut über irgend eine Niedertracht irgend eines Romulusenkels. Es konnte auch eine Enkelin sein.

Piazza Montanara — endlich!

Er ließ den Kutscher halten, bezahlte, gab ein überreiches Trinkgeld und lief durch den dunklen Torbogen wie ein Jüngling den Berg hinauf. Niemals zuvor war Sor Riccardo die steile Treppe zu seiner hohen Warte so behend emporgeklommen; selbst nicht an jenem glücklichen Tage, an dem er, von Tante Dora zurückkommend, zum ersten Male den Eros in seinem Zimmer wußte, jenen Profanraum zu einem Tempel weihend.

Obgleich er den Wohnungsschlüssel bei sich hatte, zog er die Klingelschnur, als ob er sie abreißen wollte, empört, daß ihm nicht in demselben Augenblick geöffnet wurde, und sein „amici“ schon schreiend, bevor die liebliche Stimme seiner Padrona sich erkundigte, wer da wäre. Die Klingelschnur ziehend, besann er sich auf den Schlüssel, schloß selbst auf, stürmte an der sich langsam heranwälzenden Signora Clelia vorüber, ohne diese würdige Dame im geringsten zu beachten, seinen Gemächern zu.

Was war das? Stimmen in seiner Wohnung! Leute bei Marco! Wer? Wer anders als jener Galantuomo von Vater und die Vicetta! Der Advokat und das gelbhaarige Frauenwesen waren ihm zuvorgekommen, um ihm den Jungen zu entführen. Der Schreck, den er bei dieser Vorstellung empfand, machte ihn so besinnungslos, daß ihm gar nicht einfiel, wie jene unmöglich vor ihm hätten da sein können. Er riß die Türe auf und —

Und er sah bei seinem neuem Stück Lebensglück seine

gute alte Tante Dora; sah Paolucc'! Wahrhaftig: auch Paolucc' war gekommen!

Ja, und wie sah er die drei beisammen? Als ob sie immer beieinander gewesen wären, als ob sie zueinander gehörten: Professor Hilles alte Tante Dora und Sor Riccardos Junge! Die nämliche Tante Dora, die ihn — vor wenigen Stunden war es gewesen — mit flehend emporgehobenen Händen beschworen hatte, den durch ihn aus den Fluten des Stromes Geretteten aus seinem reinlichen Zimmer und seinem ehrlichen Herzen wieder zurückzustoßen in die Schlammfluten des Vaterhauses.

Marco lag lang ausgestreckt in Sor Riccardos Arbeitszimmer auf Signora Clelias bestem Sofa, und die beiden Frauen waren um ihn beschäftigt, als ob der große Junge ein krankes Wickelkind wäre. Alle drei machten glückliche, geradezu strahlende Gesichter. Der Buonissimo glaubte gesehen zu haben, wie Tante Dora bei seinem Eintritt sich zärtlich über Marco gebeugt und Paolucc' seinen schwarzen Lockenkopf getätschelt hatte.

Jetzt waren die beiden von dem jungen Manne fortgewichen, und Tante Dora kam dem eintretenden Hausherrn entgegen. Als sie dicht bei ihm stand, flüsterte sie ihm zu: „Verzeihen Sie, alter Freund. Ich tat Ihnen heute weh und bitte es Ihnen ab. Sie haben recht: der Junge ist ein entzückendes Menschenkind und ... Verzeihen Sie mir! Natürlich müssen Sie den Jungen behalten."

„Muß ich?"

„Er muß Ihr Junge werden: Richards Junge!"

„Erst werden? Er ist es schon!"

„Also behalten Sie ihn?"

„Ja, ja ... Ich soll Ihnen verzeihen, sagen Sie? Ich danke Ihnen, daß Sie herkamen. Ich werde es Ihnen niemals vergessen. Und daß auch Paolucc' gekommen ist! Es sieht Ihnen jedoch ähnlich; es ist eine echte Tante Dora-Tat. Sie wissen doch, was eine echte Tante Dora-Tat ist? Das Beste, Richtigste, Schönste auf der Welt. Wenn

Sie es bis jetzt nicht wußten, so sage ich es Ihnen hiermit."

Obschon sie Deutsch sprachen, hatten beide im Flüsterton geredet. Dann rief der Professor auf Italienisch: „Wir schwatzen zusammen, und Marco weiß noch gar nichts."

„Sie waren bei meinem Vater, und ich darf bei Ihnen bleiben?"

„Bei mir bleiben!"

Damit lief der alte Germane auf den jungen Römer zu, riß ihn vom Lager auf, umarmte ihn, küßte ihn; umarmte ihn wieder, küßte ihn wieder. Dann sah er sich nach Tante Dora und Paolucc' um, als ob er sie auffordern wollte, das gleiche zu tun und seinen Jungen auch zu umarmen, auch zu küssen. Die beiden wären dazu auch gleich bereit gewesen.

„Was sagte mein Vater? Und was sagte —"

„Laß das jetzt ... Natürlich duze ich Dich, und Du duzest mich. Sei ganz ruhig. Alles ist geordnet. Sorge Dich um nichts. Denke jetzt nur daran, daß Du ein neues Leben beginnen willst, ein anderes, besseres, glücklicheres. Wir helfen Dir dabei: Tante Dora — das ist nämlich Tante Dora — und Paolucc' auch. Du wirst bald wissen, wer und was Tante Dora und Paolucc' eigentlich sind ... Wie kommt Ihr eigentlich hierher?"

Tante Dora, mit feuchten Augen lachend, erklärte: „Wie? Per Wagen. Allerdings nicht für die halbe Taxe. Als Sie fort waren, als ich Ihnen Ihr gutes goldenes Herz schwer gemacht hatte ... Seien Sie ganz still! Sie wissen, daß es ein goldenes Herz ist; und wenn Sie es bis jetzt nicht wußten, so sage ich es Ihnen hiermit ... Als Sie so betrübt davon schlichen, ging ich in die Küche zu Paolucc', erzählte ihr die Geschichte, erzählte ihr alles, und — stellen Sie sich vor: Paolucc' schalt mich. Wie sie mich schalt! Als ob ich an ihrem Buonissimo eine Untat begangen hätte."

Tante Dora sprach Deutsch. Paolucc' hätte sie jedoch verstanden, wenn sie Chinesisch gesprochen hätte. Sie war

wieder einmal ganz „Auge“. Mit ihrem schwärzesten, ihrem strahlendsten Augenpaar lachte sie ihren Liebling — denn das war Richard Hille! — gerade in sein ehrliches, gleichfalls strahlendes Gesicht, ihm heftig ihre höchste Billigung seiner Handlungsweise zunickend, während ihre Herrin fortfuhr: „Paolucc' sagte: ‚Jetzt machen Sie sich sogleich zurecht, fahren mit mir zu ihm und sehen selbst nach. Der arme Junge muß ja doch Wäsche haben. Oder wollen Sie, daß er nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hat? Denn des Professors Hemden passen ihm sicher nicht.‘ Sie hatte wieder einmal ganz herrlich recht. Und so kamen wir denn.“

Glückselig wiederholte Richard Hille: „Und so kamen Sie denn! Tante Dora sah den Jungen, sah ein, daß mir ein großes Glück begegnet ist, daß er mein Junge werden muß.“

„Sah es sogleich ein, hätte es auch ohne Paolucc' sogleich eingesehen. Es war aber doch gut, daß auch sie mitkam; denn — sehen Sie nur!“

Damit zeigte Sie triumphierend einen beschriebenen Bogen Papier.

„Was ist das wohl? Eine Liste, eine sehr lange Liste, wie Sie sehen. Was steht wohl darin? Alles, was der Junge für sein neues Leben notwendig hat. Wer ließ alles gleich für ihn aufschreiben? Paolucc'! Wer hat nicht ein einziges Stück vergessen? Paolucc'! Wer wird die Aussteuer für Richards Jungen Stück für Stück besorgen? Paolucc'! . . . Und die Patin von Richards Jungen . . . Wer ist diese? Tante Dora!“

„Und Paolucc'. Selbstverständlich auch Paolucc'!“ rief Sor Riccardo, an Lellas Frau Mutter sich wendend.

Diese strahlte und nickte. Alle drei strahlten und nickten. Dem jungen Manne nickten sie zu, der über die lange Liste seiner Aussteuer eine kindliche Freude bezeigte.

Nun wurde es immer fröhlicher, geradezu festlich. Tante Dora, die an „alles“ dachte, hatte auch an das Mittagessen gedacht, welches in Signora Clelias Küche von der sabinischen Magd unter Oberaufsicht von

Paolucc' bereitet wurde: Cucuzi mit Tomaten; Huhn mit Reis; Sabaione — auf gut Deutsch: ‚Chaudeau.'

In Sor Riccardos Studio deckte Tante Dora eigenhändig den Tisch, den sie mit roten Nelken bestreute. (An die roten Nelken hatte Paolucc' gedacht; sie stammten von Tante Doras Terrasse.) Die Stelle des Sektes vertrat bei dem Festmahl Orvieto spumante, und der junge Marco war Ehrengast. An seiner einen Seite saß Tante Dora, an der anderen Sor Riccardo. Paolucc' wollte bei Tisch bedienen, was jedoch unter allgemeiner Entrüstung abgelehnt wurde: auch Paolucc' mußte an der Festtafel sitzen, auch sie wurde geehrt und gefeiert. Statt ihrer trug die Sabinerin die Speisen auf. Sie war ein junges, braunes, wild ausschauendes Geschöpf in bunter Nationaltracht, was die Stimmung der beiden Alten wesentlich erhöhte.

Marco wurde von zwei — nicht doch! — von drei Seiten der Teller voll der besten Speisen gehäuft: die zartesten jungen Kürbisgurken in einem Purpurstrom von Pomi d'oro; Hühnerbrust auf einem dick mit Parmesan bestreuten Reishügel; das größte Glas des Hauses bis zum Rand mit der süßen schaumigen Lieblingsspeise der Römer angefüllt. Er ließ es sich prachtvoll schmecken. Und wie liebenswürdig er war! Wie die kleine Tafelrunde noch niemals ein so schönes Jünglingsantlitz gesehen hatte, so war ihnen auch noch niemals ein ähnlich warmherziges, Liebe und Glück ersehnendes, Zärtlichkeit und Hilfe bedürftiges junges Gemüt begegnet. Was Tante Dora vollends bezauberte, war, daß er mit Blicken glühender Dankbarkeit an dem Gesicht seines Retters hing. Einmal sprang er vom Tisch auf, stürmte zu dem Professor, ergriff dessen Hand, küßte sie mit einem Ausdruck von Innigkeit, von Inbrunst, daß er wie ein junger Heiliger aussah, der eine Adoration verrichtete. Glücklicherweise standen ihm Richard Hilles beste Kleider etwas komisch, sonst wäre die Situation noch tragisch geworden.

Am Schlusse des Mahles geschah etwas Außergewöhnliches: Tante Dora hielt eine Rede; noch dazu eine

italienische Rede. Sie lautete: „Ich will hier öffentlich bekennen, daß ich eine bösartige Person bin. Obendrein eine schlechte Freundin. Als mein geliebter Buonissimo heute mit strahlendem Gesicht zu mir gelaufen kam, um mir die große Freudenbotschaft zu melden, daß er über Nacht einen Sohn bekommen habe, da war ich so schlecht und bösartig, mich nicht mit ihm zu freuen und ihm dadurch seine Freude gründlich zu verderben. Denn so ist er nun einmal: viel zu gut ist er! Viel zu gut gegen alle Welt, also auch gegen seine alte törichte Freundin. Diese dachte, als er heute bei ihr war, an seine viel zu große Güte; und sie dachte an die Undankbarkeit der Menschen, an das Häßliche auf der Welt. Sie dachte an schmerzliche Erfahrungen, an bittere Enttäuschungen, an Kummer, Leid und Gram. Und sie war so töricht, ihre dummen Gedanken nicht für sich zu behalten, was von ihr tausendmal gescheiter gewesen wäre. Aber gescheit ist sie nun einmal nicht. Nun schämt sie sich in tiefster Seele. Undankbarkeit, dieses abscheulichste aller Laster, fürchtete sie für den treusten aller Freunde. Auch Sor Riccardos Junge muß mir verzeihen; denn ich besorgte: er könnte gegen den besten aller Menschen undankbar sein und schmerzliche Erfahrungen, bittere Enttäuschungen, Leid, Kummer und Gram über meinen alten Kameraden bringen: er, der mit solcher Innigkeit Richard Hilles Hände küßte: die Hände, die ihn aus der Tiefe des Stromes gezogen haben.

„Und Du, Richards Junge — denn auch ich duze Dich fortan, da Du fortan auch mir angehörst — Du tatest tausendmal recht, dieses Mannes Hand an Deine Lippen zu drücken. Es ist die starke Hand, die Dich am Leben erhielt; und es ist die treue Hand, die Dich in Deinem neuen Leben führen, Dich stützen und halten wird: so stark und treu, wie eines Mannes Hand nur stützen und halten kann. Es ist eine gesegnete Hand! Das Herz, welches diese Hand in Kummer und Schmerz und Leid erbeben macht, muß ein durch und durch verderbtes, ein schlechtes Herz sein . . .“

„Tante Dora! O Tante Dora!“

Richard Hille war's, der diesen Ruf ausstieß. Er sah Marco totenbleich werden und seine Züge den Ausdruck eines Schreckens, dem Entsetzen gleich, annehmen. Aber der junge Mann faßte sich. Er ging zu der alten Dame, schaute sie mit einem leuchtenden Blicke an, sagte mit tiefem Ernste: „Sie haben recht! Nur ein durch und durch schlechter Mensch kann ein Unrecht begehen, welches, an diesem Manne begangen, ein Verbrechen sein würde. Ich bin kein guter Mensch. Das fühlte ich gestern, als ich mich selbst aus der Welt schaffen wollte; das fühle ich heute, da ich wieder in die Welt zurückgekehrt bin, wo ich so viele gute Menschen sehe, die mir helfen wollen, ihnen gleich zu werden. Helft mir! Sie alle werden sehen, daß mein Herz guter Empfindungen fähig ist; denn ich fühle, daß es dankbar sein, daß es lieben kann. Ich liebe Sie, den besten der Menschen!"

Marco hatte die letzten Worte an seinen Retter gerichtet. Er sah dabei so schön, zugleich so ritterlich und edel aus, daß es kein Wunder war, wenn der Buonissimo in diesem Augenblicke glaubte: Paolucc' hätte ihm einen Beinamen gegeben, der ganz und gar nicht zu ihm paßte, und er müßte eigentlich der „Felicissimo" — der Glücklichste — genannt werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Daran hatte Tante Dora nicht gedacht! Als sie alle beisammen saßen, ging die Türe auf, und der schwarze Kaffee wurde gebracht. Von wem wohl? Nicht von der Sabinerin. Den heißen duftenden Trunk kredenzte Paolucc's Töchterlein, die liebliche Lella. Ganz heimlich hatte der Professor einen Boten fortgeschickt, um den holden Genius der Via Rassella auf den Monte Caprino zu befördern, und zwar mittels einer Droschke, für die der Professor mit Freuden die ganze Taxe bezahlte.

Tante Dora sprang auf, nahm der kleinen Hebe den Trunk ab, ergriff sie bei der Hand und führte sie Sor Riccardos Jungen zu: „Gebt euch die Hand und haltet gute Kameradschaft!"

Sämtliche Anwesenden hatten ihre helle Freude an der reizenden Gruppe der beiden jungen Leute, welcher der Archäologe in seiner Begeisterung über so viel Jugend und Schönheit ohne weiteres einen klassischen Namen beilegte: ‚Amor und Psyche‘. Der Name des berühmten mythologischen Liebespaares schien dem alten Herrn für die beiden gerade gut genug.

Ein anderer Eros, das Werk eines griechischen Meisters aus Marmor von Paros, stand inzwischen am Fußende von Sor Riccardos Lager, von dem Faltenwurf eines Stückes alten Genueser Purpursamts verhüllt, ein verschleiertes Götterbild. Der Professor zitterte vor dem Augenblick, da Tante Dora ihn bitten würde, ihr sein geliebtes Kunstwerk zu zeigen: mußte er sie doch bei jedem Besuche davor führen. Dann standen die beiden guten Leutlein staunend und bewundernd vor der Statue, die selbst in ihrer Verstümmelung von überirdischer Schönheit war, und hielten stille Andacht miteinander. Hätte sie nun heute, gerade heute, den Marmor zu sehen verlangt, so wäre dies für ihren alten Freund einer der schmerzlichsten Augenblicke seines ganzen Lebens gewesen; denn er hätte dabei denken müssen, daß heute der letzte Tag war, an dem der Gott bei ihm weilte. Wenn man kam, um den Marmor davon zu tragen, würde es sein, als ob man ihm den genius loci nähme. Da mußte denn freilich der Lebende sein guter Genius werden. Und das nicht allein der des Ortes.

— — — — — — — — — — — — — —

Tante Dora nebst Paoluccia und Lella waren glücklich fortgeschafft worden, bevor in des Professors Wohnung der Antiquar erschien. Denn der große Herr kam in eigener Person, um den Kaufpreis bar auszuzahlen und die Ware in Empfang zu nehmen. Der Professor wußte: hätte er noch mehr gefordert, so würde er noch mehr erhalten haben. Zu seinem eigensten Schaden besaß er nun einmal nicht das Talent zu einem Geschäftsmanne; geschweige denn zu einem Geschäftsmanne in solcher ‚Branche‘.

Während die Sache erledigt wurde, mußte Marco im Arbeitszimmer auf dem Diwan liegen bleiben. Für ihn war es völlig überflüssig, von dem Handel zu erfahren. Wußte er doch gar nicht, was der Eros des Professors Hille war und was der junge Griechengott für diesen bedeutete. Er durfte es niemals wissen.

Bare fünfzigtausend Lire! Soviel Geld hatte Sor Riccardo noch niemals beisammen gehabt. Er hielt das viele Geld in den Händen und sah fast freudigen Blickes auf die leere Stelle am Fußende seines Lagers — wahrlich nicht des Geldes willen, sondern wegen des lieben schönen Knaben, der heute „Richards Junge" geworden war.

Aber daß er noch einmal in jene schreckliche Behausung mußte: zurück auf die Prati dei Castelli! Dieser zweite Gang würde ihm noch um vieles schwerer fallen als der Weg am Morgen. Er wollte dieses zweite Mal kein Wort verlieren. Nur das Geld würde er abgeben, den Empfangsschein sich ausstellen lassen: die schriftliche Verzichtleistung des Vaters auf seinen Sohn, und ohne ein Wort wieder gehen. Vielleicht, daß nach stattgefundener Auszahlung seine schweigende Verachtung den Menschen moralisch zermalmte. Wenn auf diesen Menschen irgend etwas vernichtend wirken konnte, so mußte es das sein.

Von den gewaltigen Gemütsbewegungen der letzten vierundzwanzig Stunden zu Tode erschöpft, war Marco von neuem in tiefen Schlaf gesunken. Auf den Zehen schleichend, verdunkelte Sor Riccardo das Zimmer, schloß leise die Tür, verbot seiner Padrona auf das strengste, den Schlafenden zu stören, packte das viele Geld zusammen und stieg eilends seinen Berg hinunter, um auf Piazza Montanara einen Wagen zu nehmen.

Bei anbrechender Dämmerung machte das Straßenviertel, darin sich Marcos Vaterhaus befand, einen etwas weniger trostlosen Eindruck als bei dem goldenen Lichte des Tages. Dafür wirkten Haus, Treppe und Wohnung des Advokaten umso beklemmender auf den späten Besucher. Herr Lippi hatte den Professor nicht erwartet,

schien auf das höchste über sein Kommen erstaunt, schien nicht zu fassen, daß ein Mensch so verrückt sein konnte, ihm für den Verzicht auf seinen Taugenichts von Sohn Geld zu geben — noch an dem nämlichen Tage die ganze geforderte Summe: bare zwanzigtausend Lire! Allerdings war der Zahler ein Forestiere, ein Tedesco; also ein Halbnarr.

Anstatt moralisch zerschmettert zu sein, schien sich der Herr beim Anblick des vielen Geldes gehoben zu fühlen. Die Vicetta, die das Geld mit gierigen Blicken anstarrte, mußte von einer gefälligen Nachbarin Tinte und Licht, Papier und Feder beschaffen; die Kaufsumme wurde von dem Professor ausgezahlt, von dem Advokaten sorgfältig nachgerechnet und quittiert. Dann setzte dieser mit großer Umständlichkeit und sichtlichem Genusse die Verzichtsurkunde auf, die selbstredend nicht den mindesten Wert hatte. Mit echt römischem Pathos sprach Herr Lippi aus, daß er fortan keinen Sohn mehr besäße, einen Sohn niemals mehr besitzen wollte.

Sor Riccardo hielt sein sich selbst gegebenes Wort: während der ganzen Zeit blieb er stumm, als hätte er die Sprache verloren. Er glaubte, sein starres Schweigen würde von gewaltiger Wirkung sein, und bemerkte gar nicht, wie der Advokat ihn mit einer Verachtung behandelte, als wäre er, Professor Richard Hille, der gemeine Schuft und Herr Luigi Lippi ein Galantuomo vom Scheitel bis zur Sohle.

Das letzte, was der Professor von diesem Herrn beim Verlassen der Wohnung sah, war, wie der Advokat die Vicetta von dem Gelde zurückstieß.

Jetzt war auch das getan, abgetan; jetzt war Marco Lippi in Wahrheit sein lebenslängliches geliebtes köstliches Eigentum: Richard Hilles Junge!

Daß auch diese Stunde eine gesegnete war!

VI

Hätte Richard Hille noch in seinen alten Tagen ein Weib genommen, so würde die Veränderung aller seiner Lebensgewohnheiten, seiner ganzen Existenz überhaupt, kaum umwälzender gewesen sein, als es jetzt der Fall war, nachdem er plötzlich zu einem großen ‚Wahlsohn‘, zu einem ausgewachsenen Jungen gekommen.

Der gelehrte Herr war der Konservativste der Konservativen. Hätten die Fliegen aufgehört, ihn zu umsummen und sein graues Haupt als eine Stätte von ganz besonderer Anziehungskraft zu betrachten, er würde es sogleich bemerkt und sehr übel genommen haben; standen seine Bücher nicht bis auf den Zentimeter in Reih und Glied auf den Regalen, war sein Konzeptpapier nicht auf das Gleichmäßigste geschichtet, nicht mit durchaus regelmäßigen Zahlen nummeriert und lag es nicht auf einem ganz bestimmten Platz auf dem Schreibtisch, so war für ihn an Arbeit nicht zu denken. Wie solche pedantische Ordnung zu seinen notwendigen Lebensbedingungen gehörte, genau ebenso der Wirrwarr von Manuskripten, Fachschriften und Zeitungen über das ganze Zimmer verstreut. Wäre Dame Clelia in einem tadellos sauberen Gewande bei ihm erschienen, würde er es sogleich bemerkt und als eine ungehörige Unregelmäßigkeit unangenehm empfunden haben. Daß seine Uhr — er hatte sie von einem Gevatter zur Konfirmation erhalten — eine Minute früher oder später die Mittagsstunde anzeigte, als vom Janiculus der Kanonenschuß über Rom erdröhnte, gehörte zu den undenkbaren Dingen. Selbst der von ihm verabscheute Scirocco hatte entweder seine drei oder sechs oder neun Tage zu wehen; und wenn nachmittags Schlag fünf die Meerbrise

nicht einsetzte, so war in der Natur irgend etwas nicht richtig.

Die Möglichkeit, einen Mittwoch Abend bei Tante Dora zu versäumen, oder seinen Stammtisch in der Trattorie an Piazza San Marco von einem anderen Gaste besetzt zu sehen, oder Sonntags den Frühzug nach Frascati zu verfehlen — die bloße Vorstellung eines derartigen Ereignisses reichte hin, ihn auf das heftigste zu beunruhigen.

Und jetzt!

Alles war anders. Es war, als ob das Dasein des gelehrten Herrn ein Kleidungsstück wäre. Der Rock war schlecht und schäbig geworden und wurde vom Schneider gewendet. Es blieb derselbe Rock und war doch nicht mehr derselbe.

Was Sor Riccardos Leben seit jener ereignisreichen sommerlichen Sciroccconacht an Wandlungen durchzumachen hatte, war für ihn herrlich und schrecklich zugleich: schrecklich seiner vielen umwälzenden Veränderungen willen; herrlich, weil es einen Zweck und Inhalt erhalten. Erst jetzt Inhalt und Zweck! Denn große Gelehrsamkeit war ein wissenschaftlicher Inhalt, die genaue Kenntnis der Antike ein archäologischer Zweck; aber Wissenschaft und Archäologie machen das Menschenleben nicht aus. Das fühlt der Mensch erst, wenn er alt wird: Professor Richard Hille fühlte es erst jetzt.

Auch beständiger Enthusiasmus, immerwährendes sybaritisches Schwelgen in südlicher Sonne, Schönheit und Daseinswonne, selbst diese ganze glückselige Romexistenz war nicht aller Dinge Bestes und Glücklichstes. Der Mensch muß lieben, muß geliebt werden! Vor allem lieben muß der Mensch, einen anderen Menschen sein eigen nennen. . .

Während Tante Dora zusammen mit Paoluccia die Ausstattung des jungen Herrn beschaffte — welch eine Ausstattung: wie für einen ‚Principino‘! —, während die beiden Frauen für das Äußere von Sor Riccardos

Jungen, wie Marcos Name jetzt offiziell lautete, Sorge trugen, wälzte der Professor in seiner Seele große Entschlüsse, die ihn, als sie zuerst in ihm auftauchten, ob ihrer Kühnheit mit Schrecken erfüllten: däuchte ihm doch sein Vorhaben als ein Rühren und Rütteln an den heiligsten Traditionen seines Romlebens, also als offenkundige Freveltat.

Er wollte seine ‚Camera mobiliata' bei der gentilen Familie Panizza aufgeben, wollte nicht länger der Mietsherr der majestätischen Signora Clelia sein, wollte seine Wohnung auf seinem geliebten hochherrlichen Monte Caprino kündigen.

Wäre er allein geblieben, so hätte man ihn einmal aus seiner hohen Warte, den Berg hinunter und über Piazza Montanara auf den Friedhof bei der Pyramide des Cestius tragen müssen. Aber wie es nun einmal gekommen war, mußte er kündigen, eine andere Wohnung suchen, umziehen: seines lieben Jungen willen — allen Göttern sei Dank!

Er trug seine großen Gedanken sogleich in die Via Rasella und vor den Richterstuhl Tante Doras. Paoluccia war erste Beisitzende.

„Natürlich müssen Sie ausziehen. Das ist klar. Sie können mit dem Jungen doch nicht in einer Tonne wohnen, und etwas anderes ist Ihr Schwalbennest nicht. Selbst Diogenes wäre unter solchen Umständen Ihrer Signora Clelia untreu geworden. Signora Clelia — machen Sie sich nur auf eine Ohnmacht gefaßt. Darauf folgt ein Weinkrampf, diesem ein Wutausbruch ... Sie sind ja ganz blaß geworden. Ich glaube gar, der Mann fürchtet sich. Soll ich Ihnen Paolucc' zum Beistand mitgeben? Ja, ja, mein Lieber, man wohnt nicht ungestraft volle fünfunddreißig Jahre als Mietsherr unter dem Glanze eines römischen Frauenschlafrockes von der blendenden Weiße Ihrer Signora Clelia. Das wird ein Geschrei geben!"

„Jetzt machen auch Sie mir bang," seufzte der Gelehrte mit kläglicher Miene.

Ohne eine Spur von Rührung über die schreckliche Lage ihres alten Freundes zu zeigen, fuhr Tante Dora unerbittlich fort: „Nehmen Sie sich Paolucc' mit, rate ich Ihnen: Paolucc' fürchtet sich nicht. Die hilft Ihnen durch. Die verteidigt ihren Buonissimo selbst gegen die Ohnmacht einer Donna Panizza. Wie kann eine Römerin Panizza heißen? Und Sie haben sich von einer solchen unechten Römerin volle fünfunddreißig Jahre knechten lassen. Es geschieht Ihnen also ganz recht."

„Tante Dora! Seien Sie doch nicht so grausam! Helfen Sie mir lieber!"

„Soll ich Sie etwa in Watte wickeln, Sie alter Achilles! Schon darum könnte ich Ihren hübschen Jungen lieb haben, weil er Sie von der schmutzigen Nachtjacke losbringt. Ach was! Es ist eine Nachtjacke! Und schmutzig ist sie auch. Ich weiß nur nicht, wie sie's anfängt, nicht einmal an Sonn- und Feiertagen weißgewaschen zu gehen. Aber die bringt es fertig! ... Ich glaube gar, Paolucc' fängt an, Mitleid mit Ihnen zu fühlen. Nein, sowas!"

Aber Paoluccia erklärte pathetisch mit ihren rundesten Augen und funkelnden Blicken, daß sie es der ‚Nachtjacke' von Herzen gönne, ihr seit fünfunddreißig Jahren geschorenes weißes Unschuldslamm von Mietsherrn endlich zu verlieren, und daß sie ihrer Signora immer gesagt habe: der Buonissimo würde noch einmal, was die ‚Nachtjacke' anbetraf, ein Mann werden. Übrigens wisse sie bereits, wo Sor Riccardo mit seinem Jungen wohnen würde.

Das gab einen Aufstand.

„Wo er wohnen wird? Wo denn? Und Du weißt es bereits? Warum hast Du das nicht gleich gesagt? So sag's doch!"

Dem Professor fiel eine Felsenlast vom Herzen. War allein schon das Kündigen etwas Furchtbares, wie würde es dann erst mit dem Wohnungssuchen werden? In Rom Wohnung suchen! Im modernen Rom! Seine zukünftige Wohnung mußte selbstredend so unmodern, so urrömisch als möglich sein: in einer engen Gasse, einem himmelhohen Hause,

mit Aussicht auf Roma antica. Dergleichen gab es jedoch kaum mehr. Aber Paoluccia wußte, wo es dergleichen noch gab, hatte sogar bereits gefunden; und was Paoluccia fand, war gut. Man brauchte nur zu wissen, wo sie gefunden hatte; brauchte nur zu mieten, nur einzuziehen: in einer sehr engen Straße, einem sehr hohen Hause, mit Aussicht auf Vatikan und Quirinal.

„Wo, Paolucc'? Wo?"

Es war ganz nahe. Sor Riccardos zukünftige Wohnung konnte in der Tat kaum näher sein: in der Via Rasella, im Nebenhause, siebenter Stock, mit Aussicht auf Vatikan und Quirinal, mit — Terrasse!

„Kommen Sie!"

Ohne weiteres führte Paoluccia ihre Herrin und den Professor auf Tante Doras Terrasse und deutete triumphierend auf das Nebenhaus, dessen siebentes Stockwerk mit seiner Terrasse an die Tante Doras stieß.

„Bis Oktober wird die Wohnung frei. Ich habe sie mir für Sor Riccardo bereits angesehen, auch bereits mit dem Padrone gesprochen. Er läßt sie herrichten, daß sie wie neu wird, und der jetzige Mieter will die Pflanzen seinem Nachfolger überlassen. Ein Zitronenbaum ist darunter, der dieses Jahr über hundert Früchte trägt."

Tante Dora genoß den Triumph ihrer Getreuen mit einer Siegesmiene, die wahrhaft erhaben genannt werden mußte, und der Buonissimo geriet in solche Ekstase, daß er die Frau Mutter der lieblichen Lella mit einem Entzücken in die Arme schloß, als ob sie eine Schönheit aus Trastevere wäre: lateinische Urrasse! Tante Dora mußte sogleich mit dem Professor dessen künftiges Domizil in Augenschein nehmen.

Wie nicht anders zu erwarten stand, war Paoluccias Wahl eine ganz vorzügliche. Die Wohnung enthielt alles, was eine römische Wohnung für Sor Riccardo enthalten mußte. Als Studio ein kühles Hofgemach, in dem der Scirocco kaum zu spüren war; rechts und links davon zwei Schlafzimmer, von denen das kleine

Sor Riccardo, das große Sor Riccardos Junge bekommen sollte. Tante Dora mochte dagegen protestieren, wie sie wollte. Sogar grob konnte Tante Dora deshalb werden: Sor Riccardos Junge bekam trotzdem von den beiden Zimmern das größere und schönere.

Der Stolz des Hauses bestand jedoch in dem ‚Salotto', der auf die famose Terrasse führte und einen jener dunklen, aber echt römischen Vorräume hatte, wo gespeist werden konnte. Der Salotto sollte Marcos Arbeitszimmer werden — da der Professor zum Leben und Sterben nur seines Studio bedurfte und schon das Schlafzimmer für ihn Luxus war. Mit einem Wort: die Wohnung war das Ideal einer römischen Wohnung. Wenn Sor Riccardo trotzdem von seiner Ekstase mehr und mehr einbüßte, so konnte unmöglich Paoluccias Wahl daran Schuld tragen. Tante Dora erriet den Grund von ihres Freundes Umwölkung, die allmählich zur völligen Verdüsterung ward.

„Ja, mein Bester, mit dem Umherlaufen von einer Trattorie zur anderen hört das jetzt auf. Von jetzt an gibt es kein Stammtischsitzen und Fiascoleeren mehr; von jetzt an wird höchstens dann und wann eine bescheidene Fiaschetta gestattet: Sonntags in Frascati. Das könnte für Ihren Jungen gut werden, ihn von Kneipe zu Kneipe zu schleppen. Eine nette Vaterschaft wäre das! Dafür gab ich meine Gevatterschaft nicht her. Von der Nachtjacke erlöst, haben Sie jetzt eine eigene Häuslichkeit mit eigenem Mittag- und Abendtisch. Mit einem Wort: Sie haben jetzt auf Ihre alten Tage endlich ein Zuhause bekommen, wofür Sie Ihrem Jungen den schwarzen Lockenkopf streicheln sollten."

Aber Sor Riccardo blieb verstört. Er hatte wohl daran gedacht, auszuziehen, hatte sich zu der Heldentat entschlossen, Signora Clelia zu kündigen; aber eine eigene Häuslichkeit... Das Wort bedeutete zwar für ihn etwas Hohes und Herrliches; zugleich jedoch den Inbegriff aller Sorgen, Unruhen und Ärgernisse. Zu einer Häuslichkeit gehörte ein sogenannter eigener Herd und zu diesem ein Wesen, welches kochte, briet

und buk; welches außerdem fegte, säuberte, Staub wischte; welches „große Wäsche“ und zu den Festtagen „großes Reinemachen“ hielt — wie es in dem Hause seiner guten Mutter der Fall gewesen war. Besagtes Wesen war natürlich weiblichen Geschlechts. Es war ältlich, häßlich, grämlich. Es war beständig grämlich, warf mit Tellern und Schüsseln um sich, schlug die Tür zu, versalzte die Suppe, verbrannte den Braten, schalt, schimpfte. Es schimpfte beständig. Wahrscheinlich mußte dem weiblichen Wesen nach einem Vierteljahr, vermutlich bereits nach einem Monat gekündigt werden. Oder es kündigte selbst in der ersten Woche, während der ganzen Zeit seines Bleibens brummend und schimpfend. Würde Sor Riccardos Häuslichkeit von dem einen weiblichen Wesen glücklich erlöst, erschien sogleich ein zweites: genau ebenso ältlich, häßlich, grämlich, welches brummend und schimpfend den Dienst wieder verließ, nachdem es die Hälfte des Geschirrs zerbrochen und den Hausherrn fast zu Tode geärgert hatte. Ein drittes, viertes, fünftes weibliches Wesen erschien allmählich in Sor Riccardos Leben, das nachgerade aufhörte, ein Leben zu sein. Als er in seiner Phantasie bei dem ersten halben Dutzend unholder Weiblichkeiten angelangt war, brach er Tante Dora gegenüber aus, halb empört, halb verzweifelt erklärend: „Ich bleibe bei meiner Donna Clelia! Ich kann meinem Jungen nicht helfen; aber ich bleibe ... Eine ganze eigene Häuslichkeit soll ich haben? Dienstboten soll ich halten? Mich halb tot ärgern lassen? Das können Sie und Paoluccia von mir verlangen? Gestehen Sie nur, Sie wollen mich auf solche Weise aus der Welt schaffen; noch dazu als Ihren lieben Nachbarn, vor Ihren sehenden Augen. Aber ehe das geschieht ... Kurzum: ich kündige nicht. Basta!“

Tante Dora brach in ihr herzlichstes und hellstes Lachen aus, darin Paoluccia aus Respekt vor dem besten und kindlichsten aller gelehrten Männer nur ganz innerlich einstimmte. Mit dem größten Ernst erklärte sie, daß Sor Riccardo ganz recht hätte, daß er nicht kündigen sollte;

aber daß sie, an seiner Stelle, es folgendermaßen machen würde...

Sor Riccardo war begierig, zu erfahren, wie?

Ganz einfach so: mit Bewilligung der Besitzer beider benachbarten Häuser würde in der die zwei Terrassen trennenden Mauer ein Pförtlein durchbrochen und —

Sor Riccardos finsteres Gesicht klärte sich auf. Es verklärte sich förmlich.

„Ein Pförtlein in der Wand! Das wäre dann gerade, als ob wir bei Ihnen wohnten? Denken Sie doch, Tante Dora: bei Ihnen! Ich und mein Junge bei Ihnen, bei Paoluccia und Lella! Einfach ein großartiger Gedanke!... Lachen Sie nur Ihr Koboldslachen. Dafür ist Ihre Paoluccia eine wundertätige Fee; denn jetzt fange ich an, an Wunder zu glauben. Zum Beispiel daran, daß meine Häuslichkeit ohne solch entsetzliches Geschöpf von Köchin oder römisches Mädchen für alles zu stande kommen kann — mit Paoluccias wundertätiger Hilfe natürlich."

So wurden denn für Sor Riccardos eigene Häuslichkeit die schönsten und zugleich weisesten Zukunftspläne gemacht. Beide Frauen schmiedeten das Eisen, solange es heiß war; und beide führten eine kräftige Hand, so daß etwas Gutes zu stande kommen mußte. Paoluccia wollte für ein Frauenwesen sorgen, das — zwar auch ältlich, jedoch weder häßlich noch brummig — die Wohnung in gutem Stand hielt. Es erschien in aller Frühe und verschwand, sobald seine Arbeit getan war. Mittagstisch erhielten die Nachbarn bei Tante Dora; denn das Pförtlein in der Scheidewand mußte doch außer dem einen idealen Zweck, welcher der einer Vereinigung beider Parteien war, noch einen realen haben. Für den Abend wollte Paoluccia gleichfalls Sorge tragen, und zwar gute Sorge.

Auf den Professor hatte als Knaben in der Bibelstunde seines guten Vaters, des Pastors Jonathan, die Weisheit Salomos bei weitem nicht den Eindruck gemacht, wie jetzt Paoluccias Gescheitheit. Er war voller Bewunderung darüber, einen derartig verwickelten Fall so einfach und so

herrlich zu lösen! Mittels eines Pförtleins in einer Mauer und Tante Doras Güte, die von allem Schönen seines alternden Lebens das Schönste war. Davon wollte die Gepriesene jedoch nichts hören.

„Wissen Sie, Professor, daß Sie ein rechter Heuchler sind? Sie wissen es nicht? Also — Sie sind es! Wären Sie nicht der reine Tartüff, so würden Sie jetzt zugeben müssen, daß Tante Dora in Ihrem Herzen — welches, nebenbei gesagt, einstmals viele Kammern hatte — ins Austragstübel logiert wurde. Das Schönste von allem Schönen auf Erden ist nicht Tante Dora, ist nicht Rom, nicht die Venus vom Kapitol und der knieende Jüngling im Nationalmuseum, sondern Sor Riccardos Junge.“

Der Professor nahm seine Brille ab, um die Gläser zu putzen. Das gab Gelegenheit, seine Augen zu sehen, deren Glanz und Ausdruck den ganzen unschönen Mann in einer solchen Weise verschönte, daß er es getrost mit einem Adonis hätte aufnehmen können; wohlverstanden: mit einem seelischen Götterjüngling! Denn es waren die leuchtenden Augen eines Jünglings, die Tante Dora anstrahlten, die welken Züge der alten Dame gleichfalls sonnig machend. Mit leiser weicher Stimme gestand ihr Freund: „Mein Junge! Sie glauben aber auch gar nicht ... Doch, Sie glauben mir. Jeden Tag lerne ich ihn mehr lieben. Das heißt: er lehrt mich, ihn täglich besser kennen, was das nämliche ist, wie ihn täglich mehr lieben. Er ist das liebenswürdigste Menschenbild unter der Sonne — noch dazu unter der Sonne Roms! Ich habe gar nicht gewußt, daß Jugend etwas so Göttliches sein könnte. Das ist nicht wahr! Gewußt habe ich es wohl, habe es nur niemals erfahren. Wie hätte ich das auch sollen? Nur hier bei Ihnen, bei Ihrem holdseligen Lellakinde... Das ist jedoch Ihr Kind. Ich stand trotz Ihrer Schwestergüte, die mich an allem Guten und Besten Ihres Lebens teilnehmen läßt, schließlich doch einsam daneben. Und jetzt — Es ist wirklich wie ein Wunder, was sich an mir erfüllt, das köstliche Dichter- und Menschen-

wort unseres Goethe für mich zur schönsten Wahrheit machend: was ich in der Jugend ersehnte, empfange ich jetzt im Alter in Fülle; denn jetzt weiß ich, was es heißt, empfinden zu können, was zu empfinden mich immer sehnlichst verlangte: als Vater, Bruder und Freund zugleich. Auch als Künstler und Schwärmer, wenn Sie wollen."

„Und dieses Alles fanden Sie am Tiberstrand um Mitternacht?"

„Dieses Alles fand ich! Ich liebe meinen Jungen wie ein Vater, Bruder, Freund; ich schwärme für das, was die Götter ihm schenkten, wie ein Künstler für ein Kunstwerk. Es ist mehr, ist viel mehr Glück, als ich verdiene. Und das muß mir noch in meinen alten Tagen begegnen!"

„Ach was, alte Tage! Nehmen Sie sich gefälligst Ihre garstige Brille mit den grauen oder blauen Gläsern ab und sehen Sie sich in den Spiegel. Sie sind ja jünger als Ihr Junge, von dem Sie so viel Wesens machen."

Da vertraute ihr der Buonissimo seine große Sorge an: „Stellen Sie sich vor, daß es mich seinetwillen ernstlich bekümmert, so alt zu sein. Er würde mich viel lieber gewinnen, ich würde ihn viel besser verstehen können, wenn ich jünger wäre. Ich müßte mich mit ihm freuen und jubeln, mit ihm schwärmen und mich begeistern können; müßte sein Leben, seine Jugend mit ihm genießen; meinetwegen tolle Streiche mit ihm machen — tolle Streiche, nicht schlechte. Blutjung wie er ist, wird er sehr bald fühlen, daß ich im Vergleich zu seiner blühenden glühenden Jugend ein Greis bin. Und das schmerzt mich. Seinetwillen mehr als meinetwillen natürlich."

Tante Dora wollte von solchem ‚Unsinn' nichts hören. Sie rief entrüstet: „Damit kommen Sie schön bei mir an! Sie haben ja ein wahres Genie, jung zu bleiben — was i c h jung nenne. Ihre Schwärmerei und Begeisterungsfähigkeit genügt für mehr als ein Dutzend moderner Jünglinge; denn ein moderner Jüngling ist auch Ihr Signorino."

Dieses Wort flößte dem guten Herrn einen wahren Schrecken ein. Ganz ängstlich fragte er die Freundin: „Meinen Sie wirklich, daß auch Marco ... Das Wort ‚modern' hat für mich Alten und Altmodischen solchen fatalen Klang. Es bezeichnet für mich eine Menschengattung, die mir fremd ist und die mir immer fremd bleiben wird, mit der ich nichts gemein habe und nie etwas gemein haben werde. Ich will mit ihr nichts gemein haben! Wir würden einander doch nicht verstehen: ich und der moderne junge Mensch. Es würde sein, als ob jeder von uns eine andere Sprache spräche. Übrigens — wie sollte Marco modern geworden sein?"

„Wie er modern wurde? Ich glaube, schlechte Lebensluft hat er in dem Hause seines Vaters genug eingeatmet; und schlechte Lebensluft ist eine Atmosphäre, die unserer modernen Jugend durchaus nicht den Atem beklemmt. Im Gegenteil! Sie fühlt sich darin wohl ... Ich spreche natürlich nur von solcher Jugend, die i ch modern nenne."

„Ach, Tante Dora, das verstehen Sie ja auch nicht; lassen wir es also. Was wissen Sie und ich von moderner Jugend?"

Tante Dora mußte jedoch das letzte Wort haben: „Ich verstehe genug davon, um zu wissen, daß es in der Luft unserer Zeit liegt, unsere Jugend zu etwas anderem, ganz anderem zu machen, als was für Sie und für mich Jugend bedeutet. Der Geist alles Guten, Reinen und Edlen bewahre Ihren Jungen vor dem Geiste dieser modernen Jugend. Und jetzt: ‚Basta' — wie Professor Richard Hille zu sagen pflegt."

Lella trat zu den beiden Alten, die sich verständnisvoll anschauten. In dieser holdseligen Kindergestalt war keine ‚moderne Jugend' verkörpert, sondern die göttliche Jugend, die zu jeder Zeit gut ist und rein.

VII

Wäre Sor Riccardo ein „Romano di Roma“ gewesen, so hätte er für seine Büste in Marmor einen Platz auf dem Pincio unter den Heroen Italiens verdient: der Mann hatte gekündigt!

Der junge Mucius hatte kühl lächelnd seine Hand in die Flammen des Kohlenbeckens gehalten, und jener andere junge Held der Republik stürzte sich vor den Augen des Volks in den Abgrund. Richard Hille war kein Römer: aber in seinen Adern floß römisches Heldenblut. Auf Furchtbares gefaßt, überlieferte er sich dennoch dem lodernden Zorne der Dame Panizza, dem bestrickenden Schimmer der Nacht- und Tagesjacke sich für ewig entreißend. Jedenfalls war es ein schrecklicher Augenblick, den er überdies ohne Paoluccias starke Hilfe bestand.

Er hatte die Wasserflasche vorbereitet, brauchte sich indessen ihres belebenden Inhaltes nicht zu bedienen: Signora Clelia verschmähte es, in die Schwäche gewöhnlicher tödlich gekränkter Frauen zu verfallen. Sie empfing die Kündigung hocherhobenen Hauptes, flammenden Blicks. Es war ein Blick, dessen Ausdruck von Verachtung den, dem er galt, von Rechts wegen hätte vernichten müssen.

Signora Clelia verachtete nicht nur den Mann, dem sie seit vollen fünfunddreißig Jahren jeden heiligen Sonntag Morgen eine gefälschte Rechnung übergeben hatte — sie bemitleidete den Undankbaren, der nicht länger allwöchentlich sich betrügen lassen wollte und es verschmähte, unter den Strahlen ihres Hauptkleidungsstückes sein bescheidenes Lebenslämplein weiter leuchten zu lassen. Ihre Verachtung und ihr Mitleid erreichten einen Höhepunkt, gegen den der Soracte ein armseliger Hügel

Digitized by Google

war, als sie, kaum daß sie das Zimmer des Undankbaren verlassen hatte — sie tat es mit einer Majestät, die einer Agrippina würdig gewesen wäre — diesen vergnügt das schöne volkstümliche ‚Vorrei morir‘ singen hörte. Ein Lied der Sehnsucht nach dem Tode vergnügt zu singen! Allein das zeigte die ganze Roheit dieser Barbarenrasse. Übrigens war es das einzige italienische Lied, welches Sor Riccardo außer ‚Santa Lucia‘ singen konnte — wenn Schmeichler die Töne, die er vernehmen ließ, so nennen wollten. Er wechselte beständig mit den beiden Melodien. ‚Vorrei morir‘ sang er jedoch nur bei besonders guter Laune. Das wußte Dame Panizza.

Im Bewußtsein seines Sieges trällerte der Wackere noch vergnüglich seine melodische Todessehnsucht, als der junge Marco angestürmt kam. Er kam immer angestürmt. Und so wenig atemlos machte ihn die steile Höhe, als ob sein Pflegevater in einem Kellerraume hauste. Gewöhnlich traf er den Gelehrten bei seinen Büchern, tief versunken in einem Abgrund archäologischer Weisheit, wofür der junge Herr indessen nicht den mindesten Respekt bezeigte. Mit seiner hellen Stimme — sie klang wie ein Hymnus auf Jugend und Leben — riß er den Bücherwurm aus den dunklen Tiefen der Gelehrsamkeit wieder an das Licht der römischen Sonne empor. In früheren Zeiten wäre dies eine Störung gewesen, die Sor Riccardo mit Empörung erfüllt und bei der er sogar Tante Dora ein mürrisches Gesicht gezeigt hätte — so schwer man dieser Vortrefflichen eine derartig unangenehme Physiognomie zeigen konnte.

Wie gewöhnlich war Marco viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu bemerken, daß während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgegangen war; und der Professor hatte viel zu sehr Freude an dem strahlenden Gesicht seines Jungen, um diesen nicht gleich zu fragen: „Was hast Du heute erlebt? Denn Du erlebst ja fortwährend etwas! Junger Marcus, berichte Deinem alten Mentor.“

Marcos Erlebnisse vom Vormittag bestanden in folgendem: Zuerst hatte er am Ponte Molle im Tiber gebadet,

und ein Herr, der sich ihm im Wasser als Bildhauer vorstellte, hatte ihn gebeten, ihm Modell zu stehen, für welche Ehre Richard Hilles Wahlsohn kühl ablehnend gedankt hatte. Dann war er vom Ponte Molle zurückgefahren; aber nicht etwa im Tram, sondern in einer „Carozza", und zwar für die volle Taxe. Den Beschluß machten im Café Aragno der Genuß eines Glases Wermut und verschiedener heißer Pasteten. Es war herrlich gewesen!

Da der Jüngling über seinen auf diese Weise hingebrachten Vormittag entzückt war, so war es auch Sor Riccardo. Übrigens mußte daran gedacht werden, bald etwas Ernstliches zu beginnen: der Junge mußte sich ‚bilden'. Er mußte etwas lernen, sehr viel lernen; mußte einen Beruf wählen, ein Talent in sich entdecken und entwickeln. Es waren freilich noch immer heiße Tage mit heftigem Scirocco, der Marco indessen nicht das mindeste antat. Er spürte den Wüstenwind gar nicht.

„Du hast Dich gut unterhalten. Das freut mich ... Gewiß hättest Du für die halbe Taxe fahren können."

Das letztere klang wie ein schüchterner Vorwurf. Marco rief: „Ich mag nicht handeln. Es ist schäbig."

„Ja, Ihr jungen eleganten Leute ..."

„Wie nennst Du mich? Elegant? Ich sollte elegant sein?"

„Wie aus der Modenzeitung — zu meiner großen Betrübnis. Dabei hast Du wahrhaftig nicht nötig, Dich erst ‚fein' zu machen."

Aber Marco erklärte mit seinem strahlenden Gesicht und seiner leuchtenden Stimme, nichts weniger als elegant zu sein; nach den Begriffen römischer eleganter Jugend sogar unerlaubt unelegant. Mit ganz verdutztem Gesicht rief der Buonissimo: „Unelegant in diesem hellen grauen Anzug, mit dieser prachtvollen roten Krawatte?"

„Sie ist abscheulich. Und der Anzug ist karriert. Wer trägt karrierte Anzüge? Nicht einmal ein Kommis voyageur. Und wie schändlich gemacht!"

„Aber Junge! Tante Dora hat den Stoff ausgesucht.

Du warst ja damals viel zu elend. Ich finde ihn wunderhübsch. Die Adresse des Schneiders gab uns Signora Panizza. Es ist der Schneider ihres Kavaliers, der doch gewiß ein eleganter Herr ist. Mein eigener Schneider war mir für Dich nicht gut genug. Die rote Krawatte hat Paoluccia gekauft. Denke doch: Paoluccia!"

„Abscheulich ist sie trotzdem. Und die gute Tante Dora ... Ich will Dich nicht kränken. Es ist übrigens einerlei. Mache doch kein solch betrübtes Gesicht, weil Dein dummer Junge ein — dummer Junge ist. Der karrierte Anzug ist famos, die rote Krawatte — Paoluccias Krawatte, der Schneider des Herrn Cavaliere der erste Kostümkünstler Roms; und Du — Du bist der prächtigste, wunderbarste und wundervollste aller gelehrten Herren im ganzen ehemals heiligen römischen Reich ... Ist's so recht? Bin ich jetzt wieder Dein netter Junge? Ich war vorhin ganz abscheulich, einfach eklig. Weshalb sangest und strahltest Du so, als ich eintrat, um den besten der Menschen durch die Nichtanerkennung der Eleganz meiner Person zu betrüben? Du sollst wieder strahlen und singen. Augenblicklich sollst Du's!"

Sor Riccardo gab sich denn auch augenblicklich alle Mühe, um wieder das fidele Gesicht zu machen, mit dem er sein todtrauriges ‚Vorrei morir' gesungen hatte. Seine gute Absicht gelang ihm jedoch etwas unvollkommen. Er fand den grau karrierten Anzug und die krebsrote Krawatte wirklich bildhübsch, abgesehen davon, daß Tante Dora und Paoluccia beides bewunderten. Es betraf nur einen Anzug und eine Krawatte, worüber er und sein Junge verschiedener Ansicht waren; trotzdem verursachte es dem guten Herrn eine Art von Unbehagen.

Er wollte das Gespräch daher von neuem auf Kleiderstoffe, Schneider und so weiter bringen; denn sein schöner Junge sollte auch schön gekleidet sein. Aber Marco ließ es nicht zu, tausend Possen treibend, daß Sor Riccardos Lachen sehr bald fast so jung und hell klang wie das seine. Wie verändert hatte sich der Junge schon in dieser kurzen Zeit! Trotz

des miserablen Schneiders und des geschmacklosen Kostüms sah er prachtvoll aus Sein Gesicht hatte seine gleichmäßig blasse Farbe behalten; doch sprühten seine Augen von Leben und Lebenslust, und seine Lippen glühten über den weißen Zähnen. Sein väterlicher Freund wußte jedoch, daß auch tiefe Trauer und schwere Melancholie dieses glanzvolle Jünglingsantlitz verdüstern konnten; und er wußte, was es verdüsterte: der Gedanke an eine, die im Grabe ruhte.

Wenn dieser Schatten auf Marcos Gesicht fiel, war es für Richard Hilles liebevolle Augen ein womöglich noch schöneres Menschenantlitz, als wenn Blick und Miene leuchteten. Zum Glück für Marcos Jugendlust kam die Wolke nur selten, ging sie schnell vorüber; nach Tante Doras Meinung zu schnell. Aber auch dieser Vortrefflichen dunkle Sorgen um ein unheilvolles Etwas, das durch den Sohn des Advokaten Lippi in das Leben ihres alten Freundes gekommen sei, wich mehr und mehr dem Sonnenschein einer mütterlichen Liebe, zu welcher Sor Riccardos Junge sie förmlich zwang.

Paoluccia stand völlig unter seinem Banne. Keine rote Krawatte schien ihr leuchtend genug, um den Liebling des Buonissimo zu schmücken.

Endlich erfuhr Marco, weshalb der Professor an diesem Vormittag so fröhlich gesungen hatte: Julius Cäsar konnte seine Siege über Roms Feinde dem Senat nicht triumphierender mitgeteilt haben. Marco genoß die Schilderung, wie Signora Clelia vor dem alten Germanen geflohen war — er ‚genoß‘ nämlich jedes und alles, was es auf Erden überhaupt zu genießen gab. Nachdem er also gehörig geschwelgt hatte, kostümierte er sich mittels eines Nachthemdes und einer Bettdecke und stellte in diesem — übrigens sehr reinlichen — Anzuge die Dame Panizza vor, wie sie eine Hand auf den Busen legte, zuerst die Zimmerdecke, dann den Professor anblickte — wie anblickte! — und voll schweigender Majestät aus dem Zimmer rauschte.

„Sie wird uns die Zeit über, die wir hier noch zubringen müssen, gehörig schikanieren und ganz wunderbare Wochenrechnungen aufstellen. Auch wird der Kaffee märchenhaft dünn sein. Aber — wir ziehen aus. Denke doch, Junge: wir ziehen in die Via Rasella zu Tante Dora, Paoluccia und Lella. Hoffentlich freust Du Dich darauf!"

„Die Kleine ist reizend."

„Und Paoluccia!"

„O und Paoluccia. Sie backt ausgezeichnete Eierkuchen. Ihre Artischocken in Öl soll Vater Abraham selbst sie gelehrt haben."

„Alles Gute hat sie von Tante Dora ... Auf Tante Dora freust Du Dich natürlich am meisten."

„Eigentlich nein."

„Wie?"

„Ist sie nicht etwas altmodisch, die gute Dame?"

„Tante Dora altmodisch?!"

„Sehr reizvoll altmodisch, immerhin doch altmodisch."

„Aber Junge! Wie kannst Du nur? Tante Dora ist von uns allen die jüngste. Und dann — überhaupt ... Nun, ich brauche Dir nicht erst zu sagen, was Tante Dora überhaupt ist."

„Sei nur gut. Ich rühre nicht an Tante Dora. Wenn es Dir Freude macht, ist sie für mich Venus und Minerva zugleich. Alles, was Du willst, sobald es Dir Freude macht."

„Nicht deswegen. Das will ich nicht! Das verbitte ich mir, daß Du Tante Dora meinetwillen achtest und liebst. Ihrer selbst willen mußt Du sie von ganzem Herzen verehren. Hörst Du?"

„Von ganzem Herzen verehren: sie, Paoluccia und wen Du sonst willst. Bist Du nun zufrieden? ... Jetzt aber ist's Mittagszeit. Ich habe einen wahren Wolfshunger. Nicht wahr, wir speisen heute bei Ragnieri? Deine Trattorie ist zu eklig. Wir speisen ‚Menu' wie die Fremden. Es wird himmlisch sein."

„Nichts da! Wir essen in meiner ‚ekligen' Trattorie zuerst Makkaroni und dann —"

„Wo Du heute über die Nachtjacke solchen glorreichen Sieg erfochten hast? Das muß doch gefeiert werden, mit Asti spumante: Sor Riccardos Sieg über Signora Clelia Panizza ... Also nicht wahr: Diner bei Ragnieri. Bitte, bitte!"

„Eigentlich hast Du recht: es muß gefeiert werden. Woher ich nur den Mut nahm? Wenn ich's recht bedenke, war's eine schreckliche Sache."

„Schauderhaft ... Nach unserem famosen Diner Siesta, dann Korso auf dem Pincio."

„Was fällt Dir ein? Ich gehe Nachmittags nie auf den Pincio. Dieses Vergnügen überlasse ich einem verehrlichen Reisepublikum." Aber Marco wollte den ereignisvollen Tag auf seine Weise feiern. Er bat und bettelte: „Ich war mit Dir noch nie auf dem Pincio. Heute wird Wagner gespielt. Musik, Equipagen, elegante Welt, schöne Frauen ... Ist es wahr, daß es in Rom die schönsten Frauen gibt?"

„Nur in Rom! Aber was gehen Dich die schönen römischen Frauen an? Das verbitte ich mir. Du mußt lernen, mußt arbeiten. Die meisten sind überdies Weiber. Verstehst Du mich: Weiber! Aber das brauchst Du nicht zu verstehen; wenn freilich auch Du schon ... Das war jedoch ... Darüber wollen wir lieber schweigen ... Ich will mit Dir bei Ragnieri speisen. Aber auf den Pincio gehen wir nicht. Wir fahren in die Campagna, und ich zeige Dir die Gräber an der Via Latina."

„Bitte, bitte, bitte!"

„Es bleibt bei der Via Latina. Später darfst Du allein auf den Pincio."

Das war Marco umso lieber.

VIII

Richard Hilles Wohnung mußte bis in den letzten Winkel eingerichtet werden; denn außer seinen geliebten Antiken besaß Sor Riccardo nicht einen einzigen Gegenstand, mit dem er sie hätte ausstatten können. Tante Dora und Paoluccia befanden sich in einer geradezu aufreibenden Tätigkeit. Sie hatten an alles zu denken, für alles zu sorgen: für jedes einzelne Stück, welches nicht etwa in irgend einem Magazin erstanden werden durfte. Das konnte jeder, der dazu das Geld hatte. In des Professors Wohnung mußte jeder Gegenstand ein Altertum sein und zugleich einen Kunstwert haben. Mit alleiniger Ausnahme der Betten wurde daher jeder Gegenstand zunächst aufgespürt und dann erst erhandelt. W i e aufgespürt, w i e erhandelt! Auf Auktionen, bei Antiquaren, auf dem Campo dei Fiori. Besonders auf Campo dei Fiori! Dort, vor Bramantes hochherrlicher Cancelleria, bei Palazzo Farnese und in den umliegenden Straßen, bis zu dem modernen Korso Vittorio Emanuele befand sich der berühmte Mittwochsmarkt. Altertümer jeglicher Art, echt und unecht, kostbar und wertlos, wurden dort ausgelegt und verkauft. Antiken in Marmor, Ton, Bronze; Renaissancemöbel; Truhen und Stoffe; Waffen und Gerätschaften; Prachtgewänder; Bischofsmitren und Goldstickereien, Spitzen und Gewebe der Bäuerinnen aus den Abruzzen; Sachen und Sächlein aller Jahrhunderte aus Silber und Kupfer, in Email und Elfenbein; Gold und Juwelen; Steine, Schmuck, Majoliken... Platz und Gassen waren eine einzige ungeheure Rumpelkammer. Wer die Geduld hatte, nachzuspüren und zu handeln, der konnte unter dem Gerümpel einen echten Botticelli, einen echten Benvenuto Cellini, einen

echten Luca della Robbia entdecken und für ein Billiges erstehen. Glück gehörte freilich dazu.

Tante Dora und Paoluccia auf diesen Mittwochsmärkten vor der Cancelleria: das war ein Schauspiel im Schauspiel. Tante Dora fehlte selten. Wenn sie auch gar nicht daran dachte, etwas zu kaufen, kam sie doch. Sie mußte kommen! Es zog sie unwiderstehlich hin bei Sonnenschein und Regen, bei Winterskälte und Sonnenglut. War sie einmal verhindert, so befand sie sich den ganzen Tag über in einem Zustande nervöser Erregung. Es hätte doch sein können, daß sie gerade heute einen echten Botticelli, Benvenuto Cellini, Luca della Robbia entdeckt und erhandelt hätte. Und gerade heute konnte sie nicht! Antiquaren und Händlern war die kleine alte Dame mit den scharfen Zügen und den blauen Kinderaugen eine bekannte Persönlichkeit: Tante Dora war populär! Aber noch viel populärer war — Paoluccia.

Wenn sie in ehrbar dunklem Gewande, ihr weißseidenes gesticktes Tuch um die Schultern, ohne Hut natürlich, an der Seite ihrer Herrin inmitten des Wirrwarrs erschien, wie ein Advokat neben seinem Klienten, und wenn Händler und Händlerinnen ihr zuriefen: „He Paolucc'? Ei, so hör doch, Paolucc'!" — so empfand Tante Dora Paoluccias Popularität wie ihren eigenen Triumph. Sie versuchte, ihre Würde zu behaupten; aber ihre guten unschuldigen Augen schauten so schalkhaft und zugleich so fröhlich in das bunte Gewimmel, daß jeder ihr ansah, wie Tante Dora ihren echt römischen Mittwoch auf Campo dei Fiori wieder einmal so recht von Herzen ‚genoß' — um mit Sor Riccardos Jungen zu reden.

„Nun, Paoluccia! Hörst Du nicht, wie sie Dir zurufen? Du solltest doch nachsehen, ob sie heute etwas für uns haben. Wir brauchen zwar nicht das Geringste; aber —"

Dieses Betrachten des Chaos, dieses Durchwühlen und Aufspüren war etwas gar zu Herrliches. Tante Dora verstand ihres alten Freundes Leidenschaft, aufzusuchen und auszugraben, an ihrer eigenen Vorliebe für eine der-

artige Tätigkeit. Nur was das Einkaufen und Handeln betraf, war sie dem gelehrten Herrn weit überlegen; denn darin war sie vom Scheitel bis zur Sohle Frau, für welche Einkaufen und Handeln eine wahre Wonne bedeutet. Und wie Tante Dora handelte! Es muß noch einmal gesagt werden.

Soviel auch Paoluccia von allen Seiten angelockt wurde, was auch die Händler für Tante Dora ausbreiten mochten — sie ging nur zu dem und zu der, zu denen sie seit dem ersten Mittwochsmarkt ihre Schritte gelenkt. Hatte sie nun, was sie suchte, endlich entdeckt, so begann die Schlacht, die gewöhnlich mit ihrem vollständigen Siege endigte; denn für ein Drittel des zuerst geforderten Preises erstand sie schließlich das Objekt. Ein echter Botticelli oder Benvenuto Cellini oder Luca della Robbia war zwar noch immer nicht von ihr entdeckt worden, konnte jedoch jeden Mittwoch auf dem Blumenfelde unter Paoluccias energischer Assistenz unter einem Wust von wertlosem Tande ausgegraben und für ein Billiges erstanden werden. Die Möglichkeit, daß etwas so Köstliches sich ereignen konnte, war auf der ganzen Welt nur in diesem wundervollen, diesem wunderbaren Rom gegeben.

Wenn Tante Dora für sich selbst auf Campo dei Fiori nichts entdeckte und erhandelte, so tat sie es für irgend einen guten Freund; und jetzt tat sie es für ihren besten Freund.

Was entdeckte und erhandelte sie nicht! Möbel, Teppiche, Vorhänge, Küchengeräte, andere Geräte, Geschirr, Antiquitäten, Kunstgegenstände. Nichts, was Sor Riccardo für seine Einrichtung brauchte und was Tante Dora auf Campo dei Fiori nicht gefunden und für ein Billiges erobert hätte. Sogar ein Paar schlanker Lorbeerbäumchen für die Terrasse und eine allerliebste kleine Gartenbank, darauf gerade zwei Platz hatten; also besonders gut für ein zärtliches Pärlein geeignet.

Jeder Gegenstand mußte, glücklich in die Via Rasella geschafft, genau betrachtet und ob seiner Zweckmäßigkeit, Schönheit, Billigkeit bewundert werden. Der Professor

mußte jeden Abend kommen, um zu betrachten und zu bewundern. Bei dieser Gelegenheit häufte Tante Dora alle Ehre auf Paoluccia. Aber auch Sor Riccardo hatte seine kleinen Schwachheiten. Alles sollte durchaus für den Salotto sein. Wenigstens alles Schöne. Und da der Salotto das Privatgemach des jungen Römers werden sollte, so wäre alles Schöne von Tante Doras Entdeckungen und Erhandlungen diesem Adonis zugefallen. Tante Dora schützte jedoch ihre Errungenschaften vor dem beutegierigen Professor. Er mußte mit allerlei Listen verfahren, um dieses und jenes Stück aus seinem Studio, wohin Tante Dora es durchaus haben wollte, fortzuschaffen und hinüber nach dem Salotto zu schmuggeln, wo es zur Freude seines Jungen prangen sollte.

Die ganze letzte Woche vor dem Umzuge durften sich die beiden Bewohner des Monte Caprino in der Via Rasella nicht blicken lassen. Auch auf Tante Doras Höhe herrschte eine schnöde Unordnung; und auf der Terrasse fand der Mauerdurchbruch statt, mit so viel Schutt und Staub, als ob das moderne Rom bis zu Tante Dora hinauf verlegt werden sollte. In der Verzweiflung über derartige Zustände ergab sich Sor Riccardo einem liederlichen Lebenswandel; denn zu Hause — in dem Hause der Dame Panizza — war es jetzt fürchterlich. Daß in zwei möblierten Zimmern Staub gewischt und gefegt werden konnte, schien zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Wollte der gelehrte Herr in einem ordentlich gemachten Bett schlafen, mit frischem Wasser sich waschen und bei einer Lampe arbeiten, so hing das lediglich davon ab, ob er diese guten Dinge sich selbst beschaffen konnte oder nicht. Türen wurden krachend zugeworfen und in der Küche mit gellender Stimme Unterhaltungen geführt. Wehe dem Lauscher an der Wand; er machte das Sprichwort wahr.

Göttliche Juno, und der Morgenkaffee; heiliger Mercurius, und die Wochenrechnung!

Sor Riccardo hätte die Prüfung sicher nur kläglich

bestanden, wenn Marco ihm nicht heldenmütig Beistand geleistet, der hauptsächlich darin sich äußerte, daß er den Professor möglichst häufig aus der Nähe der fürchterlich gewordenen Nachtjacke entfernte und in ein fashionables Restaurant entführte.

Da im Herbst die Tage noch immer voller Sonnenwärme waren, so wurden die Abende noch immer von den Römern als angenehme Abwechslung empfunden. Man brachte sie vor den Cafés, den Konditoreien, den Birrarien und Liquorien zu, deren Rom zu Tausenden besitzt. Der allgemeine große Salon war Piazza Colonna, wo — obgleich der schöne Platz durch fanatisches Einreißen der einen umschließenden Häuserreihe seine vornehme Intimität eingebüßt hatte — zur Nachtzeit gute Gesellschaft sich einfand, zu den Klängen eines Orchesters flanierend und schwatzend, politisierend und medisierend, Liebeshändel anknüpfend und fortspinnend — letzteres allerdings unter den Strahlen einer elektrischen Sonne, die keine dämmerungsseligen Heimlichkeiten erlaubten.

Marco liebte den weiten taghellen Straßensaal leidenschaftlich. Also entfloh der Professor während dieser letzten Woche vor seiner ihm einstmals allzu zärtlich gewogenen Padrona Abend für Abend auf Piazza Colonna. Hier befand er sich in Sicherheit.

Vor ‚Ronzi und Singer‘ saßen die beiden, schlürften Sorbet, betrachteten die Spaziergänger und beobachteten die Gesellschaft an den Tischen. Wenigstens Marco betrachtete und beobachtete. Zwar trug er noch immer seinen höchst uneleganten Graukarrierten. Aber der von Paoluccia erworbene krebsrote Gegenstand war längst in den Orkus einer Schublade verschwunden; und statt der Garibaldicouleur leuchtete auf seiner Jünglingsbrust eine mit aller Kunst gebundene helle Kravatte, die bei Leibe nicht gemustert sein durfte. Dazu im Knopfloch eine weiße Nelke, in der Rechten ein wunderhübsches zierliches Stöckchen und den mit breitem weißem Seidenbande garnierten Strohhut in ganz bestimmter Weise aufge-

setzt: ein weniges nach hinten gerückt, gerade nur so und so viel. Für den Winter war ihm ein Kostüm nach eigener Wahl verheißen worden, angefertigt von einem Künstler, zu dessen Atelier Roms goldene Jugend förmlich wallfahrtete. Es entging Sor Riccardo nicht, daß Marcos ungewöhnliche Schönheit selbst in Rom Aufsehen erregte. Das wollte etwas heißen! Sogar in Rom, der Stadt schöner Menschen, wurde sein Junge angeschaut und bewundert. Bei diesem bewundernden Anstarren der Leute — darunter waren die Frauen verstanden — empfand Sor Riccardo etwas noch niemals Empfundenes. Ob es wohl möglich war, daß man ihn, Sor Riccardo, für den Vater des wunderschönen jungen Menschen hielt?

Unmöglich! Schämte er sich nicht, dergleichen für möglich zu halten? Es war offenbar Größenwahnsinn.

Und der Buonissimo schämte sich seiner tollen Vorstellung derartig, daß er nicht aufzuschauen wagte.

Die Frauen staunten Marco bewundernd an. Das war es, was sein strahlendes Glücksgefühl trübte. Denn — diese Weiber! Sor Riccardo hatte die Gefahr, die von den römischen Frauen ausging, zur Genüge an sich selbst erfahren; obgleich er selbst in gewissen Dingen ein altes Kind geblieben war, ganz lächerlich unschuldig, eines Mannes geradezu unwürdig. Und der Gute wurde bei der Vorstellung seiner Unschuld bis zu seiner gelehrten Stirn hinauf rot. Er genierte sich, sich selbst eingestehen zu müssen, daß seine sämtlichen zahllosen römischen Liebschaften und Abenteuer in seiner Phantasie bestanden hatten: in einer Phantasie, die der Einbildungskraft eines großen Dichters würdig gewesen wäre. Aber jetzt sein Junge ...

Er begann Marco zu beobachten, ihn mit wahrer Vatersorge zu bewachen. Das richtige Wort wäre gewesen: mit wahrer Mutterangst! Denn nur das zärtliche Herz einer Mutter konnte für die Reinheit, für die Güte und das Glück ihres Lieblings so zittern, wie dieser kindliche Graukopf um seinen großen Wahlsohn zagte und bangte.

Seine Beobachtungen machten sein beschwertes Herz leichter: Marco schien die bewundernd auf ihn gerichteten Blicke gar nicht auf sich zu beziehen. Und wenn er es einmal merken mußte, so machte ihm die Wahrnehmung eine Freude, die seinem ängstlichen Pflegevater sehr liebenswürdig und durchaus harmlos vorkam. Eitel war der Junge übrigens in einer Weise, wie es nur ein junger Römer sein konnte; aber auch dieses Wohlgefallen an seiner eigenen schönen Person hatte etwas fröhlich Naives, etwas glückselig Kindliches. Dabei fand er es so natürlich, schön zu sein, wie er natürlich fand, daß er jung war.

Das mit der Vicetta schien in Wahrheit ein Traum, ein Spuk, eine Fieberphantasie gewesen zu sein — allen guten Göttern sei Dank!

Ob er sie wiedergesehen hatte, ob sie ihm einmal begegnet war? Es wäre eigentümlich gewesen, wenn die beiden sich noch nicht getroffen hätten. Überhaupt —

Überhaupt Marco in ein- und derselben Stadt mit seinem Vater und der Vicetta ... Der Professor konnte nicht fort von Rom, konnte auch seinen Jungen nicht fortschicken. Dieser war ja kaum erst sein Junge geworden.

Wäre Marco seinem Vater oder der Vicetta begegnet, so würde er es ihm sicher augenblicklich mitgeteilt haben. Der Junge war so frank und frei. Es gab nichts, was er nicht sofort zu ihm getragen hätte, wie ein guter Katholik seine Sünde in die Beichte. Daß er ihm so schrankenlos vertrauen durfte, war von allem Guten entschieden das Beste.

Wiedergesehen hatte Marco also das gefährliche Frauenwesen nicht; aber ob er an das gelbhaarige Geschöpf oft dachte?

Da Richard Hille darauf keine Antwort wußte und da die Sache ihn quälte, war es das einfachste, er brachte sie zur Sprache.

„Sage, mein Junge, denkst Du oft an sie?"

„An wen?"

„An die Vicetta."

„O die Vicetta ...“

Er war blaß geworden, sah vor sich hin, bekam in seinem Blick etwas Fremdes und Fernes, was zuvor niemals in seinen Augen gewesen war. Dem Professor war es, als sei zwischen sie plötzlich etwas Trennendes getreten. Gebirge und Meere konnten zwei Menschen weniger scheiden als das, was diesen Augenblick in des Jünglings Seele vorging und ihn von Richard Hille schied.

„Marco!“

Der laut Angerufene schreckte zusammen. Dann sagte er mit unterdrückter Stimme und wie zu sich selber redend: „Die Vicetta ... Ob sie wohl noch immer bei meinem Vater ist? Sie sagte mir, mein Vater dürfe sie nicht anrühren. Sie schwur mir, sich von ihm nicht anrühren zu lassen. So oft sie den Mund auftut, lügt sie. Aber das — nein, das log sie nicht. Das ist es ja, wodurch sie über den Mann solche Herrschaft gewinnen konnte; das ist es, womit sie ihn martert, foltert, von Sinnen bringt: daß sie sich von ihm nicht anrühren läßt. Ich weiß, sie brachte dadurch meinen Vater von Sinnen; und ich verstehe —“

Er sprach nicht aus, was er verstand. Unerreichbar weit entfernt von dem Manne, der ihn nach dem jungen Weibe gefragt hatte, fuhr er mit noch leiserer Stimme fort: „Ja, die Vicetta ... Nein. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Es wäre schrecklich, wenn ich ihr jemals wieder begegnen sollte ... Sie hat mich geküßt: sie, die meinen Vater halbverrückt gemacht und meine Mutter in den Tod gejagt hat ... Ich habe mich von ihr küssen lassen, habe Abscheu empfunden und — habe mich nach ihren Küssen gesehnt. Weil ich mich nach ihren Küssen nicht sehnen wollte und weil meine Mutter ... Umbringen wollte ich mich deshalb! Jetzt lebe ich. Jetzt liebe ich den besten, gütigsten, edelsten aller Menschen und werde von diesem wieder geliebt, mehr als ich verdiene, als ich solcher Liebe würdig bin und jemals würdig sein kann. Ich gehöre zu ihm, fest, unzertrennlich. Schon seinetwillen muß ich ein braver Mensch werden, ein

guter Mensch; denn ich muß ihm seine Güte vergelten. Aber wenn ich an die Vicetta denke ... Schrecklich wär's, wenn ich sie je wiedersehen, wenn sie mich je wieder küssen sollte."

Er sprang auf, irrte durch das Zimmer, beständig mit seinem fremden Blick, seinem verstörten und völlig verwandelten Wesen.

Tief erschreckt ließ sein alter Freund ihn eine Weile gewähren; dann sprach er liebevoll in ihn ein: „Wenn Du sie zufällig wieder sehen solltest, wirst Du ihr den Rücken kehren. Mein guter starker Junge wirst Du sein, mein stolzer Junge. Du wirst bei ihrem Anblick denken, wieviel Schönheit, Reinheit und Güte auf der Welt sind und daß Du alle diese Gottheiten zu den Deinen machen kannst. Du brauchst nur zu wollen. Und Du willst ja! Ich weiß am besten, woran Du beständig denkst, wonach Du Dich beständig sehnst: danach, Dir die höchsten Güter des Lebens zu eigen zu machen. Und mit solchen hat eine Vicetta nichts gemein. Weder sie noch eine andere, die ihr gleich ist."

Marco blieb stehen, sah seinen väterlichen Freund traurig an, sagte mit zuckenden Lippen: „Schönheit, Reinheit, Güte ... Und ich voller Sehnsucht danach. Wenn es dafür bereits zu spät sein sollte? Trotz allem und allem!"

Aber da wurde der Buonissimo böse; und wenn er einmal böse wurde, brach das zornige Funkeln seiner Augen selbst durch die Trübe der Brillengläser. Zu seinem Unglück wirkte er in solchen Momenten nicht tragisch, sondern eher komisch. Freilich war er gerade dann am liebenswürdigsten und liebenswertesten, infolgedessen sein Zorn jedesmal damit endigte, daß sein Junge ihm halb lachend, halb weinend — aber nicht etwa weinend vor Rührung — um den Hals fiel und sein gutes unschönes Gesicht mit Küssen bedeckte. Dann war Sor Riccardo hilflos.

IX

Am nächsten Tag fand Umzug und Einzug statt. .. Da die Bewohner des Monte Caprino Numero 7, Piano 5, ‚camere mobiliate', nicht sicher waren, ob Dame Panizza nicht noch irgend eine geheime Tücke unter ihrer Nachtjacke barg, so beschlossen die Verbündeten, daß der Professor in der Wohnung bleiben sollte, bis daraus das letzte Stück Wäsche und das letzte Stück Marmor entfernt worden. Marco beaufsichtigte die Überführung des kleinen Museums. Unter seiner Leitung wurde ein Kunstwerk nach dem anderen vorsichtig die hohe Treppe hinuntergeschafft und behutsam auf Kissen in einen Caretto gelegt, daneben Marco zur Bewachung gar stattlich einherschritt.

Teils aus Furcht vor einem Überfall seiner majestätischen Padrona, teils aus Angst, eines seiner geliebten Altertümer könnte unterwegs eine Beschädigung erleiden, harrte Richard Hille der Rückkehr seines Telemachs, nicht begreifend, wie er es so lange in solcher Einsamkeit hatte aushalten können. Seine beiden, von ihren Götterbildern allmählich entleerten Zimmer begannen ihm Grauen einzuflößen.

Wie war es möglich gewesen, ein volles Menschenleben so zu existieren? wenn auch ‚halb Rom' zu seinen Füßen lag und die Familie Panizza — so unrömisch der Name für Tante Doras Ohren klang — eine so echt römische war, wie sie am Tiberstrande nur irgend zu finden: Hausfreund, Morgenkostüm, Wohnung und Wochenrechnung inbegriffen. Fort mit diesen quittengelben Vorhängen, diesen krebsroten Möbelbezügen und spinatgrünen Teppichen! Fort aus diesen himmelblau und rosenfarben

tapezierten Mauern, darüber sich pompejanische Decken wölbten und von denen grell kolorierte Bildnisse zweifelloser Schönheiten und idyllische Darstellungen idealer Familienszenen herabschauten...

Was war das? Das Rauschen eines Frauengewandes auf dem Ziegelsteinfußboden des Vorzimmers? Ein nur zu wohlbekanntes Rauschen in allerletzter Stunde! Sor Riccardo ertappte sich bei der Regung, zur Tür zu stürzen, sich einzuschließen und bis Marcos Rückkehr eingeschlossen zu bleiben: vor seiner verschlossenen Tür mochte dann geschehen und gesprochen werden, was da wollte. Aber sogleich besann er sich auf sich selbst: bis zum letzten Augenblick, den er in diesem Hause zubrachte, wollte er seiner germanischen Ahnen, all der Pastoren Jonathan Hille, würdig bleiben.

Etwas bleich, mit nervös zuckenden Lippen, das sonderbare Bedürfnis empfindend, seine Brille abzunehmen und zu putzen, ließ er das Rauschen des schleppenden Frauengewandes näher und näher kommen, erwartete er in aufrechter Haltung, erhobenen Hauptes die letzte Attacke. Denn daß es ein Angriff sein würde, war ihm sogleich klar geworden. Jedoch auf das, was kam, war er nicht gefaßt.

Dame Panizza trat ein. Sie war in Toilette. In jenem blendenden Prachtstück des Hauses, welches nur bei feierlichen Gelegenheiten angelegt wurde, als da waren Korsofahrten, Visiten und abendliche Empfänge. Ein gewaltiger Federhut vollendete den Glanz, der in Gestalt einer Menge verstreuten Reismehls auf ihren einstmals schön gewesenen Zügen leuchtete.

Signora Clelia kam nicht allein. Es war jedoch nicht der Gatte, sondern der Hausfreund, der Cavaliere. Unmittelbar hinter der Dame trat auch diese Persönlichkeit ein, an welcher außer der Eleganz der Erscheinung der kohlrabenschwarz gefärbte, kühn aufgedrehte Schnurrbart das Bemerkenswerteste war.

Bei dem unerwarteten Anblick jenes Herrn verschwand

alle Scheu aus des Professors durch den von Signora Clelia ausgehenden Glanz etwas erschreckter Seele. Zugleich wurde er sehr ruhig; unheimlich, großartig ruhig. Wenn Richard Hille sehr ruhig war, bekam der unscheinbare Herr etwas überaus Würdevolles, fast Vornehmes.

Ohne den Cavaliere eines Blickes zu würdigen, erkundigte sich der Professor höflich und kühl bei der Vermieterin möblierter Zimmer an harmlose Fremdlinge, was sie wünschte?

„Das werden Sie sogleich hören."

Es war der Cavaliere, der sprach.

„Ich fragte, was Sie wünschten? Ich bin beschäftigt."

„Sie werden für uns Zeit haben."

Wiederum der Hausfreund in herausforderndem, höchst unverschämtem Tone.

„Bin ich Ihnen noch etwas schuldig? Wieviel und wofür?"

Aber jetzt brach die Dame aus! Ohne jede Majestät, gemein wie ein Marktweib. Statt der Agrippina vom Kapitol eine schimpfende Trödlerin aus dem Ghetto.

„Sehen Sie diesen Menschen!" (den Herrn Cavaliere anredend und mit erhobener Rechte auf ihren ehemaligen Mieter weisend.) „Sehen Sie ihn? Dort steht er. So sieht ein Verräter aus, ein Nichtswürdiger. Wer ist er? Ein Deutscher, ein Barbar. Wer hat ihn aufgenommen, als ob er ein Freund, ein Bruder wäre? Dieses Haus. Ich und mein Checco." (Checco war der Gatte.) „O, mein Checco, wen nahmst du auf? Einen Undankbaren, ein Ungeheuer! Für achtzig Lire im Monat nahmen wir diesen Menschen auf! Schlafzimmer und Salon, Bedienung mit eingerechnet. Eigenhändig brachte ich ihm morgens den Kaffee; meine Tochter, das süße Geschöpf, pflegte seine Blumen. Merkte er überhaupt nur, daß ich seinetwegen meine Morgenruhe aufgab? Dankte er mir? Vergalt er mir? Sie sollen hören, wie dieser Mensch mir vergalt. Und hören soll es mein Checco. O, Checco!"

Was sollte der unselige Checco dieser Clelia aus

dem Munde seiner Gattin zu hören bekommen? Nicht weniger, als daß er über volle fünfunddreißig Jahre eine Schlange unter seinem ehrlichen Dache beherbergt hatte, ein Monstrum, dem seine Gemahlin nicht nur des Morgens den schwarzen Frühtrunk eigenhändig kredenzt, sondern für dessen Wäsche, dessen Petroleumlampe, dessen Reinlichkeit und Behaglichkeit sie gesorgt und dem sie Rechnungen geschrieben, deren Uneigennützigkeit ihren Gatten Checco beinahe ruiniert hatte. Dafür welcher Lohn! Furchtbar, es sich nur vorzustellen; noch furchtbarer, es auszusprechen. Aber ausgesprochen mußte es werden. Und zwar zunächst vor den Ohren des treuen Hausfreundes, der es alsdann vor den Richterstuhl des tödlich beleidigten Gatten weiterbringen würde: der Mietsherr aus Deutschland hatte versucht, der Tugend seiner römischen Padrona nachzustellen! Durch Jahre und Jahre hatte der Mensch solche Schändlichkeit versucht, mittels tausend Listen, tausend Niedrigkeiten.

„Sehen Sie ihn an! Checco, o Checco!"

Und als es ihm bei der Mutter nicht gelang, was tat er dann? Dann versuchte er das nämliche bei der Tochter, bei der süßen unschuldigen Eleonora, die, um sich vor den Verfolgungen des deutschen Don Giovanni zu retten, in die Arme des vermöglichen Gewürzkrämers flüchten mußte. In einer Stunde würde mit dem tödlich beleidigten Gatten der Dame Panizza auch der Ehegemahl des anderen Opfers erscheinen, um in Gegenwart des Cavaliere den Nichtswürdigen zur Rechenschaft zu ziehen.

„Sehen Sie ihn an! Sehen Sie ihn?"

Der Befragte stand im Schmucke seines gefärbten, kriegerisch aufgedrehten Schnurrbarts und blickte wutschnaubend, von Haß und Rachedurst erfüllt, auf den Angeschuldigten, bereit, im nächsten Augenblick in Aktion zu treten und dem Verbrecher die Forderung zu stellen: ‚Entweder Du fällst den beiden empörten Gatten zum Opfer, oder Du zahlst. Du zahlst eine hübsche Summe. Ich rate Dir, zahle!' Er wollte gerade seinen Mund

öffnen, um auf das Stichwort mit seiner Rolle zu beginnen, als etwas geschah, worauf weder die Dame noch ihr Ritter vorbereitet waren und was die beiden Akteurs plötzlich aus ihren Rollen brachte.

„Hinaus!“

Es war das einzige Wort, das Sor Riccardo äußerte. Er äußerte es jedoch in solcher Weise, daß das eine Wort eine ganze Ciceronische Rede enthielt. Die Wirkung war denn auch überwältigend; wenigstens auf den Cavaliere. Diese distinguierte Persönlichkeit war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden. Die Flucht ihres Getreuen gewahrend, stieß Dame Panizza einen gräßlichen Schrei aus, drohte in Ohnmacht zu sinken, wurde von den Armen jenes Barbaren gepackt und in der brutalen Manier dieser Rasse zum Zimmer hinausgeführt, wobei sie ihre Besinnung übrigens so vollständig wiedererlangte, daß sie gebissen und gekratzt haben würde, hätten die beiden Arme sie nicht mit eiserner Kraft umklammert gehalten. Draußen angelangt, wurde sie von ihrem Ritter gerettet; aber erst, nachdem der Professor die Tür seines Zimmers als Sieger geschlossen hatte. Als Marco zurückkehrte — es war der letzte Marmortransport gewesen — fand er Sor Riccardo eifrig beschäftigt, sich die Stiefel zu putzen. Auf seine erstaunte Frage: was das bedeute? wurde ihm pathetisch erwidert: „Ich schüttle den Staub dieses Hauses von meinen Schuhen!“

— — — — — — — — — — — — — —

Die beiden durften nicht gleich in ihre Wohnung, sondern mußten bei Tante Dora warten, bis diese den Einzug gestattete. Es schien sehr festlich werden zu sollen; denn Tante Dora hatte ihr braunes Seidenkleid angetan, welches ebenso altmodisch wie feierlich war. Es hatte sogar eine Schleppe. Wenigstens zeigte die brillante Robe den schüchternen Versuch einer derartigen völlig überflüssigen Luxussache.

Weder Paoluccia noch Lella ließen sich blicken, und

trotz des schönen Oktoberabends mußte im Atelier gewartet werden. Der größeren Feierlichkeit wegen geschah dies etwas schweigsam. Tante Doras braunes Seidenkleid legte sich stets beklemmend auf des Professors Gemüt: sah doch seine alte Freundin in dem ungewohnten Staate, zu welchem sie ein ungewohnt feierliches Wesen annahm, seltsam fein und fremd aus. Man sah ihr dann an der Nasenspitze an, daß die Petersens eine Familie waren, die etwas auf sich halten durfte: echte Patrizier, bürgerliches Vollblut mit dokumentierten Ahnen aus dem vierzehnten oder gar dreizehnten Säkulum.

Endlich erhob sich Tante Dora, bedeutete dem Professor, ihr den Arm zu reichen, und rauschte zur Tür hinaus — sie rauschte wahrhaftig! Sor Riccardo hatte es geahnt: es würde gewiß zum Fürchten feierlich werden! Und wenn es sich so festlich gestaltete, wurde er gerührt; und wenn er gerührt war, mußte er beständig seine Brillengläser putzen, was ihm höchst unbequem war.

Die in braune Seide gehüllte Tante Dora am Arm, trat er auf die blumige Terrasse und gleichsam in den purpurnen Abend hinein. Da sah er denn ... Wo zwischen den beiden Wohnungen die Mauer durchbrochen war, verschloß die Öffnung ein Vorhang. Vor diesem stand eine holdselige Mädchengestalt in antikem Kostüm, einen üppigen Kranz roter Rosen um die blasse reine Stirn, einen Strauß roter Rosen in den Händen.

Tante Dora führte ihren alten Freund zu der verhängten Pforte, blieb stehen, und der Buonissimo ließ sich von der lieblichen Gestalt anreden und Rosen vor die Füße streuen.

Es waren sogar Verse, von Tante Dora gedichtet. Und als in der schönen Poesie die Rede auch auf seinen Jungen kam, als auch seinem Jungen gewünscht wurde: Tage und Jahre des Glücks und Friedens, der Arbeit und des Segens in dem neuen Zu-Hause — da kam es so, genau so, wie der Professor gefürchtet hatte: er wurde gerührt und mußte seine Brille putzen; und zwar so

eifrig, daß er von der ganzen übrigen Herrlichkeit nichts mehr gewahrte.

Dann fiel die schöne Decke, die den Eingang verhüllte — Paoluccia war dahinter versteckt gewesen —, dann wollte der holde Genius Sor Riccardo bei der Hand nehmen und über Rosen durch die Pforte führen. Aber ritterlicherweise reichte Richard Hille Tante Dora den Arm, so daß der junge Marco für die kleine Lella übrig blieb.

Sor Riccardos Terrasse war ein einziges Blumenfeld, nicht anders, als ob es Tante Doras Terrasse wäre. In den letzten Gluten des Sonnenunterganges leuchteten Vatikan und Quirinal, leuchteten Rosen und Geranien. Da umfaßte der Professor Tante Dora und gab ihr einen Kuß auf den Mund, gab auch Paoluccia einen schallenden Kuß und schickte sich an, das Nymphlein zärtlich zu umfangen. Genau dasselbe gedachte in dem nämlichen Augenblick Marco zu unternehmen; aber das Kind entwischte dem Alten sowohl wie dem Jungen, dem kecken Knaben ihren Rosenkranz in den Händen lassend.

Jetzt traten alle ins Haus. In dem Salotto war die Festtafel gedeckt, über und über mit Blumen beschüttet. Die Nacht brach an. Da erschien Paoluccia mit der dreiarmigen angezündeten Ölleuchte, setzte sie mitten auf den Tisch, sprach laut und feierlich, als sagte sie einen Segensspruch, das altertümliche echt römische: „Felicissima notte!“

X

Der ‚glücklichsten Nacht‘ folgten glückliche Tage.

Die nächsten wurden damit zugebracht, vollends sich einzurichten und sich heimisch zu machen. Übrigens kam Sor Riccardo für das erste aus dem Verwundern und Bewundern gar nicht heraus. Es war doch einfach erstaunlich, wie die beiden Frauen alles bedacht und alles ausgeführt hatten. Mit Ausnahme von Bibliothek und Antiken, von Schreibtisch und Manuskriptenschrank befand sich jedes Ding an seinem Platz; und in der Wohnung des Professors besaß jedes Ding nicht nur die merkwürdige Eigenschaft, an seinem rechten Platz zu sein, sondern es ließ sich nicht vorstellen, wie ein anderer Gegenstand diesen einnehmen könnte. Mit einem Wort: Feenhände schienen über den häßlichen Ziegelsteinboden Teppiche ausgebreitet, in dem Schlafzimmer vor den Fenstern weiße Gardinen aufgesteckt, in den Schränken die Wäsche geordnet — mit roten Bändern zierlich und echt germanisch zusammengebunden — und die Speisekammer mit den notwendigsten Vorräten gefüllt zu haben. Nur zu einem hatte sich Tante Dora durchaus nicht verstehen wollen; denn: „Öfen wollen Sie? Im Salon sowohl wie in Ihrem Arbeitszimmer? Öfen? Darf ich fragen, seit wann Sie in Rom sind? Kaum angekommen, wie mir scheint. Welcher Römer hat Öfen? Wo haben Sie in Rom dergleichen Wärmmaschinen gesehen? Bei verweichlichten Fremdlingen! In Rom frieren? Bei der Wärme? Einfach Unsinn! Wer in Rom friert, soll doch drüben bleiben und sich zu Hause einheizen lassen. Hinter dem Ofen soll er hocken bleiben. Was hat der Mann in Rom zu suchen? Übrigens können Sie meinetwegen sogar

in der Speisekammer und sonstwo einen Ofen setzen lassen ... Ist der Mann seit fünfunddreißig Jahren in Rom und will auf seine alten Tage anfangen in Rom zu frieren."

Tante Doras Verachtung war niederschmetternd. Der so Abgefertigte wagte denn auch nur bescheiden einzuwenden: „Seien Sie nicht böse. Es kommt aber doch auch bisweilen in Rom vor, daß ... Zum Beispiel: wenn im Winter starke Tromantana ist ... Der Brunnen auf Piazza Barberini hat dann sogar Eiszapfen. Allerdings nur bisweilen."

Mit einer energischen Handbewegung gestattete Tante Dora jedoch durchaus nicht, daß die Wassergottheit auf dem barberinischen Platz bisweilen der reine Eismann sei.

„Sie werden zugeben müssen, daß es, solange ich meinen Kaffee noch auf der Terrasse trinken kann, gerade kein arktisches Klima ist; und ich trinke meinen Kaffee noch im Januar auf meiner Terrasse. Wenn ich einmal etwas kühl habe, gehe ich aus und komme durchwärmt zurück. Ganz wundervoll durchwärmt! Übrigens gibt es in Rom Kohlenbecken und Kamine. Sie wissen, bei mir wird selten im Kamin Feuer gemacht. Denn wozu? Es ist sofort zu heiß, und dann verderbe ich mich. Wenn Sie frieren und sich durchaus verderben wollen, können Sie ja Kaminfeuer anzünden lassen. Ihr Marco ist freilich viel zu sehr Römer, um die Zimmerhitze gut zu ertragen. Dann muß der arme Junge eben zu mir herüberkommen."

Es gab Momente, wo Tante Dora wahrhaft fürchterlich sein konnte!

Die reizendste Überraschung, die sie ihrem alten Freund in dessen Wohnung bereitet hatte, war die Ausschmückung der Wände, und zwar sämtlicher Wände, der Behausung. In ihrem Kinderasyle war scharfe Musterung abgehalten worden, hatte große Auswanderung stattgefunden. Selbst aus den Winkeln und Ecken wurden die kleinen Geschöpfe hervorgeholt, um sich an Sor Riccardos vier Wänden anzusiedeln. Die allerhübschesten, allerrosigsten, allerlustigsten Knäblein

und Mägdlein wurden ausgesucht und hinübergeschickt: „Mit einer schönen Empfehlung von Fräulein Dora Petersen, und die kleine Gesellschaft sollte um den gelehrten Herrn ihr munterstes Wesen treiben; sie sollte lachen und lärmen, toben und tollen nach Herzenslust. Der Spektakel der kleinen Bande würde den Signor Professore bei seiner Arbeit hoffentlich nicht stören, und Sor Riccardos Junge würde gewiß seine Freude daran haben."

Diese hatte der alte Herr, und das von Herzen.

Wenn er an seinem Schreibtisch saß, der ganze Mann Gelehrsamkeit, im Schweiße seines Geistes eine rätselhafte Inschrift entziffernd, von der nur wenige Trümmerreste, nur wenige Buchstaben vorhanden waren; oder wenn seine Griechen und Römer ihm sonst derartig zu schaffen machten, daß ihm davon der Kopf brannte — so oft er von seinen Büchern und Papieren aufschaute, lachten ihn von allen Seiten Kinderaugen an: Kinderaugen im Studio, Kinderaugen im Schlafzimmer, im gemeinsamen Wohngemach. Wie war es anders möglich, als daß Sor Riccardos Kinderherz in solcher Umgebung voll heller Freude schlug.

Welcher Schelm der junge Markus war! Hatte er sich doch an den vier Wänden seines Schlafkämmerleins eine ganze Lella-Galerie aufgehängt: Paoluccias Lella in allen Lebensaltern! Lella einjährig, nach einer am Baume hängenden Orange greifend; Lella zweijährig, mit einer Puppe ohne Kopf spielend; Lella dreijährig, beide Arme voller Anemonen. Und so weiter, bis das Kind immer größer, immer zarter und elfenartiger, immer holdseliger wurde. Die letzte Lella war gerade vierzehn Jahre geworden, schaute aus großen dunklen Augen nachdenklich und etwas wehmütig in die Welt hinaus, einen üppigen Kranz purpurfarbener Tuskulumveilchen auf dem lieblichen Köpfchen. Tante Dora wollte mit Marco wegen des ‚Lella-Unfugs' böse sein; aber der Bengel war so unwiderstehlich liebenswürdig, lachte die Bitterböse so siegreich an, machte ein

solch unverschämt strahlendes Gesicht, sah so ‚bildschön‘ aus, daß Tante Doras Zorn erlosch, bevor er noch recht aufgeflammt war. Und das Lellakind! Wie es über und über erglühte, wenn Marco es neckte, wenn er ihm beim Aufstehen und Schlafengehen nach Herzenslust zunickte, ihm sogar Kußhände zuwarf; wie die kleine Elfe zuerst schmollte und trotzte, dann lächelte, zuletzt hell auflachte, endlich fortlief, hinaus in die Küche zu Mutter Paoluccia, die das Nymphlein halb böse, halb glückselig wieder zurückbrachte.

Wunderhübsch war auch das Ordnen und Aufstellen der Bibliothek. Bei Signora Clelia — hatte es eine Dame solchen Namens jemals gegeben? — bei Dame Panizza lagen des Professors Bücher, Schriften, Manuskripte zum größten Teil in Kisten aufgespeichert: jedes Jahr eine neue Kiste! Es gab für einen Gelehrten nichts Menschenunwürdigeres. Tante Dora hatte zwei gewaltige Schränke beschafft und damit dem ‚schandvollen Zustand eines sogenannten gebildeten Menschen‘ mit einem Male ein Ende bereitet. Nachmittags kam man zusammen, ordnete, stellte auf: der Professor und sein Sohn Marco, Tante Dora und das Lellakind. War Paoluccia mit ihrer Küche fertig, so half auch Paoluccia; und Tante Dora behauptete: es sei ein wahres Wunder, wie sie sich auf die Klassiker verstünde — natürlich nur auf die Einbände. Die Sache ward so organisiert: Sor Riccardo suchte die Autoren zusammen, Paoluccia staubte sie ab, Lella trug sie zu den Schränken, Marco stellte sie auf, und Tante Dora registrierte die ehrwürdigen Herren. Es war einfach wundervoll, mit welcher Ehrerbietung Paoluccia die alten Bände in die Hand nahm und an ihnen herumpolierte, als putzte sie kostbares Silber; einfach wundervoll, wie Lella tat, als schleppte sie Lasten, wie Marco die gedruckten Gelehrsamkeiten in Empfang nahm, als würden ihm Reliquien überreicht, und mit welchem Pathos Tante Dora die Namen der Verfasser und die Titel der Werke ablas, um sie mit ihrer akkuratesten und steifsten Altjungferschrift schwarz auf weiß

festzustellen. Welcher Aufstand, wenn ein Schriftsteller nicht vollständig war, wenn ein Band fehlte, wenn zuerst Sor Riccardo verzweifelt danach suchte, dann alle suchten, bis der auf ‚unbegreifliche Weise‘ Verschwundene in einer Kiste entdeckt wurde, in die er dem Jahrgange nach gar nicht hineingehörte. Und wer entdeckte den Vermißten? Natürlich Paoluccia!

Wunderhübsch war überhaupt alles. Das Köstliche begann bereits am frühen Morgen, wenn Sor Riccardo aufgestanden war und seinen Kaffee trank, von der Bedienerin, einer freundlichen römischen Witwe, vortrefflich gebraut und dem Gelehrten Schlag sieben ins Zimmer gebracht; wunderhübsch war, wenn er an seinem gewaltigen Schreibtische bei seiner geliebten Arbeit saß und Marco nebenan immer noch den glückseligen Schlaf der Jugend schlief. Der Junge hätte längst wach und auf sein können, längst seine ‚Studien‘ begonnen haben müssen. Jede Viertelstunde sprang Sor Riccardo in die Höhe, ging leise nach dem Nebenzimmer, rief leise hinein: „Marco! Aber Junge, es ist acht — es ist halb neun — ist neun! Es ist ja eine Schande! Hörst Du nicht? Schämen solltest Du Dich. Ein junger Mensch so lange in den Tag hineinzuschlafen! Wenn Tante Dora das wüßte!“

Aber Marco schlief. Einen Arm unter seinem Haupte, sah er in seinem tiefen Schlummer so wunderschön, so ‚antik‘ schön aus, daß es wie eine Barbarei erschien, ihn zu wecken. Brachte Sor Riccardo es trotzdem über sein Herz, hatte er den Faulpelz schließlich wach gerüttelt und geschüttelt, wach gescholten und gebettelt, so stand Sohn Marco noch lange nicht auf. Er war noch immer so müde, das Bett so gut, das Zimmer so behaglich und die Lella-Galerien an den Wänden so angenehm zu betrachten. Also blieb er ruhig liegen und schwatzte mit seinem väterlichen Freunde in das andere Zimmer hinüber. Selbstredend störte er Sor Riccardo in seiner Arbeit; aber der Junge hatte nun einmal nicht den geringsten Respekt vor Gelehrsamkeit. Zuletzt mußte der Buonissimo

allen Ernstes böse werden. Er mußte wiederum aufstehen, mußte hingehen und die Tür schließen; aber seine Arbeit blieb gestört. Er mußte beständig hinhorchen: ob der Bengel noch immer nicht aufgestanden war? Und er beruhigte sich erst, wenn er — es war inzwischen gegen zehn geworden — nebenan ein gewaltiges Plätschern und Planschen vernahm, welches ihm anzeigte, daß der Adonis aus der Via Rasella sich erhoben hatte. Wie lange es dauerte, bis der junge Gott seine Toilette beendete! Einfach unglaublich, unbegreiflich lange! Wäre der Sohn des Advokaten Lippi ein Sprößling des großen Olympiers gewesen, hätte er mit dem Anziehen sicher weniger Zeit gebraucht; er, Sor Riccardo, bedurfte dafür keine fünf Minuten... Endlich fertig kam Marco herein, sagte guten Morgen — so ungefähr gegen Mittag —, strahlte vor Jugend und Jugendlust, scherzte, trieb tausend Possen, füllte das friedliche Studierzimmer des gelehrten Herrn mit seiner Jugend und seinem Glanz, begab sich endlich, endlich nach einer langwierigen Musterung vor dem Spiegel aus der Wohnung, in der es plötzlich still und einsam wurde, ganz merkwürdig, schier unheimlich still und einsam.

Jetzt konnte der Professor ungestört arbeiten! Aber auch jetzt arbeitete er zerstreut, unfreudig, schlecht. Er mußte beständig auf die große Stille lauschen und dabei sich vorstellen: wie es wohl sein würde, wenn der Jüngling, dessen Abwesenheit diese Lautlosigkeit verursachte, nicht wiederkam — nie wiederkam; wie es sein würde, wenn sein Haus ohne Jugend und Jugendlust, ohne Sonne und Glanz, ohne Schönheit und Glück blieb? In dunkle Gedanken versunken, wurde er unruhig und immer unruhiger. Schließlich sprang er auf, lief durch die öden Zimmer, lief hinüber zu Tante Dora, um unter irgend einem Vorwand bei dieser Guten und Getreuen Zuflucht zu suchen und der Stille in seinem einsamen Hause zu entrinnen. Bei Tante Dora war Lella, und in der Küche war Paoluccia, und alle drei hatten den Abwesenden lieb.

Richard Hille konnte also mit allen dreien von ihm sprechen, wobei er sich freilich hüten mußte, zu verraten, wie einsam er sich ohne seinen Jungen fühlte.

Kam endlich die Zeit, wo Marco zurückkehren mußte, so steigerte sich mit der Erwartung die Unruhe. Natürlich ließ der junge Herr auf sich warten; und sein Mentor hatte ihn doch so dringend gebeten: „Sei pünktlich. Du weißt, Tante Dora kann das Unpünktliche nicht leiden. Auch Paoluccia darfst Du mit dem Mittagessen nicht auf Dich warten lassen. Das schickt sich nicht für solchen jungen Menschen; das ist ungehörig, unartig.“ Marco versprach feierlichst: heute ganz gewiß pünktlich zu sein, und war es natürlich auch heute nicht. Der Gelehrte wurde böse, zornig; er wurde ängstlich. Wenn dem Jungen sein Vater begegnet wäre? Oder die Vicetta? Wenn ... Er horchte in der offenen Tür, horchte die Treppe hinunter, lief wieder zu Tante Dora. Diese machte ihr strenges Gesicht, war ganz Würde und Majestät: der Risotto verkochte, der Fritto wurde kalt; und der Bengel kam noch immer nicht! Selbst Paoluccia verlor ihre gute Laune, und nur Lella machte ein heiteres Gesichtchen, welches strahlend wurde, wenn sie den beiden Alten melden konnte: „Er kommt!“ Sogleich legte sich Tante Doras Majestät, sänftigte sich Sor Riccardos Zorn; und wenn der Übeltäter ganz gemächlich angeschlendert kam, wenn er mit dem Glanze seiner Stimme den römischen Sonnenschein noch leuchtender machte, so waren alle vier seelenvergnügt und fanden Paoluccias verkochten Risotto und eiskalten Fritto ganz ausgezeichnet. Marco hatte die beste Absicht gehabt, heute ‚wirklich pünktlich‘ zu sein; es war ihm jedoch auch heute nicht gelungen, dem Armen.

Und was er an dem einen kurzen Vormittag alles erlebt und beobachtet, was er alles zu erzählen hatte! Sor Riccardo erlebte niemals etwas und Tante Dora sehr selten. Nur Paoluccia erging es wie dem jungen Marco. Auch sie kam jedesmal voller Geschichten nach Hause, das Erlebte in ihrer Erzählung zugleich darstellend.

Wie darstellend! In ihrer Art eine wahre Eleonora Duse.

Marco glich darin Lellas großäugiger Mutter: er agierte seine Geschichten. Sehr häufig handelte es sich um eine wunderschöne elegante Dame, die durch irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er imitierte sie so kunstvoll, daß Paoluccia voller Bewunderung ihm den Preis zuerkannte und selbst Tante Dora Beifall spendete. Sor Riccardo mochte diese Vorstellungen nicht leiden, und Lella lachte niemals darüber. Das ärgerte den jungen Herrn. Um die Kleine zum Lachen zu reizen, übertrieb er, dadurch seine Absicht noch weniger erreichend.

Und wunderhübsch war's, wenn der Tag so warm war, daß der schwarze Kaffee auf der Terrasse getrunken werden konnte. Solche Tage waren Tante Doras Triumph. Sie verhöhnte den alten Freund, der sich fröstelnd in ein Tuch wickelte: in ein mäusefarbenes Plaid, noch aus Pastor Jonathan Hilles Studentenzeit stammend; sie rühmte Lella und Marco, die gleich ihr womöglich ‚zu heiß' hatten.

Wunderhübsch an solchen schönen Wintertagen waren auch die gemeinsamen Spaziergänge vor Porta Pia auf den Aniowiesen, bei der nomentanischen Brücke; oder in die nahe Villa Borghese; oder nach der in Einsamkeit und Vergessenheit versunkenen Villa Madama; oder auf der flaminischen Straße bis zu dem Landhause der Livia. Es war köstlich, wie der Professor erzählen konnte: Weltgeschichte an den Stätten ihrer Begebenheiten! Und köstlich war's, wie Tante Dora und Paoluccia zuhörten. Besonders Paoluccia, von der ihre Herrin behauptete: sie wäre im stande, römische Welt- und Kunstgeschichte zu dozieren — nach Sor Riccardos Auffassung natürlich.

Die beiden ‚Kinder' — denn auch Marco war ja noch ein großes Kind — bildeten dagegen ein umso schlechteres Auditorium. Sie hatten tausend andere Dinge im Kopfe, hätten einander am liebsten bei der Hand gefaßt und wären den drei Alten davongelaufen: hin über die Fluren,

auf denen noch immer Blumen blühten, begleitet von dem Jubel der Lerchen, hinaus in die weite weite, in die schöne, wunderschöne Welt. War es dann Zeit, daß Paoluccia ihren treuen Begleiter, den Henkelkorb, auskramte, so waren die beiden gleich zur Stelle. Paoluccias Henkelkorb besaß die merkwürdige Eigenschaft, gleichsam grenzenlos zu sein. Er ließ sich zum Erstaunen weit ausdehnen und mit guten Sachen anfüllen: mit Dutzenden von Orangen und ‚Butterbroten', einer dickbauchigen, strohumflochtenen Flasche und anderen Herrlichkeiten mehr. Marco hielt darauf, daß mitten auf der Campagna der Tisch ordentlich ‚gedeckt' wurde; und niemals geschah es, daß zum Schmucke der Tafel die Blumen fehlten: in losen Gewinden um das Tischtuch gelegt oder darüber gestreut. Er war unerschöpflich im Erfinden neuer ‚Arrangements' und ‚Dessins'. Ebenso unerschöpflich mußten die vier im Bewundern sein. Sie waren es auch.

Ja, und wunderhübsch waren die Abende, wenn die kleine Familie in Tante Doras Atelier beisammen saß und wenn es geröstete, glühend heiße Kastanien gab, die Sor Riccardo ganz heimlich dazu benutzte, um sich die erstarrten Hände zu wärmen. Gewöhnlich hob Tante Dora zu erzählen an. Die schöne Scheherezade konnte tausend und eine Nacht die wundersamsten Begebenheiten, die unerhörtesten Abenteuer und köstlichsten Geschichten erzählen, ohne müde zu werden — das alte Fräulein Petersen hätte tausend und hundert Nächte fort und fort erzählen können und hätte noch immer nicht zu Ende erzählt: aus ihrem Leben, ihrem guten, fleißigen, ehrlichen Leben; also alles wahr und wahrhaftig einmal geschehen. Und immer war es etwas Gutes oder etwas Bewegliches oder Lustiges. Zumeist etwas Lustiges. Niemals etwas, was in diesem Frauenleben nicht gut, nicht tüchtig, nicht echt menschlich gewesen wäre, von frühester Kindheit an, noch von Eltern und Großeltern her, die gleichfalls gute und tüchtige Menschen gewesen und denen hundert von beweglichen oder lustigen Dingen geschehen waren.

Ja, groß war Tante Dora im Erzählen! Aber am allergrößten war sie im Erzählen von Kindergeschichten. Sie wußte nicht, wie viele Kinder, kleine und große, hübsche und garstige, artige und unartige sie porträtiert hatte; aber kein Kind, das nicht eine Geschichte geliefert hätte, das Prinzeßlein nicht weniger als die ‚Piccola‘ von der spanischen Treppe. Wenn Tante Dora mit ihren Kindergeschichten begann, verklärte sich Sor Riccardos Gesicht, riß Paoluccia schon im voraus ihre großen Augen weit auf, ließ Lella schon im voraus ihr helles leises Elfenlachen ertönen; und selbst der junge Herr wurde zu einem begierig lauschenden Knaben. Bis Mitternacht erzählte Tante Dora, und sie hätte bis Morgengrauen erzählen können, ohne müde zu werden oder andere müde zu machen.

Für Sor Riccardo am allerhübschesten war es vielleicht, wenn er sich mit seinem Jungen Abends allein in der Casa Hille befand; wenn er eigenhändig in seinem Studio ein helles Kaminfeuer anzündete; wenn draußen der grimme Nordwind pfeifend um das hohe Haus fuhr; wenn er seinem lieben Jungen von seinen herrlichen Griechen erzählte; wenn Marco mit seinen Augen an den beredten Lippen des alten Hellenen hing.

Und wie behaglich, wenn beide zu Bette gegangen waren, die Tür zwischen den Schlafzimmern offen stand und Marco sich in den Schlaf schwatzte; wie köstlich, wenn Sor Riccardo noch lange wach lag, auf die tiefen ruhigen Atemzüge im Nebenzimmer lauschte und dachte, daß es auf der Welt einen Menschen gab, der zu ihm gehörte, den er durch seine Liebe zu seinem Eigen gemacht hatte, für den er arbeiten und sorgen durfte.

Auch wohl sich ängstigen und grämen.

Aber — das tat weiter nichts.

XI

„Tante Dora!"

„Nun ja. Ich höre. Weshalb schreien Sie so? Was ist Ihnen geschehen? Gewiß etwas Gutes? Sie sehen ja ganz verklärt aus!"

„Kommen Sie, bitte, herüber."

„Sie sehen ja doch, daß ich Modell habe."

„Nur für ein paar Augenblicke."

„Haben Sie einen Fund getan?"

„Ja, ja!"

„Hat man Ihnen eine zweite Venus von Milo ins Haus gebracht?"

„Kommen Sie! Sehen Sie!"

„Also in Gottes Namen. Wie der Mann einen quälen kann! Mich in meiner besten Arbeit zu stören. Natürlich ist es wieder irgend etwas mit seinem Jungen."

„Natürlich!"

„Und es ist etwas Gutes, sagten Sie?"

Dabei strahlte auch Tante Doras Gesicht. Eilends legte sie Pinsel und Palette fort, an ihr Modell so wenig denkend, als ob es eine Holzpuppe wäre. Und es war doch die Antonia aus Saracenesco, die die Franzosen in der Villa Medici sozusagen gepachtet hatten und die der Tante Dora nur aus Gnade und Barmherzigkeit Modell stand, weil der alten Dame bereits Mutter und Großmutter der Antonia Modell gestanden hatten, so daß es Familientradition geworden war.

„Kommen Sie!"

Damit eilte er wie ein Jüngling voraus, hinüber in seine Wohnung.

Marco war nicht zu Hause. In seinem Schlafzimmer

hatte der Archäologe etwas gefunden, das der junge Mann in aller Heimlichkeit bei verschlossenen Türen angefertigt und zurückgelassen hatte, damit Sor Riccardo es finden sollte, wie ein an dem Gegenstande befestigter Zettel besagte. Die Schrift lautete: „Ich will den Sonnenflug wagen. Hilf Du mir empor!"

Unterzeichnet waren diese wenigen Worte mit: „Richards Junge." Der Gegenstand war eine kleine Figur in Wachs, modelliert von dem jungen Marco, und — die Figur zeigte unstreitig Talent, zeigte großes Talent.

Es war ein Ikarus.

Der Jüngling hatte einen Felsgipfel erstiegen, sich die Fittiche angelegt und war im Begriffe, sich in den Abgrund zu werfen — sich in die Lüfte emporzuschwingen. Er stand hochaufgerichtet, das Haupt in die Höhe gewandt, beide Arme aufwärts gestreckt, die Seele seinem Körper voraussendend: zur Sonne empor, zur Gottheit empor! Hoch über allem!

Die ganze junge Gestalt war der Ausdruck heißen Verlangens, leidenschaftlichen Sehnens nach oben, um hoch über allem zu schweben: über dem Staube der Erde, dem Dunste der Tiefe. Dem Antlitz hatte der Künstler seine eigenen schönen Züge gegeben.

„Marco! Das hat Marco gemacht! Tante Dora! Liebe Tante Dora! Sehen Sie doch nur! Es ist schön, ist hellenisch schön! Wenigstens ist es hellenisch schön empfunden! Mein Junge! Tante Dora — mein Junge ist ein Künstler."

Abgerissen, stammelnd und schluchzend kam es über Sor Riccardos Lippen. Der Mann war außer sich.

Tante Dora stand, betrachtete, schwieg. Sie betrachtete lange, schwieg lange.

Ihr Freund bemerkte endlich ihr Schweigen.

„Sie sagen ja nichts. Weshalb nicht? Sie zweifeln doch nicht etwa? Es ist ein Künstler, sag' ich Ihnen! Das ist echtes Talent."

„Das ist Genie."

Die alte Dame sprach das große Wort laut und feierlich mit tiefer Ergriffenheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie war es nur möglich? Luigi Lippis Sohn ein Künstler! Und niemals zuvor hatte sich sein Talent offenbart; niemals zuvor hatte er empfunden, daß er etwas in sich trug, was von oben war: ein Funke himmlischen Feuers. Plötzlich schlug die heilige Lohe aus ihm hervor. Es kam einem Wunder gleich. Luigi Lippis Sohn wollte sein Leben eigenmächtig enden, wollte den Götterfunken in den Fluten des Stromes löschen, seinen Genius begraben ... Richard Hille rettete ihn. Nicht allein einem Menschen, der ihm zum Sohne ward, erhielt er das Leben — viel Größeres als das: der Welt erhielt der alte Archäologe einen Künstler!

Ein ‚Genie‘ ...

So hatte die alte Dame mit dem Kinderherzen und dem Künstlergeist ihn genannt; und sie wußte, was der Name bedeutete und daß der Mensch mit etwas Göttlichem nicht Mißbrauch treiben darf.

Auch das war so wunderbar: daß ‚Richards Junge‘ Bildhauer werden sollte. Gerade Bildhauer! Von allem Erstaunlichen und Märchenhaften war das vielleicht das Erstaunlichste und Märchenhafteste.

An dem Vormittage dieses gesegneten Tages kam Tante Dora nicht mehr zum Arbeiten. Sie verließ ihren alten Freund nicht, und beide blieben vor dem Wachsmodell von Marcos ‚Ikarus‘: betrachtend, staunend, in Phantasien sich ergehend, Zukunftsträumen nachhängend, Zukunftsmelodien lauschend.

Als sie jedoch den jungen Zukunftskünstler nach Hause kommen hörte, schlich Tante Dora fort. Diesen Augenblick sollte Sor Riccardo mit seinem Jungen allein verleben; denn dieser Augenblick war des Schicksals erster Dank für seine große Liebestat.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Professor sah Marco an; und selbst durch die Brillengläser strahlte heute sein Blick so voller Güte und

zugleich so voll Glücks, daß der Jüngling sich stumm an die Brust seines besten Freundes warf, stumm ihn umfaßt hielt und ihn gar nicht lassen wollte. Dann sprach der Professor mit ihm, wie nur Richard Hille sprechen konnte, wenn er von einer großen Sache ergriffen war. Sein sonst so unberedter Mund führte dann eine geradezu machtvolle Sprache. Aber nur großer Schmerz oder großes Glück, nur höchste Begeisterung oder tiefste Empörung gaben seiner Empfindung solchen zwingenden Ausdruck.

Heute sprach er aus, was der Beruf eines Künstlers war. Nicht von Ehre, Ruhm und Lorbeerkränzen redete er, sondern von Arbeit, Leiden und Dornen. Trotzdem war das Leben eines Künstlers der Menschheit Höchstes und Herrlichstes; gerade deswegen: seiner Leiden willen war es das.

„Der wahre Künstler muß Mangel ertragen können, wie der hungernde Bettler; muß Entsagung üben können, wie der katholische Priester. Er muß Enttäuschungen seine Gefährten, Schmerz seinen Freund nennen.

Von des Lebens ganzem Jammer muß sich der Künstler packen lassen.

Wenn er schafft, wenn er erschafft, muß sein Geist in Demut hinsinken und zu der Gottheit beten, die ihn sich ähnlich machte. Nur ein unedles Streben, und der wahre Künstler in dem Menschen siecht hin; nur ein unreiner Gedanke, und der wahre Künstler stirbt: der wahre Künstler ist tot, sobald er ein unwahrer Mensch wird. . .“

Lange sprach der alte Herr zu dem Jüngling, der seine Hand gefaßt hielt, als müßte er sie umklammern, und ihm mit einem Blick in die Augen sah, daraus es wie ein Aufschrei klang: ‚Hilf mir! Du guter und reiner, Du wahrer Mensch!‘

— — — — — — — — — — — — — —

Die Familien Hille und Petersen kamen aus dem Freudentaumel, der sie ergriffen hatte, nicht heraus. Tante

Dora bemühte sich, kühl und objektiv zu erscheinen; aber ihres alten Freundes Seligkeit machte sie immer von neuem weich, in welcher Stimmung auch sie an dem Zukunftshimmel des jungen Markus eine sanfte Rosenröte aufstrahlen ließ. Mit einer ganzen Welt von Mitgefühl, Herzenswärme und Güte in den Augen hörte sie Sor Riccardos laute Träumereien mit an: „Zu solcher prachtvollen Jugend starkes Talent — das ist eine Vorstellung, die für mich etwas geradezu Überwältigendes hat. Wenn er ringt und kämpft, sich läutert und schmiedet; wenn er die Prüfung besteht, zum festen Manne, zum tüchtigen Künstler wird, so kann er zu einer ganz einzigen Erscheinung, zu einem Liebling der Menschen und Götter werden ... Das sage ich natürlich nur Ihnen, liebe Freundin; dem Jungen zeigte ich den Dornenweg einer Künstlerlaufbahn: will er doch schon jetzt über Blumenfluren wandeln. Freilich haben seine Pfade schon jetzt durch lange Finsternisse geführt, wo sein Leben von Rechts wegen voller Sonne hätte sein müssen... Stellen Sie sich doch nur vor: ich habe einen Jungen, der Künstler wird, Bildhauer! Es läßt sich nicht vorstellen ... Wenn er nur nicht etwas gar so Strahlendes hätte."

„Möchten Sie es ihm fortnehmen?"

Da vertraute Sor Riccardo ihr seine Sorgen an.

„Er ist so auffallend schön. Und die Frauen ... Besonders die Römerinnen. Sie mit Ihrem Kindergemüt wissen gar nicht, was für Frauen es gibt. Fürchterlich ist's, sage ich Ihnen. Sie stürzen sich auf solchen jungen Menschen, wie ein Jäger auf ein Wild. Das ist ein elender Vergleich; denn sie sind zwanzigmal ärger. Und er? Es ist ja auch eine große Versuchung. Ich war niemals so recht jung, sah eigentlich immer so aus wie heute, habe immer etwas Graues und Mißfarbenes gehabt. Und selbst ich könnte erzählen ... Bitte, sehen Sie mich nicht so streng an ... Ich habe mir das meiste gewiß eingebildet; denn was sollte eine Frau, was ein Mädchen an mir gefunden haben? Es wäre von der Betreffenden eine

Geschmacksverirrung gewesen. Aber stellen Sie sich Marco vor! Und gar wenn er Künstler wird, gefeiert, berühmt. Die Weiber werden sich an ihn hängen, werden ihm das Blut aussaugen, ihn toll machen. Ich bin wirklich recht betrübt. Was raten Sie mir?“

Tante Dora machte durchaus kein strenges, wohl aber ein sehr ernstes Gesicht.

„Raten? Ich soll Ihnen raten, wie Sie Ihren Jungen vor Unheil schützen sollen. Sie ihn schützen? Mein guter alter Freund — schützen muß Ihr Junge sich selbst; denn nur er selbst kann es. Sie sind machtlos. Mit aller Ihrer Liebe, aller Ihrer Angst sind Sie das.“

„Glauben Sie? Es wär' nämlich — unsäglich traurig wär's. Wenn man einen Menschen unendlich lieb hat; wenn man ihn in Gefahr sieht; wenn man sein eigenes Leben darum geben würde, ihn vor Gefahr zu schützen; und wenn man dann einsehen müßte, daß man vollkommen machtlos ist, mit gebundenen Händen dastehend und zusehend —“

Tante Dora unterbrach ihn: „Reden Sie doch keinen Unsinn. ‚Dastehen und Zusehen‘ ... Als ob Sie dagestanden wären und zugesehen hätten, als der Junge vor Ihren Augen in den Fluß sprang? Sie sprangen ihm nach, zogen ihn mit Gefahr ihres eigenen Lebens ans Land, zogen ihm trockene Kleider an. Und sonst noch ... Nun, Sie wissen, was Sie sonst noch für Ihren Jungen taten und ihm geworden sind. Ich glaube wahrhaftig, der Mann weiß es selbst nicht. Dann ist dem Manne eben nicht zu helfen. Wenn Ihr Sohn in dieser Lebensluft und Liebesüberfülle kein guter Mensch und tüchtiger Künstler wird; wenn er sich von dem ersten besten Bruder Liederlich oder von diesen Römerinnen ... Sie haben recht; dabei kann ich nicht mitreden, davon verstehe ich nichts; und ich bin froh, daß ich davon nichts verstehe. Aber daß auch Sie, alter Heide, diesen höllischen Versucherinnen —“

Sie wollte Sor Riccardo ihr strengstes Gesicht machen; ihre Augen verrieten jedoch, daß sie die schönen und laster-

haften Damen, die ihres alten Freundes leicht entzündliches Herz in Flammen gesetzt hatten, für ziemlich imaginäre Persönlichkeiten hielt, eine Auffassung von Richard Hilles ‚Leidenschaften‘, die diesen in früherer Zeit stets tief gekränkt hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen wurde für Marcos Künstlerberuf alles vorbereitet. Er sollte sehr viel Akt zeichnen und im Modellieren einen Lehrmeister erhalten. Welchen Lehrmeister? In Rom, in dem Rom von Michel Angelos ‚Pietà‘ und ‚Moses‘, gab es, Sor Riccardos Meinung nach, nicht einen Bildhauer, der würdig gewesen wäre, der kapitolinischen Venus marmorne Sohlen an die göttlichen Füße zu schnallen.

Moderne Bildhauer überhaupt! Wer die Griechen in seine Seele aufgenommen hatte, wer den ganzen Parthenonfries samt den Skulpturen des Theseustempels in sich trug, für solchen mit höchster Schönheit erfüllten Geist gab es überhaupt keine moderne Bildhauerkunst. Das eben war ja bei allem Glück und aller Siegeszuversicht des Archäologen geheimer Kummer: wie konnte Marco nach Myrons Diskobol und dem Apoxyomenos des Polyklet noch etwas schaffen, was wahre Kunst war? Jene große Kunst, die mit dem letzten großen Hellenen von der Erde verschwand, dieser keine vollkommene Menschenschönheit in Erz und Marmor mehr spendend. Im besten Falle vermochte Marco ein Anempfinder und Nachahmer der Alten zu werden. Wenn er nur ein richtiger Anempfinder, ein leidlich guter Nachahmer ward! Von diesen schweren Bedenken ließ der Buonissimo jedoch selbst seiner guten Freundin gegenüber nichts verlauten.

Der angehende Phidiasjünger begriff nicht, daß er außer fleißigem Aktzeichnen eines Lehrmeisters bedürfen sollte: seine Lehrer waren seine Augen. Mit diesen s a h er die Schönheit, die er in seiner Seele e m p f a n d. Denn nur die empfundene Schönheit wollte er darstellen.

Aber ein Atelier mußte er haben, eine richtige Bildhauerwerkstatt mit Nordlicht, in der er sich als richtiger Künstler fühlen durfte. In seiner Phantasie wirbelten die Gestalten durcheinander. Um eine der vielen fest zu halten, brauchte er nur zuzufassen. Die ihm noch mangelnde Technik gab ihm die Übung. Arbeit! Arbeit! Einen Haufen feuchten Tons oder guten Wachses und ein Modell. Ach ja, ein Modell! ... Aber Tante Dora setzte diesen großen Ideen gegenüber ihre abweisendste Miene auf, und auch der Professor meinte: dafür sei es denn wohl doch noch etwas zu früh. „Nur etwas" — fügte er beschwichtigend und zugleich verheißungsvoll hinzu. Ein Lehrmeister müßte jedenfalls gesucht werden.

Tante Dora fand ihn. Selbst dem alten Hellenen schien Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann zu sein. Jedenfalls war er, wenn auch weder ein Polykletos, noch ein Donatello oder Michel Angelo, so doch ein echter Künstler. Sogar ein gottbegnadeter. Zugleich eine tragische Figur ... Nach dem glorreichen zwanzigsten September, der für Italien ein einiges Königreich schuf, sollte Rom ein Nationaldenkmal erhalten, für das ein Stück Rom eingerissen werden mußte — so kolossal war es gedacht. In Wahrheit seit den Werken der Alten der größte monumentale Gedanke einer ihrer Einigkeit und Kraft sich bewußt werdenden, aufwärtsstrebenden Nation. Der räumliche und ideelle Mittelpunkt dieses Riesenplanes, dessen Ausführung einer ganzen Schar von Künstlern für ein halbes Jahrhundert Arbeit gab, war das Reiterstandbild des Monarchen, der die ‚Italia unita' schuf.

Aristide Minardi sollte es ausführen.

Als sein Entwurf in der Konkurrenz den ersten Preis erhielt, als die Regierung ihm den Auftrag erteilte, war er ein junger Mensch und sein preisgekröntes Königsdenkmal sein erstes Werk gewesen. Gestern noch ein vollkommen unbekannter, wurde heute sein wohllautender Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus genannt.

Um des Jünglings Haupt schien das Leben Strahlen zu flechten. Er schritt in Verklärung dahin. Als Königsmensch fühlte er sich, als Triumphator. Dabei das Bewußtsein seiner Kraft, seines Könnens; das Gefühl seiner Jugend, die ihm Unsterblichkeit dünkte.

Zur Ausführung seines von der ganzen Nation akklamierten, von den Besten seines Volkes bewunderten Entwurfes überließ ihm die Regierung ein Atelier, wie es ein ähnliches auf Erden kein zweites gab: das Grabmal eines großen Kaisers!

In dem Mausoleum des Augustus, des ersten römischen Imperators, war der Leichnam Cola Rienzis, des unglücklichen letzten Tribunen und großen Fanatikers, verbrannt worden — sollte jetzt das Denkmal Vittorio Emanueles, des ersten Königs des modernen Italiens, entstehen. Von dem Hauche der Weltgeschichte umwittert, schuf Aristide Minardi sein Werk.

Er arbeitete — arbeitete — arbeitete. Es gab für ihn keinen anderen Genuß, kein anderes Glück als die Arbeit. Sie war sein Leben. Häufig erschien er schon am frühesten Morgen in seinem seltsamen Atelier, das er erst bei Anbruch der Dunkelheit wieder verließ.

Er arbeitete durch Jahre. Sie waren für ihn eine ununterbrochene Reihe von Festtagen.

Nichts anderes arbeitete er als sein Reiterstandbild.

Er vollendete es und — zerstörte es wieder. Er vollendete es ein zweites Mal und — zerstörte es ein zweites Mal.

Die Statue wurde unter seinen Händen jedes Mal anders, ganz anders, als er sie mit seinem inneren Auge sah. Was er mit diesem schaute, war vollendet; was er schuf, war Unvollkommenheit.

Längst hatte er seinen ersten preisgekrönten Entwurf verworfen, ohne dafür das Recht zu besitzen. Er machte neue Entwürfe, die er vor der Welt angstvoll verbarg. Niemand bekam Zutritt zu ihm; außer einem alten vertrauten Gehilfen niemand. Feindselig verschloß er sich

vor den Menschen. Dem Leben des Tages absterbend, begrub er sich in seiner gewaltigen Kaisergruft.

Neue Entwürfe, neue Hoffnungen, neue Schöpfungen — neue Zweifel, die zur Verzweiflung wurden, neue Zerstörungen ...

Als er sein Werk begonnen hatte, war er jung gewesen: über seinem Werke wurde er alt ohne Alter. Er hatte sich bei seiner Arbeit ein König gedünkt: seine Krone ward zum Dornenkranz.

Die Glorie des Erfolges hatte ihn umleuchtet und war erloschen. Seine mächtige Gestalt fiel in sich zusammen; sein prachtvolles Haupt bekam etwas Greisenhaftes.

Und er arbeitete, arbeitete, arbeitete.

Der Staat wollte das von ihm bestellte Werk sehen; der Staat bezahlte dem Künstler die Arbeit: jährlich so und so viel. Doch der Künstler zeigte dem Staate sein Werk nicht, wies die jährliche Bezahlung zurück, erbat sich nur, in seinem wundersamen Atelier bleiben und weiter arbeiten zu dürfen, wurde immer einsamer, verdüsterter, unglücklicher, fand immer weniger Genügen an seinem Werk.

Gerade deshalb war er ein echter Künstler, gerade deshalb ein Gottbegnadeter.

Einmal brach er zusammen. Der Gehilfe fand den Meister bewußtlos in seiner Werkstatt auf den Trümmern seines wiederum zerstörten Werkes. Er wurde aufgehoben und nach Santo Spirito gebracht. Todkrank lag er im Spital. Kein Mensch bekümmerte sich um ihn. Zufällig erfuhr Richard Hille davon und teilte es Tante Dora mit, die an diesem Künstlergeschick einen womöglich noch leidenschaftlicheren Anteil nahm als ihr Freund. Täglich ging die alte Dame den weiten Weg von ihrer Via Rasella bis ans jenseitige Tiberufer, zog Erkundigungen ein, brachte Blumen und Erfrischungen, die sie selbst bereitete. Das heißt: Paoluccia bereitete sie nach Tante Doras Rezept. Tante Doras Rezepte waren vorzüglich; denn sie stammten noch von Tante Doras Urgroßmutter. Besonders berühmt

war ein gewisses Apfelmus. Dieses famose Kompott trug Tante Dora eigenhändig durch halb Rom und über den Ponte Sant' Angelo in das Spital.

Aristide Minardi blieb leben, verließ Santo Spirito, kehrte in das Mausoleum des Augustus zurück, begann von neuem zu entwerfen, zu schaffen, zu hoffen. Tante Dora war aus des Künstlers Leben verschwunden. Nicht aber dessen Erinnerung an ihre Menschengüte und ihr köstliches urdeutsches Apfelmus.

— — — — — — — — — — — — — —

„Wissen Sie, verehrter Buonissimo, wen ich heute besuchte?"

„Sie machten Visiten?"

„Bei einem Herrn, Ihres Jungen willen."

„Bei wem waren Sie?"

„Raten Sie einmal. Und wer Sie wohl grüßen läßt?"

„Seien Sie so gut, es mir zu sagen."

„Aristide Minardi läßt Sie grüßen."

„Bei dem waren Sie? Und für Marco? Tante Dora! Aristide Minardi ließ Sie ein in seine Kaisergruft?"

„Denken Sie doch!"

„Wie fanden Sie ihn? Arbeitet er wieder? Reden Sie! Solches Talent und dann solches Schicksal: an sich selbst zu Grunde zu gehen. Denn er geht zu Grunde! Des Lebens ganzer Jammer könnte einen anpacken: der Jammer eines Künstlerlebens ... Sie machen ja gar kein trübseliges Gesicht, Sie leuchten ja förmlich?"

„Weil der Mann gerettet ist."

„Gerettet? Aristide Minardi!"

„Durch sich selbst, durch sein Werk."

„Er hat wieder einen neuen Vittorio Emanuele geschaffen?"

„Und was für einen! Italiens schönstes Reiterstandbild — Andrea Verrocchios Colleoni ausgenommen. Ich sage Ihnen: jetzt ist es ein Vittorio Emanuele, Zoll für Zoll ein König! Dieser König zieht triumphierend in seine

Hauptstadt ein. Und das auf einem Rosse, gegen welches der berühmte Gaul des Marc Aurel eine wahre Mähre ist. Dieser König hat Italien nicht nur einig gemacht, sondern erhält es einig über sein Grab hinaus; dieser König macht Italien noch nach seinem Tode stark und groß; das Reiterbildnis dieses Königs wird der kapitolinische Jupiter sein, der geliebte herrliche Gott seines dankbaren Volkes."

Der Professor rief: „Sie sind ja ganz begeistert. Und wenn Sie begeistert sind, so —"

Die alte Dame unterbrach ihn: „Mein lieber Freund, ich bin mehr als das; ich bin ergriffen."

„Über den durch sein eigenes Werk geretteten Künstler? Es ist auch ergreifend. Möchte er gerettet bleiben!"

„Er wird es. Aber jetzt will ich erzählen."

„Und daß Sie Marcos willen zu ihm gingen!"

„Als mir zuerst der Gedanke kam: ‚Du mußt wegen Sor Riccardos Jungen mit Aristide Minardi sprechen,' kam ich mir selbst recht töricht vor. Der Gedanke ließ mich indessen nicht los. Wußte ich doch, was der Mann früher gewesen war, bevor er in die Wahnidee verfiel, einen Viktor Emanuel schaffen zu wollen, wie es eben nicht möglich ist: das Idealbild eines in Uniform steckenden Königs in der typischen Reiterpose."

„Ja, ja ... Nur weiter!"

„Also ging ich zu ihm."

„Und wurden eingelassen?"

„Nicht leicht. Sein Cerberus von Gehilfen wies mich auf das gröblichste ab: der Herr lasse niemand herein; und wenn es die Königin Margherita selbst wäre ... Nun, die sei ich freilich nicht; aber ich sei die alte deutsche Dame, die seinem Herrn nach Santo Spirito das Apfelmus gebracht habe — sollte er seinem Herrn nur sagen. Ich schämte mich, daß ich mir durch solches Mittel Einlaß verschaffen sollte; aber hinein mußte ich nun einmal."

„Und hinein kamen Sie!"

„Mit Hilfe einiger Teller Kompotts schmuggelte ich

mich ein, wo selbst eine Königin nicht eingelassen werden sollte. Ich schämte mich; aber — hinein kam ich. Ja, und stellen Sie sich vor ... Aber das können Sie sich nicht vorstellen."

„Wie Sie empfangen wurden?"

„Der Mann tat, als ob ich nicht die alte häßliche Tante Dora, sondern die schöne Majestät wäre, die er ja doch hätte abweisen lassen. Das ist Unsinn. Aristide Minardi freute sich über meine Zudringlichkeit, als ob ich ihm eine große Güte erwiesen hätte. Er freute sich wirklich. Wenigstens machte er ein ganz vergnügtes Gesicht."

„Aristide Minardi vergnügt? Ich sage es ja: Sie sind die reine Wundertäterin. Gewiß sah es wunderlich in dem Studio aus?"

„Ein römisches Kaisergrab, das Zirkus war und dann Staatsatelier wurde."

„Nur in Rom möglich!"

„Mitten in der Arena, an der nämlichen Stelle, wo der Sarkophag des Augustus gestanden hatte, wo der tote Volkstribun zu Asche verbrannt worden, wo ein Clown seinen dressierten Pudel gezeigt, wird sich in einigen Jahren das neue Denkmal in Originalgröße erheben."

„Und?"

„Ich habe den Mann vor seinem Entwurf umarmt, habe ihn geküßt. Machen Sie nur ein Gesicht! Geküßt habe ich ihn."

„Aristide Minardi hat sich von Ihnen küssen lassen?"

Und Richard Hille wollte einen Witz machen, was ihm jedoch nicht gelang. Er mußte sich nach den Augen fahren, um seine Brillengläser zu putzen; denn: ein Künstler, der nahe daran war, an sich selbst zu Grunde zu gehen, und der jetzt gerettet war...

„Also der Entwurf ist dieses Mal wirklich schön?"

„Herrlich!"

„Und in Rom weiß man noch nichts von diesem neuen Viktor Emanuel?"

„Kein Mensch soll davon erfahren. Nicht eher, als bis

das Werk im Abguß bis zum Letzten fertig ist. Dann wird der Künstler um eine Besichtigung durch eine Kommission bitten, wird König und Königin einladen."

„Und Sie ließ er sein Werk schon jetzt sehen?"

„Ihre alte dumme Tante Dora! Und dieselbe alte dumme Tante Dora erzählte Aristide Minardi von Ihrem Sohne Marco. Wenn Richards Junge wirklich Talent hat — und er hat Genie, wie Sie wissen — so wird Aristide Minardi zwar nicht sein Lehrer werden; aber er wird sich seiner getreulich annehmen, wird ihm vorwärts helfen, so gut er kann."

„Weil Sie den Mann einigemal mit dem ausgezeichneten Apfelmus Ihrer Frau Großmutter traktierten!"

„Weil der Mann immer ein großer Künstler war und jetzt ein glücklicher Mensch ist; deshalb möchte er einem anderen Künstler helfen, ein glücklicher Mensch zu werden."

„Deshalb! Und weil es nur e i n e Tante Dora auf der Welt gibt."

In seiner jugendlichen Begeisterung stürmte Sor Riccardo auf seine Freundin zu, schloß sie in die Arme und küßte sie.

Er war eben ein unverbesserlicher Don Juan! Überdies war er eifersüchtig auf Aristide Minardi, dem sich Tante Dora sozusagen an den Hals geworfen hatte.

Wenn Paoluccia das wüßte!

XII

Aristide Minardi kam, sah den „Ikarus‘, bestätigte das Urteil der beiden Alten: „Großes Talent! Als Schüler kann ich ihn nicht nehmen; aber helfen will ich ihm. Er soll fleißig Akt zeichnen, häufig in die Museen gehen, gut die Alten sich ansehen und im übrigen nach Herzenslust entwerfen und modellieren. Ich werde jede Woche kommen und ihn korrigieren.“

Hätte für Richard Hille noch ein Zweifel bestanden, ob Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann wäre, so würde dessen Rat, ‚gut die Alten sich ansehen‘, ihn zum vollen begeisterten Glauben an den Mann gebracht haben. Das tat übrigens Minardis ganze Persönlichkeit, die etwas geradezu Michelangelo-artiges hatte.

Umso tiefer berührte bei dieser machtvollen Menschenerscheinung der Zug qualvollen Leidens in dem farblosen Gesicht. Die fest zusammengeschlossenen Lippen schienen ein Stöhnen zu ersticken, und unter den buschigen Brauen hatten die Augen einen Ausdruck, als ob die Seele dieses Mannes, die etwas Titanisches besaß, in beständigem Kampfe mit unheilvollen dunklen Gewalten sich wund und müde gerungen hätte.

Der Professor fand nicht den Mut, mit dem Künstler von seinem Denkmal zu sprechen, und erschrak fast, als dieser, von Marco redend, selbst davon anfing: „Nur niemals eine Beteiligung an einer Konkurrenz! Und wenn es dennoch geschehen sollte, nur keinen ersten Preis, keinen Auftrag. Lieber sich selbst Fesseln anlegen und mit gefesselten Händen einen Marmorblock in ein Kunstwerk umwandeln: der gefesselten Hand wird die Arbeit leichter gelingen, als wenn der Geist in Banden liegt. Ich legte

meinem Geist eine Schlinge um, da ich die Konkurrenz gewann und den Auftrag erhielt. So sollte ich meinen Entwurf ändern und so ihn verbessern; hier sollte ich einen fremden Gedanken zu meinem Gedanken machen und dort empfinden, wie ein anderer, ein mir vollkommen Unbekannter empfand. Die Schlinge, die ich mir selbst umgelegt hatte, erwürgte mich fast."

Mit seinem liebenswürdigsten und wohltuendsten Lächeln, das ebensoviel Verständnis wie Teilnahme ausdrückte, erlaubte sich der Buonissimo zu äußern: „Jetzt ist es aber doch anders; denn jetzt haben Sie Ihren Geist befreit, jetzt schaffen Sie wieder. Sie sollen etwas Großes geschaffen haben — wenn ich davon reden darf."

„Ja, jetzt!"

Der ganze Mensch richtete sich in die Höhe. Es war ein sich Emporrecken, ein sich Aufbäumen. Der Professor konnte sich einbilden, ihn die ‚Fessel' sprengen zu sehen. Minardi wiederholte: „Ja, jetzt! Wenn sie jetzt von mir etwas anders fordern sollten, dann ... Denn jetzt habe ich den absoluten Ausdruck des Königsgedankens gefunden: endlich! Meine sämtlichen früheren Könige Viktor Emanuel waren niemals volle Herrschergestalten; nicht eines meiner früheren Königspferde war sich bewußt, einen Monarchen, den Einiger Italiens, auf seinem Rücken zu tragen; jetzt aber ist es ein Gekrönter, und es ist eines Gekrönten Schlachtroß. Und wenn sie jetzt König und Pferd von ihren bureaukratischen Schmeißfliegen umsummen und bekriechen lassen, dann —"

„Ihr letzter Entwurf ist also ein vollkommen anderer als der, für den Sie den Preis erhielten, und den auszuführen man Ihnen auftrug? Er wird aber doch gewiß allen Bedingungen der Konkurrenz entsprechen?"

Leidenschaftlich brach der Künstler aus: „Allen Bedingungen entsprechen? Was scheren mich die Bedingungen? Die Bedingungen waren ja eben die Fesseln, die Schlingen, die Ketten. Zum Henker mit den Bedingungen! Mein Werk ist gut. Jetzt ist es gut! Endlich! Mehr

als das: es ist groß. Es ist so groß, daß es in dem Ruhmeskranz des neuen Italiens ein Blatt sein wird. Auf einem Blatte der Lorbeerkrone der Italia unita wird mit leuchtenden Lettern verzeichnet stehen: ‚Der Vittorio Emanuele des Aristide Minardi!'"

Der ganze Mensch befand sich in Aufruhr.

Als Sor Riccardo seiner Freundin — Tante Dora war nicht zu Hause gewesen — von dem Besuche des eigentümlichen Künstlers und dem Gespräche mit ihm erzählte, schloß er: „Sein neuer Entwurf mag noch so groß sein — wenn er die Bedingungen nicht erfüllt, so werden die Bureaukraten sein großes Werk nicht annehmen, so werden wir etwas Trauriges, etwas Furchtbares erleben."

„Das Ende einer Künstlertragödie," sagte Tante Dora leise.

— — — — — — — — — — — — — —

Bereits den nächsten Monat bekam Richards Junge ein eigenes Atelier. Und zwar lag es nicht in der Via Margutta, der berühmten Künstlerstraße — was zu hoffen Marco auch kaum gewagt hätte — sondern die beiden Alten hatten sich für ihren Liebling etwas noch viel Köstlicheres ausgedacht: ein Atelier vor Porta del Popolo in Villa Strohl-Fern, diesem Gartenhügel und diesem Stück Campagnaeinsamkeit unmittelbar vor dem Tore Roms.

Es war natürlich nur in Rom möglich, daß Künstler so göttergleich wohnen konnten... Den einen Augenblick noch umbraust von dem Wogenschwall großstädtischen Lebens und bereits im nächsten Augenblick tiefe ländliche Stille; jetzt korsofahrende elegante Welt, Gewühl von Fremden aller Nationen, Getöse elektrischer Bahnen — Man biegt vom Wege ab, steigt eine kurze Strecke hügelan, längs der Mauer der Villa Borghese hinauf, passiert einen schmalen Eingang und befindet sich auf einem Tufffels mit Wiesen und Hainen, mit Lorbeerhecken und Rosenwänden, mit Blick auf Monte Mario und Rocca Romana, auf Soracte und Genaro. Gott Pan könnte

hier, unmittelbar vor den Toren Roms, die Hirtenflöte blasen und eine Nymphe ein Tänzlein aufführen, nur von schönheitstrunkenen Künstleraugen gesehen, von Lieblingen der Gottheit belauscht, denen hier von einem spekulativen Kopf die Stätte bereitet ward.

Als Richard Hille, von Tante Dora begleitet, nach glücklichem Abschluß der Verhandlungen den Hügel wieder hinabstieg, erklärte er glückstrahlend: „Und dann sagen die Leute, es gäbe keine Wunder mehr. Unser ganzes Leben ist voll von Mirakeln. Sie wissen, daß meine jahrelange Sehnsucht war, zu einem Sohne zu kommen, wie Sie zu einer Tochter gekommen waren: nämlich ohne recht zu wissen wie. Der Junge mußte — auch das ist Ihnen bekannt — ein wahrer Ephebe sein. Und nun soll der Junge gar Künstler werden, ein wahrer, echter! Sogar das Atelier haben wir jetzt für ihn gemietet. An schönen Nachmittagen besuchen wir unseren Scultore dort oben ... Stellen Sie sich vor! Aber Sie müssen gestehen, nur in Rom ist dergleichen möglich."

„Selbstverständlich nur in Rom."

Es war ein Winter, in dem der Triton auf Piazza Barberini kein schillerndes und schimmerndes Eisgewand zu tragen brauchte und Tante Dora empörter als jemals von Menschen reden durfte, die Winters in Rom zu frieren pflegten. Als bereits im Januar in Villa Strohl-Fern die Veilchen blühten, stieg der Triumph der guten Dame zu einer geradezu unheimlichen Höhe.

„In Deutschland machen die Leute ein Wesens daraus, wenn sie Märzveilchen pflücken. Das sind dann arme, blasse, halb erfrorene Dinger mit kurzen Stielchen und kümmerlichen Blättlein, während in Rom ... Sehen Sie, das nennt man in Rom Veilchen! Der bescheidene Name paßt gar nicht; denn die römischen Veilchen protzen ordentlich mit ihrer Kraft, Größe und Farbe. Und es sind nicht einmal Violae tusculanae."

Auch der Buonissimo bewunderte die Kinder der römischen Wintersonne, konnte jedoch nicht unterlassen, für deren

deutsche Geschwister ritterlich eine Lanze zu brechen: „Dafür dufteten die unseren umso süßer."

Aber Tante Dora, die bis ins tiefste Herz hinein eine gute Deutsche geblieben war, gestattete nur mit Widerstreben, daß in ihrem lieben Vaterlande den Veilchen ein besonders herrlicher Wohlgeruch entströme.

Mit wahrer Wonne besorgte Sor Riccardo für seinen Jungen den ersten Ton; und zwar beschaffte er davon eine solche Menge, daß sie genügt hätte, eine Gestalt in voller Lebensgröße zu formen. Was konnte nicht alles aus solcher unförmlichen Masse geschaffen werden? Etwas Unsterbliches, ein Stück Ewigkeit!

Die Seele des alten Archäologen überlief ein Schauer der Ehrfurcht bei der Betrachtung: wie das Genie des Menschen aus der rohen Masse ein Kunstgebilde hervorgehen lassen konnte, dessen Vollkommenheit den Schöpfer Gott ähnlich machte. Was mußte ein Künstler empfinden, wenn in ihm der erste Gedanke eines Werkes geboren ward; wenn er dieses mit seinem inneren Gesicht zum ersten Male schaute! Zunächst als schemenhafter Schatten, als blasse Nebelgestalt, allmählich erkennbar aus dem Gewölk sich lösend, sichtbar und sichtbarer werdend: Geist seines Geistes, bis das Gestalten, das Schaffen, das Werden kam: geheimnisvoll, mystisch, einem Wunder gleich, das sich vor des Künstlers Augen erfüllte — sich erfüllte durch ihn!

Was mußte Polykletos empfunden haben, als vor seinem inneren Gesichte seine Juno sich gestaltete; was Praxiteles, als in ihm die Göttin der Liebe geboren ward; was Michel Angelo, als sein Moses sein gewaltiges Haupt vor ihm aufrichtete, als durch den Himmel der Sistina sein Gott hinschwebte, das erste Menschenpaar schaffend ... Und ein schwacher Schimmer von der Schöpferseligkeit sollte die Seele des Jünglings durchleuchten, den er dem ewigen Dunkel abgerungen hatte! Das Schicksal hatte es fast zu gut mit ihm gemeint, dem Einsamen ein so hohes Glück gönnend. Um es zu verdienen, würde er leiden,

würde er allerlei Enttäuschendes erfahren müssen. Denn — wie seltsam diese modernen jungen Leute waren, wie schwer verständlich! Wenigstens für ihn, den Alternden und Altmodischen. Seinen Jungen zu verstehen, mußte fortan eine Hauptaufgabe seines Lebens sein; denn ihn nicht zu verstehen, würde dazu führen, ihn ungerecht zu beurteilen. Und — nur nicht ungerecht sein!

— — — — — — — — — — — — — —

Dem ersten Rausch, der durch die Entdeckung seines Talentes über Marco gekommen war, folgte eine an Gleichgültigkeit grenzende Gelassenheit. Allerdings — das Interesse von Aristide Minardi, das Atelier in Villa Strohl-Fern, das ‚einfach rührende' Glück seines guten Sor Riccardo, das alles machte auch Sor Riccardos Jungen Freude. Für kurze Zeit wenigstens. Sehr bald jedoch gewöhnte er sich daran. Nur das eine hörte bei ihm nicht auf: er schaute in seiner Seele eine ganze Galerie leuchtender Zukunftsbilder. Und jedes Bild war seine eigene apollinische Gestalt: bewundert, gefeiert, ruhmumglänzt...

Jeden Morgen schlief er nach wie vor bis in den hellen Tag hinein, und nach wie vor geriet der Professor darüber in Aufregung: wie konnte der Junge so lange schlafen, wo sein Erwachen — es hätte womöglich schon beim ersten Tagesglanz erfolgen müssen — ihm so viel leuchtendes Glück brachte: seine Arbeit, seine Kunst! Wenn er, Richard Hille, Künstler gewesen wäre, so würde er noch auf seine alten Tage kein Auge haben schließen können vor seliger Erwartung des Erwachens, des Aufstehens, des Arbeitens, des Bildens und Schaffens — des Erschaffens! Wie mußte Marco zu Mute sein, wenn er — endlich, endlich! — aus der Via Rasella forteilte, über den barberinischen Platz, durch die Via Sistina über den Pincio und zur Porta del Popolo hinunter. Und dann nach keinen zehn Minuten Stille, Einsamkeit, Schönheit. Vor sich, unter sich die Campagna: das ganze einstmalige uralte geheimnisvolle Etrurien bis zu den Bergen Umbriens! Unter Lor-

beer und Rosen, von blumigen Rasen umgrünt das Atelier, ein Tempel, darin der Jüngling nach Herzenslust der Kunst dienen konnte, die der Göttinnen höchste und herrlichste war. Daß Marco das Glück dieses Lebens nicht jeden Tag von neuem empfand, war für seinen Pflegevater eine tägliche Enttäuschung, also ein täglicher Schmerz, den seiner treuen Freundin zu verbergen fortan auch zu seinen Lebensaufgaben gehörte.

Die beiden guten Menschen richteten ihre ganze Existenz nach dem jungen Künstler ein, glücklich, es tun zu dürfen. Die Mittagsmahlzeit wurde auf den Nachmittag verlegt, damit Marco, der spät in seinem Studio anlangte, trotzdem eine ruhige Arbeitszeit vor sich haben konnte. Bisweilen holte Sor Riccardo ihn ab, nur bisweilen. Für sein Leben gern hätte er es häufiger getan. Aber es regte Marco auf, zu wissen: heute, Schlag vier, wirst Du abgeholt, mußt Du fertig sein! Tat es der Professor einmal, so trat er seinen Gang mit der Freude eines Schulknaben an, der einen Ferienausflug machte. Würde er Marcos Entwurf heute vorgeschritten finden? Hoffentlich! Hoffentlich hatte er das kaum Angefangene nicht gleich wieder ungeduldig zerstört; Minardi war bei ihm gewesen, hatte den Anfänger nicht allzu vernichtend kritisiert, hatte ihn gelobt und ermutigt. Hoffentlich trat dieser ihm heute mit strahlendem Gesicht entgegen. War das der Fall, so wußte sein Pflegevater sogleich Bescheid: dann stand es gut mit der Arbeit.

Es gab kein Gesicht, welches so strahlend sein konnte wie das seines Jungen, wenn dieser heiter und glücklich war. Römischer Frühlingssonnenglanz lag auf dem jungen schönen Menschenantlitz, von dem hinüber es leuchtend in die Seele der anderen drang. Tante Dora hatte recht: man mußte ihn lieben! Sein Talent bewährte sich glänzend. Es war erstaunlich, wie leicht seine Hand bildete, was seine künstlerische Einbildungskraft schuf — viel zu leicht, fast spielend. Alles, was er unternahm, hatte ein Streben nach Vollkommenheit, einen Zug von Größe. Be-

sonders war allem eine Empfindung für höchste Schönheit eigen. Nur daß er sofort ermüdete, erlahmte; sofort mißmutig und gleichgültig wurde. Er wollte sich nicht abmühen mit seiner Aufgabe, mit ihr nicht ringen, sie nicht im heißen Kampfe bezwingen. Nicht im Schweiße seiner Seele wollte er arbeiten. Das war es: nicht arbeiten wollte er! Deshalb pochte Sor Riccardos Herz jedesmal ängstlich, wenn er vor der Ateliertür stand; denn er wußte nie, ob er nicht eine schmerzliche Enttäuschung erleben würde. Öffnete Marco mit seinem glücklichen Gesicht, so trat der alte Herr freudestrahlend ein. Er sah das Vollbrachte, sah daran stets nur das Gute und Gelungene, fand dieses herrlich, bewunderte — bewunderte viel zu viel und für den jungen Künstler doch niemals genug. Er sollte von dem Fortschritt überwältigt sein.

„Weshalb umarmst Du mich nicht? Meine Sache gefällt Dir nicht? Wenn sie Dir nicht gefällt, ist sie schlecht; und wenn sie schlecht ist, soll sie zum Teufel gehen!“

„Aber, Marco, ich bitte Dich! Du wirst doch nicht so unsinnig sein? Deine Arbeit ist vortrefflich, ganz ausgezeichnet! Ich bewundere sie aufrichtig. Nur ... Aber das wird Dir Aristide Minardi viel besser sagen können.“

„Siehst Du wohl! Meine Arbeit taugt nichts — obgleich Minardi sie gelobt hat. Du findest daran natürlich allerlei auszusetzen; und Du verstehst mehr davon als selbst Aristide Minardi. Also fort mit dem schlechten Zeug!“

Und der leidenschaftliche junge Mann erhob seinen Arm. Erschrocken warf sich Sor Riccardo zwischen den erregten Künstler und sein bedrohtes Werk, dieses Mal Künstler und Werk wahrhaftig dithyrambisch preisend, so lange preisend, bis Marcos verdüstertes Gesicht wieder leuchtete und er lachend erklärte: dieses Mal so gnädig sein zu wollen, das Geschöpf seiner Phantasie am Leben zu lassen; aber — „Du hättest mich gleich umarmen müssen; denn schließlich habe ich das Ding ja doch nur Dir zuliebe gemacht.“

„Das Ding? Du weißt, ich kann den Ausdruck nicht ausstehen. Eine Künstlerarbeit ein Ding zu nennen! ...

Nur mir zuliebe hättest Du gearbeitet? Was meinst Du damit?"

Und sogleich nahm sein gutes Gesicht von neuem den Ausdruck von Sorge und heimlicher Angst an; und wie seine Züge, so seine Stimme.

„Was ich damit meine? Das weißt Du ja. Wenigstens könntest Du es wissen. Ich arbeite eben, weil Du ein so einzig guter Mensch bist, weil Dir meine Arbeit solche unsinnige Freude macht, und weil ich Dir gerne Freude machen möchte. Denn im übrigen ... Es gibt Bildhauer genug, mehr als genug. Rom steckt voll davon. Ganze Berge unschuldigen weißen Marmors werden zu menschlichen Gliedmaßen verarbeitet, um von reichen Amerikanern mit Gold aufgewogen zu werden. Ich bin also höchst überflüssig."

Voller Entsetzen starrte der Professor seinen Sohn Markus an: „Mir zuliebe arbeitest Du? Nicht Deinetwillen? Nicht der Kunst willen? Nicht weil Du arbeiten mußt — mußt — mußt! Und mit welcher Miene, in welchem Tone Du das Unsinnige sagst! Als ob Dich nicht im mindesten anginge, wofür Du doch leben sollst; wofür leben zu dürfen ein großes, ein überwältigendes Glück ist, dafür Du dem Schicksal mit aufgehobenen Händen danken müßtest ... Was ist Dir?"

Marco hatte sich neben seiner Arbeit auf einen Stuhl sinken lassen, sah mit einem trostlosen Blicke vor sich hin, sagte mit erstickter Stimme: „Es ist etwas in mir. Ich finde dafür nicht den Namen. Aber es ist da, in meinem Hirn, meiner Seele: etwas Dunkles, Feindliches, Böses. Bisweilen überkommt mich eine Furcht, eine Angst — Angst vor mir selbst, daß ich dem Menschen, von dem ich am meisten auf der Erde geliebt werde, den ich am meisten liebe, daß ich diesem Guten etwas Böses antun könnte — antun müßte: einen ungeheuren Schmerz! Ich kämpfe dagegen. Du glaubst nicht, wie ich dagegen kämpfe, wie ich darunter leide. Jawohl, leide! Wahre Qualen! ... Du sprichst von meinem Talent, meiner Arbeit, meiner

Kunst. Siehst Du: mitunter möchte ich himmelauf jauchzen, möchte ich Ikarus sein und sonnenwärts fliegen. Aber nur mitunter. Für gewöhnlich möchte ich am liebsten verzweifeln. Nicht an meinem Talent, sondern an mir selbst: weil eben etwas in mir ist, das selbst durch meine Kunst nicht veredelt, nicht geadelt wird; etwas, das selbst durch das Höchste und Beste, was der Mensch hat: durch seine Arbeit, in mir nicht gut und menschenwürdig gemacht werden kann ... Verstehst Du das? Oder nicht?"

Aber Richard Hille verstand nicht, bemühte sich angstvoll, bemühte sich vergebens, zu verstehen. Alles, was er verstehen konnte, war, daß Marco litt. Ein heftiges Mitleid ergriff ihn. Der nämliche ungeheure Schmerz um dieses junge Menschenleben, den er empfunden hatte, als er es den Wellen und dem Tode abrang. Sein Schmerz und sein Mitleid gaben ihm jedesmal beredte Worte, die wie eine Macht waren. Mit dieser Macht der Liebe half er dann jedesmal seinem armen Jungen über derartige dunkle Stunden hinweg — wie Richard Hille jene ihm vollkommen unverständlichen leidenschaftlichen Wallungen seines geliebten Wahlsohns nannte und die gleichfalls zu jenen Dingen gehören mußten, von denen Tante Dora nichts wissen durfte.

— — — — — — — — — — — — — —

Besonders reizvoll gestalteten sich für die kleine Familie in der Via Rasella die Sonntage, die von den beiden Alten nach guter deutscher Sitte möglichst zu Festtagen gemacht wurden. Vormittags wurden jetzt zu dritt die Museen besucht. Sie waren Sonntags dem Publikum unentgeltlich geöffnet, und Tante Dora sowohl wie der Professor gerieten bei jedem Besuche außer sich vor Entzücken, das römische Volk beobachtend, wie dieses die Antiken betrachtete: ‚mit einer Empfindung für das Schöne, welche einfach unerhört ist!‘ Als Tante Dora einmal im kapitolinischen Museum eine junge Bäuerin fand, die vor der Venus ihr Kind säugte, überkam sie eine solche Ekstase,

daß Sor Riccardo, einen Zusammenlauf befürchtend, sie fortführen mußte. Fortan spähte Fräulein Petersen jeden Sonntag in den Museen nach Müttern aus, die ihren Säuglingen angesichts antiker Kunstwerke die Brust reichten.

An diesen köstlichen Sonntagen, im kapitolinischen und lateranischen Museum oder im Nationalmuseum verbracht, befand sich Sor Riccardo so recht in seinem Element. Dann wurde der alte Herr, den sie den Guten nannten, zu einem Gottbegeisterten, der das Evangelium der Schönheit verkündete. Früher pflegte Tante Dora auszurufen: „Wenn der Mann nur von seinen Alten reden kann!“ Seit den letzten großen Ereignissen hatte sie sich die Redensart angewöhnt: „Wenn Sor Riccardo nur seinen Jungen rühmen darf!“ Das dritte und höchste war jetzt: „Wenn der Professor mit seinem Jungen nur vor seinen geliebten Alten stehen und preisen kann!“

Das war freilich ein herzerquickender Anblick: Richard Hille in seinem miserabel gemachten mäusegrauen Anzug, einen mäusegrauen gewaltigen Filzhut auf seinem gelehrten Haupte, welches nachgerade auch seine Lieblingsfarbe angenommen hatte, mit leidenschaftlichen Gebärden vor einer Statue dozierend: „Das höchste Heil aller Kunst sind die Griechen! Das Evangelium der Skulptur predigt uns die Antike!“ ... Neben ihm stand die Jünglingsgestalt, ein verkörpertes hellenisches Schönheitsideal, von einem englischen Schneiderkünstler mit tadelloser Eleganz bekleidet. Und wie hörte der Junge zu! Wie selbst Tante Dora oder Paolucc' nicht zuhören konnte. Sor Riccardo hatte sich nie träumen lassen, ihm könnte jemals so begierig und zugleich so verständnisvoll zugehört werden. Und daß dieser ideale Zuhörer sein Junge war! Wenn der Archäologe mit seiner Freundin davon sprach, brach er jedesmal in die triumphierenden Worte aus: „Nur ein guter und reiner Mensch vermag in solcher Weise die Antike zu empfinden. Und wenn ich denke, daß der Junge sie nicht nur empfinden, sondern auch nachbilden kann — es ist wirklich mehr Glück, als ich verdient habe.“

Tante Dora klagte: „Würde es ihm nur nicht so kinderleicht; wüßte er nur erst, was arbeiten heißt. Was wohl Minardi dazu sagt, daß er alles nur anfängt? Heute Feuer und Flamme für eine Idee, die ihm über Nacht kam; die Idee gleich entworfen, eine Woche lang wie ein Verrückter geschafft; den nächsten Tag entnüchtert, gelangweilt über den Haufen werfend, was er noch gestern als groß und herrlich pries."

So war denn die kluge Tante Dora doch hinter ihres alten Freundes geheime Sorgen gekommen! In heftiger Erregung darüber, daß Tante Dora nicht zu hintergehen war, rief der Professor: „Aber ich bitte Sie! Beste Freundin, liebe Tante Dora! Er muß sich doch erst selbst kennen lernen, erst sich selbst finden. Alles ist für ihn ja noch so neu, so überraschend. Das ganze Leben! Er ist ja überhaupt noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Bedenken Sie doch! Daß er starkes Talent hat, ist ausgemacht; und Talent ist schließlich die Hauptsache."

Voll tiefen Ernstes wurde ihm erwidert: „Fleiß, Ausdauer, Arbeit ist die Hauptsache; beständiger Fleiß, beständige Ausdauer und Arbeit; das ganze Leben lang Fleiß und Ausdauer!"

Und Tante Dora gedachte der Arbeit ihres ehrlichen Künstlerlebens, das von Jugend auf Mühsal gewesen. Aber die alte Dame freute sich dessen; denn sonst wäre ihr Leben nicht so köstlich geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Marco in seinem Atelier hoch über Rom und der Campagna ‚viel zu leicht' seinen Ton oder sein Wachs formte und daran kein Genügen fand; wenn er heute diese und morgen jene ‚große Idee' faßte, die ihm das Blut zum Herzen drängte, so fand er zwischen glühender Begeisterung und allmählicher Erkaltung Zeit genug, um anderen Phantasien und Träumen nachzuhängen: Phantasien, die ihn im Innersten erschauern machten; Träumen, die seine Seele mit Bildern und Gestalten füllten, welche keine Künstlerhand formen konnte.

Das Leben sollte sie ihm, dem Lebenden, erfüllen!

‚Hat mich ein Wunder am Leben erhalten, so ist mir dieses noch andere große Dinge schuldig geblieben: Genuß des Lebens! Nicht einmal Mutterliebe habe ich gekannt und wollte doch meiner Mutter zuliebe aus der Welt gehen: blutjung, im Herzen keinen Funken von Lebensfreude, die die Welt in Flammen durchlodern soll. Es gibt ein Wort, von dem ich nicht einmal die Buchstaben kenne, das ich nicht einmal stammeln kann. Es heißt: Daseinswonne. Mit dem bloßen Atemholen ist es wahrhaftig nicht getan — nicht, wenn man jung ist, heißes Blut in den Adern hat, Sehnsucht im Herzen ... Ach ja, Sehnsucht. Mein alter Herr ist ein Seraph an Güte, Tante Dora gewiß ein Prachtstück der Schöpfung, Paoluccia ein Original; aber — mit ihnen zu leben! Tag für Tag, jahraus, jahrein ... Da ist noch die kleine Lella. Nun ja. Sie ist nicht nur ein Nymphlein, sondern auch ein Hexlein. Und wenn sie erst etwas älter sein wird —‘

‚Die Vicetta!‘

‚Ob sie sich wohl von meinem Vater noch immer nicht anrühren läßt?‘

‚Weshalb bleibt sie bei ihm? Nur deshalb, um den Mann vollends von Sinnen zu bringen! Sie könnte ja doch ein ganz anderes Leben führen; denn wer solches Haar, solche Augen, solche Lippen hat ... Und so blutjung ist ... Dabei so gierig, zu leben ... Wenn sie mich nur nicht geküßt hätte. Ich bin seitdem ... Ich weiß selbst nicht, was ich seitdem bin. Kein guter Mensch mehr! Vielleicht war ich es nie. Deshalb wollte ich meiner Mutter nachsterben, weil ich fühlte, daß etwas in mir ist — etwas ...‘

‚Bisweilen befällt mich solche Angst, solches Grauen vor dem Leben — trotz meiner Sehnsucht. Es ist schrecklich, was ein Mensch alles denken und fühlen muß: muß! Er mag wollen oder nicht. Das sind dann freilich dunkle Stunden, wie mein alter Freund sie nennt, der sie mit

seiner hellen Seele nicht versteht. Wohin soll ich mich retten, wenn diese Finsternis über mich kommt?‘

‚Wohin?‘

‚Wohin anders als zu meinem besten Freunde auf Erden!‘

‚Aus dem Tiber konnte er mich ziehen; aber —‘

‚Jetzt hast Du Deine Kunst — höre ich den guten Alten sagen. Nun ja. Es ist ja alles recht schön und gut. Die Kunst ist etwas Großes, Herrliches, Heiliges. Und erst der Ruhm. Der Ruhm muß mir geben, was ich vom Leben will: Genuß, Glück, Daseinswonne, ein ganzes Freudenmeer!‘

‚Ich muß Geduld haben. Inzwischen —‘

Nach solchen Stunden, solchen Monologen arbeitete Marco mit wahrem Feuereifer. Es dauerte einige Tage, dauerte eine Woche.

— — — — — — — — — — — — — —

„Du willst ausgehen?“

„Zu Aragno. Oder soll ich nicht?“

„Gewiß, gewiß. Du mußt etwas Zerstreuung haben, etwas Vergnügen — jung wie Du bist. Was sollst Du auch immer bei uns Alten sitzen? Die Winterabende sind so lang, und bei Tante Dora ist es überdies grimmig kalt. Obgleich Du ein ‚Romano di Roma‘ bist, frierst Du doch — was für Tante Dora etwas Unbegreifliches ist. Also geh zu Aragno. Und — nimm den Hausschlüssel mit. Es regt Dich auf, wenn Du weißt, daß ich wach bleibe und Dich erwarte; obgleich ich das durchaus nicht Deinetwillen tue, da ich ja bis spät nach Mitternacht arbeite ... Du brauchst mich deshalb nicht zu bedauern. Es ist ganz herrlich.“

„Findest Du? Freilich, ihr Deutschen! Wenn ihr nur arbeiten könnt! Wie kann man nur sein halbes Leben lang am Schreibtisch über Büchern hocken? Es ist menschenunwürdig, ist häßlich ... Übrigens würdest Du doch auf bleiben, solange ich nicht zu Hause bin; würdest doch nicht eher zu Bette gehen, als bis ich sicher in dem meinen liege.

Als ob ich ein kleiner Junge wäre, der zu Bett gebracht werden müßte! Du bewachst mich förmlich."

Sich entschuldigend rief der alte Herr ganz beschämt: „Das wäre ja schrecklich. Ich will es gewiß nicht. Ich versichere Dir ..."

Lachend unterbrach ihn Marco: „Ich versichere Dir, daß Du der närrischste, beste, liebste Mensch von der Welt bist; unter uns gesagt, viel zu gut für diese gemeine Menschheit. Und ich versichere Dir ferner, daß ich Dich furchtbar lieb habe. Gestehe nur: Du könntest kein Auge schließen, ehe Du mich laut schnarchen hörst? Denn mitunter schnarche ich, obgleich es etwas greulich Unästhetisches ist."

Dabei schüttelte er seine Locken, sah den guten Herrn mit strahlenden Blicken an und lachte so unwiderstehlich, bis auch Sor Riccardos Gesicht leuchtete und er über sich selbst in ein helles Gelächter ausbrach: weil er wirklich ein gar solch närrischer Mensch war!

Dann ging Marco.

Aber immer häufiger kam es vor, daß er Abends aus war und erst spät in der Nacht zurückkehrte. Der Professor wachte und wartete jede Nacht; er arbeitete, wachte und wartete, bis er unruhig und immer unruhiger wurde. Er hielt die Tür nach der Treppe offen. Wenn er dann endlich den Heimkehrenden die steinernen Stufen hinaufeilen hörte, schloß er die Tür geräuschlos, löschte sein Licht, ging schleunigst zu Bette, beruhigt und mit einer Empfindung von stets erneuter Dankbarkeit, daß er so lange hatte warten dürfen auf den jungen Menschen, der nun einmal zu seinem Leben gehörte.

Bisweilen geschah es, daß Marco noch spät in der Nacht in des Professors Schlafzimmer stürmte. Unbekümmert, ob sein gelehrter Herr schon eingeschlafen sei, rief er ihn bei Namen, machte Licht, stellte sich mit erhobener Kerze vor das Bett, in dem sich der Archäologe bereits aufgerichtet hatte, voller Freude, daß er spät in der Nacht durch den Heimkehrenden gestört wurde.

„Guten Abend, mein Junge! Du bist schon zurück?

Gewiß hast Du etwas Gutes erlebt? Stelle den Leuchter hin, setze Dich und erzähle. Wie hübsch von Dir, daß Du noch zu mir kommst. Ich bin noch gar nicht müde ... Warst Du bei Aragno?"

„Heute nicht."

„Woher kommst du?"

„Aus der Sala Margherita ... Die Otero tanzte!"

„Ist das eine Spanierin?"

„Das schönste Weib auf der Welt! Man sollte nicht glauben, daß das Weib so schön sein kann."

„Edel schön? Entschuldige meine Frage. Aber Du weißt ..."

„Daß Du der beste närrischste Kauz auf der Welt bist, wie die Otero das schönste verführerischste Weib ... Heute abend mußt Du mit mir gehen."

„In die Sala Margherita?"

„Bitte, bitte!"

„Ich glaube bestimmt, Du unterhältst Dich ohne mich besser."

„Unsinn!"

„Denn gewisse Sachen kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Du solltest die Schönheit nicht vertragen können? Du!"

„Nicht eine gewisse Art von Schönheit. Nicht eine Schönheit, die nicht zugleich edel ist."

„Was nennst Du edel?"

„Sie tanzt doch in einem Tingeltangel. Schon das kommt mir wie Entweihung vor. Entschuldige meine altmodischen Ansichten."

Marco war nicht nur so gütig, den guten Herrn zu entschuldigen, sondern fand ihn sogar mit seinen Ansichten über Tingeltangel und dergleichen wieder einmal äußerst ‚reizvoll' altmodisch.

„Dir gefällt es also wirklich, Deine Abende in solcher Umgebung zuzubringen?"

„Weshalb fragst Du mich das? Und in solchem Tone!"

„Weil ich es mir nicht vorstellen kann, weil Du mir für solche Umgebung zu gut bist."

„Zu gut? Ich bin jung!"

„Ja, ja."

„Und ich habe von meiner Jugend noch nichts gehabt. Noch rein gar nichts! Habe meine Jugend noch rein gar nicht genossen."

„Genießest Du sie in der Sala Margherita?"

„Nein."

„Also!"

„Aber ich fühle doch, daß ich sie genießen könnte! Genießen wie einen Rausch; bacchantisch, rasend genießen!"

„Marco!"

„Komm morgen abend mit mir; sieh die Otero tanzen; sieh, wie schön das Weib ist: göttlich, satanisch schön, um darüber toll zu werden."

Leise sagte der Alte: „Jetzt weiß ich, warum ich wache und auf Dich warte und unruhig bin."

„Warum!"

„Weil ich die dumpfe Empfindung habe, es drohe Dir eine Gefahr."

„Weil Du nicht bei mir bist? ... Du kannst nun einmal nicht immer bei mir sein."

„Gewiß nicht, lieber Junge. Ich möchte es Dir auch nicht wünschen. Du mußt Deine Jugend fühlen, mußt frei sein. Aber sorgen kann ich mich um Dich."

„Wegen einer eingebildeten Gefahr, die mich irgend einmal treffen könnte?"

„Und die ich von Dir nicht abzuhalten vermag, nicht mit meiner ganzen angstvollen Liebe ... Du mußt mich wirklich entschuldigen, wenn ich Dir damit lästig falle."

In plötzlicher Weichheit rief Marco: „Wenn Du mich so ansiehst ... Ich kenne keine Augen, wie Du sie hast: keine Augen mit solchem Blick! Gott sei Dank, daß Du nicht mit deinen greulichen Brillengläsern zu Bette gehst. Kein Mensch weiß, was für Augen Du hast."

„Wenn Du's nur weißt."

Marco lachte: „O, ich! Ich kenne Dich. Selbst Tante Dora kennt Dich nicht halb so gut. Und vollends Du. Du weißt ja gar nicht, was Du bist, wie Du bist."

„Ein alter Phantast."

„Das auch ... Tante Dora muß morgen abend mit uns gehen."

Ganz erschrocken sah Signor Riccardo seinen Jungen an: „Tante Dora mit uns in die Sala Margherita zur Otero?"

„Es wird ein herrlicher Spaß sein."

„Diesen möchte ich lieber nicht haben."

„Denn Tante Dora und die Otero . . .!"

„Ich muß Dich sehr bitten ..."

Marco fuhr fort, sich den ‚Spaß' auszumalen. Aber da wurde Tante Doras alter Freund ernstlich böse.

— — — — — — — — — — — — — —

Den ganzen nächsten Tag über befand sich Sor Riccardo in Aufregung, weil er am Abend mit Marco in die Sala Margherita gehen sollte. In seinem ganzen Leben hatte der Sohn des Pastors Jonathan kein derartiges Vergnügungslokal besucht, darüber er sich die unklarsten Vorstellungen machte, als sei ein Variététheater das Heiligtum gewisser asiatischer Gottheiten. Jedenfalls wußte er über die Mysterien der Kybele besser Bescheid als über die Aufführungen in dem häßlichen Saale, dem die dankbaren Römer den schönen Namen ihrer angebeteten Königin beigelegt hatten.

Tante Dora war über den Entschluß ihres Professors einfach starr. Sie rief: „Wohin wollen Sie heute abend? Dorthin! Gehen denn anständige Leute dorthin? Und Ihren Jungen wollen Sie dorthin führen? In diese häßliche Hölle? Gehen Sie mit ihm lieber in das vatikanische Statuenmuseum und zeigen Sie ihm die Tänzerin, die Goethe so entzückt hat."

Unbegreiflicherweise zog der Professor aber vor, die wunderschöne Señora tanzen zu sehen. Er wagte jedoch

nicht, seiner ob solcher Exzesse höchlichst verwunderten Freundin einzugestehen, daß nicht er seinen Jungen, sondern sein Junge i h n in jenen Hörselberg schleppte.

Mit welcher Sicherheit sich Marco dort benahm! Geradezu wie ein ‚Habitué‘. Er hatte für gute Plätze gesorgt. Sie befanden sich auf der ersten Sitzreihe des geschmacklosen Raumes, der sich in den letzten Augenblicken so lärmend füllte, als würde darin ein Jahrmarkt abgehalten.

Das Publikum schwatzte und lachte, rief seinen Bekannten zu; und Leute, die im Parkett saßen, unterhielten sich ungeniert mit Logengästen. Die Tribünen waren voll besetzt. Die Damen, in großer Toilette, nahmen die vorderen Plätze ein, begleitet von Herren in Frack mit weißer Krawatte. Marco stand und musterte das Publikum mit einer Ungeniertheit, die dem Professor unheimlich war.

„Du bist ja hier wie zu Hause ... Setze Dich, bitte. Du fällst auf.“

„Sieh doch nur!“

Er blieb stehen und zeigte seinem Mentor zwei Damen, die soeben in Begleitung eines Herrn in einer der Proszeniumslogen Platz nahmen.

„O!“

Des Professors Ausruf galt der Schönheit der beiden Frauenerscheinungen. Sie waren kostbar gekleidet, trugen prachtvollen Schmuck und zu ihren tief dekolletierten Gesellschaftstoiletten mächtige Federhüte.

Sor Riccardo bemerkte flüsternd: „Sie sind ganz wundervoll schön! Wer mögen sie sein? Welch ein Anstand! Eine Königin könnte von ihnen lernen, wie sie sich im Sessel zurücklehnen und den Fächer halten. Ich wußte nicht, daß dieses unangenehme Lokal von vornehmen Damen besucht würde.“

„Wofür hältst Du die beiden?“

„Entschieden für ganz große Welt.“

Marco lachte hell auf. Aber der gute alte Herr erkannte seinen Irrtum auch jetzt nicht, unverwandt hin-

überschauend und die ‚Noblesse‘ der beiden schönen Frauen bewundernd.

„Es sind gewiß Massimi oder Cäsarini ... Du weißt doch, daß die Massimi von dem großen Maximus abstammen?“

Da erklärte Marco lachend: „Deine beiden Fürstinnen sind Kurtisanen. Es sind zwei Schwestern. Ihr Vater putzt auf Piazza Venezia Stiefel.“

Sor Riccardo war über diese Aufklärung tief niedergeschlagen. Allmählich erholte er sich, um sich schließlich bis zur neuen Bewunderung der ‚Rasse‘ emporzuarbeiten.

„Einfach erstaunlich. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben. Keine Fürstinnen also aus uralten Familien? Ist es möglich? Sie könnten Königinnen sein! Ich verstehe es wirklich nicht. Vielleicht täuschest Du Dich; denn sie sehen unnahbar aus. Niemals würde ich wagen, sie anzureden. Welche Haltung! Es muß von Dir ein Irrtum sein. Nein, wirklich!“

In diesem Augenblicke erschienen im Parterre einige gute Freunde der Damen, sahen sie, riefen ihnen zu — mitten aus dem Publikum. Es war gut, daß der Professor mit eigenen Augen schaute, mit eigenen Ohren hörte, sonst würde er es nicht geglaubt haben. Die beiden Unnahbaren mit der Haltung von Königinnen riefen aus der Loge zurück, hell auflachend und mit den Fächern hinüberwinkend. Ein Teil des Publikums nahm sogleich lebhaften Anteil an der Begrüßung. Marco wollte sich vor Lachen ausschütten, während der Buonissimo in peinlichster Verlegenheit dasaß, beständig denkend: ‚Welches Glück, daß Tante Dora nicht mitkam.‘

Dann begannen auf der kleinen Bühne die Vorstellungen, für die das Publikum nur geringes Interesse zeigte, ungeduldig die Otero erwartend und sich inzwischen nach Möglichkeit amüsierend. Damen verschiedener Nationalitäten traten auf in Kostümen, die der Professor verständnislos anstarrte. Mit dünnen schrillen Stimmen sangen sie Lieder ab, deren Worte weniger besagten als die jene

Worte begleitenden Gebärden. Es waren Lieder, von denen für Sor Riccardo weder Worte noch Gebärden irgend welchen Sinn hatten. Er fühlte sich immer unbehaglicher, wurde immer niedergeschlagener, saß mit gesenktem Haupte, als müßte er sich schämen, weil dort oben auf der Bühne, bei grellem elektrischem Licht, die Frau, die für ihn eine Gottheit bedeutete, so schamlos vor der Menge sich preisgab. Denn allen preisgegeben waren diese halb entblößten Leiber und unverhüllten Nacktheiten von Hetärenseelen.

Was mochte Marco bei diesen widerwärtigen Produktionen empfinden? Doch gewiß auch Abscheu, Ekel, Trauer. Er war so jung, so unberührt, so —

Nicht wagend, frei aufzuschauen, warf Sor Riccardo einen scheuen Seitenblick auf seinen Nachbar... Gott sei Dank! Marco saß da, nicht gerade mit jenem erwarteten Ausdruck auf seinem Gesicht; aber doch sichtlich gelangweilt.

Da — eine Bewegung im Publikum. Tiefe Stille, allgemeine Spannung: „Die Otero kommt!" Frenetischer Applaus, begeisterte Rufe. Wiederum Lautlosigkeit.

Die Otero kam! ‚Das schönste Weib auf der Welt!' Die Göttlichkeit ihres Leibes nicht in Gewänder, kaum in Schleier, sondern in Juwelen gehüllt. Der ganze herrliche Körper von Smaragden umfunkelt, von Rubinen umglüht, von Brillanten umstrahlt.

Sie begann zu tanzen und — häßlich, häßlich!

Richard Hille, seinen Jungen ansehend, blickte in das Gesicht eines Verzückten.

Für Richard Hille war dieser Abend in der Sala Margherita einer der traurigsten seines Lebens.

Es verging ein Jahr...

XIII

„Es ist schon so, wie das Sprichwort sagt: Jugend muß sich austoben. Sie hat ein Recht darauf. Und ich habe nicht das geringste Recht, den Jungen zu hindern, das Sprichwort wahr zu machen. Überdies ward er vom Schicksal um seine Jugend betrogen. Es ist sehr selbstsüchtig von mir, ihn zurückhalten — ihn für mich zurückhalten zu wollen. Ich bin über mich selbst empört. Machen Sie mir den Standpunkt klar, Tante Dora, und waschen Sie mir den Kopf. Nehmen Sie Ihre schärfste Seife. Meinetwegen Lauge. Aber, sehen Sie gerade, weil der Junge nicht mein Sohn ist ... Ich mußte bei ihm auf so vieles verzichten: auf seine ganze Kindheit; also auf alles, was ich in sein Kinderherz hätte hineinsenken können: alle die wichtigen und köstlichen Jahre der ersten Entwicklung, des Keimens, Sprießens und Werdens... Ich hätte so vieles nachzuholen, habe kaum erst den Anfang gemacht, muß am Anfang schon sehen, wie er seine eigenen Wege geht, mich weit hinter sich lassend. Das schmerzt mich. Zugleich empfinde ich die Torheit, daß es mich schmerzt. Helfen Sie mir mit Ihrer guten Klugheit."

Zwischen den beiden Freunden kam es jetzt häufig zu solchen Aussprachen, bei denen Tante Dora gewöhnlich die Partei des jungen Mannes ergriff; denn sie hatte bemerkt, daß dies dem Freunde am wohlsten tat und ihn am meisten beruhigte. Er trat jedesmal gesenkten Hauptes vor Tante Doras Richterstuhl, als wäre es ein Verbrechen, weil er mit seinem grauen Haar den Bedürfnissen der Jugend, die er die ‚Rechte' der Jugend nannte, so schlecht nachkommen konnte. Gesenkten Hauptes bat er um die Kopfwäsche, erhielt das Erbetene von der Freundin mit

kräftiger Hand verabreicht, bereits während der Prozedur sein Haupt aufrichtend, Gesicht und Seele mehr und mehr sich erhellend, und den Blick heimlicher Sorge nicht bemerkend, mit dem Tante Dora ihn beobachtete.

„Wissen Sie, was Sie sind, Sor Riccardo? Sie sind eifersüchtig! Sie haben allen Grund dazu sich zu schämen, dieweil Eifersucht ein ganz abscheuliches Laster ist, dem Sie noch auf Ihre alten Tage verfielen. Nicht nur eifersüchtig sind Sie auf jedes vergangene Jahr, das Sie mit Marco — nicht erlebt haben; Sie sind sogar eifersüchtig auf jede gegenwärtige und jede zukünftige Stunde, die Sie mit Ihrem Jungen nicht erleben werden. So ist es! Und Sie tun gut, sich zu schämen, weil es so ist.“

„Wenn Sie recht hätten? Es wäre einfach fürchterlich! Und Sie pflegen immer recht zu haben. Eifersüchtig! Das ist ja schändlich. Ich wäre ja einfach ein schlechter Mensch.“

Tante Dora mußte den Freund trösten, so verzweifelt war er über sich selbst und seine Schlechtigkeit.

„Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, ist es gut. Und Sie sehen es ein. Da Sie selbst sagen, daß Jugend sich austoben muß, so lassen Sie Marco doch. Ich weiß, was Sie erwidern wollen. Sie wollen behaupten, Sie ließen ihn ja — mit solchem Gesicht! Wenn Sie zu seinen Jugendfreuden solches Gesicht machen, verderben Sie damit alle Ihre guten Vorsätze. Merken Sie sich das und bessern Sie sich.“

Sor Riccardo gelobte reumütig Besserung und tat fortan alles, um sein Versprechen zu halten, sich redlich bemühend, ein heiteres Gesicht zu machen, wenn Marco, anstatt zu arbeiten, seine Jugend ‚austobte‘. Ein heiteres und glückliches Gesicht zu machen, und zwar in einer Weise, daß der Zwang nicht bemerkt wurde, gehörte fortan zu Richard Hilles Hauptsorgen. Er begann, seine Mienen ängstlich zu bewachen, und fuhr erschreckt zusammen, wenn Marco ihn fragte: ‚weshalb er wieder solch trübseliges Gesicht mache?‘ Besonders vor Tante Dora und Paoluccia er-

schien er möglichst vergnügt; denn er fühlte sich von beiden Frauen beständig beobachtet, hatte ein schlechtes Gewissen und fürchtete sich. Vollends vor Paoluccia, deren Augen mächtiger und feuriger zu werden schienen, sobald sie den Buonissimo kommen sah, verstellte er sich und markierte den Sorglosen. Ging Marco Abends aus — selten zu Aragno, gewöhnlich in die Sala Margherita —, so ermunterte ihn Richard Hille, lange auszubleiben, sich gut zu unterhalten, nicht etwa zu denken: es könnte ihm nicht recht sein oder er würde sich beunruhigen. Nicht recht sein — weshalb? Sich beunruhigen — worüber? War Marco ausgegangen, versuchte der Professor zu arbeiten und seine Gedanken auf seine Arbeit zu konzentrieren. Ausschließlich darauf! Das ging schwer. Richard Hille, der in seiner Wissenschaft eines großen Rufes genoß, fühlte, daß er nicht mehr so vertieft, nicht mehr so gut arbeitete wie früher; er fühlte, daß seine Arbeiten nicht mehr wie früher Leben und Glück für ihn bedeuteten. Der Mann ward sich bewußt, allmählich ein schlechter Arbeiter zu werden. Von allem Schweren war dies das Schwerste. Es war wie herannahendes Unheil. Während er sich anstrengte, seine Aufmerksamkeit ausschließlich seiner Arbeit zuzuwenden, empfand er, wie seine Gedanken wanderten und wanderten. Er wollte ihrem Irrgange nicht folgen, wollte sie auf seine Tätigkeit richten. Die Tür seiner Wohnung hielt er jetzt fest verschlossen, um nicht horchen zu müssen: ob auf der Treppe denn noch immer keine Schritte zu vernehmen wären? Schlag Mitternacht ging er zu Bett, damit der Heimkehrende ihn nicht wach und wartend fände. Dann lag er, bemühte sich einzuschlafen, blieb wach, und sein Geist folgte seinen Gedanken, die wanderten und wanderten. In einer Nacht hörte er Marco polternd und lärmend zurückkehren. Der junge Mensch mußte betrunken sein! Seinen Jungen sich betrunken vorstellen zu müssen — Sor Riccardo wagte nicht, aufzustehen und in das Nebenzimmer zu eilen, wo er einen schweren Fall vernahm. Den nächsten Morgen

ging er frühzeitig fort, hinaus in die Campagna, damit er dem Ernüchterten nicht gleich begegne und diesem erspare, vor seinem Mentor sich schämen zu müssen. Als er zu Mittag wiederkam, war Marco gerade erst aufgestanden, sah totenblaß aus, war jedoch eher trotzig als weich gestimmt. Umso zarter war das Benehmen des Professors, als ob sein lieber Wahlsohn über Nacht schwer krank gewesen wäre.

Niemals fragte er: „Wo warst Du?“ Immer nur sagte er: „Hoffentlich hast Du Dich prächtig unterhalten?“ Gewöhnlich mit leiser Stimme schüchtern hinzufügend: „Unterhalte Dich nur möglichst edel — Deiner selbst willen! Denn nur wenn man sein Leben möglichst edel genießt, kann es für einen feinen Menschen Genuß sein. Aber das brauche ich Dir nicht erst zu sagen.“

Einmal rief Marco: „Sage mir's! Sage mir's immer und immer wieder! Ich muß es gesagt bekommen, oft und oft! Von Dir gesagt, der Du nur den edelsten, also den höchsten Genuß des Lebens kennst. Es ist so schwer, gut zu sein.“

„Ich glaube, Du irrst Dich. Es ist so schwer, nicht gut zu sein.“

Dieser Aussprache folgte eine jener Stunden, in denen der Jüngling weich, warm und hingebend war. Zugleich hinreißend liebenswürdig. Marco nannte solche Stunden seine ‚großen Zeiten‘. Die beiden, der Alte und der Junge, besprachen sich dann über alle Dinge des Lebens. Und in solchen Stunden geschah es, daß aus Sor Riccardos Augen, selbst durch seine trüben häßlichen Brillengläser, seine Seele leuchtete und Marco mit einem Glanz in den seinen zuhörte, als ob er Geist wäre vom Geiste dieses Guten und Reinen.

An dem Abend jenes schönen Tages blieb der junge Mann zu Hause, Tante Dora ließ sich herbei, im Kamin ein Feuer anzuzünden, und es gab zum süßen Orvieto eine hochgehäufte Schüssel köstlichen Schmalzgebackenen, wie nur Paoluccia diesen deutschesten aller

Kuchen backen konnte. Sie trug das herrlich gebräunte Gebäck eigenhändig herein, mußte dableiben und wurde von Sor Riccardo sowohl wie von seinem Jungen auf das angelegentlichste hofiert, was Tante Doras stets gute Laune auf den Höhepunkt brachte. Selbst das Lellakind — es war in Marcos Gegenwart noch immer seltsam schüchtern und scheu — ließ sich von des jungen Mannes leuchtendem Wesen anstecken und erglühte auf das lieblichste. Tante Dora begann über Hitze zu klagen, wurde jedoch einstimmig ausgelacht und ebenso einstimmig gebeten, Geschichten zu erzählen: Kindergeschichten, bei denen die ganze Galerie Kindergesichter von den Wänden auf die alte Dame herabschaute, aus strahlenden Augen ihr zulächelnd. Wie Kinder hörte die andere, ältere Gesellschaft zu, Sor Riccardo und Paoluccia als die Jüngsten. Dann begehrte Marco ‚Römisches' zu hören, worunter er allerlei Lustiges verstand, was Tante Dora mit Romreisenden erlebte. Gerade die letzten Tage hatten eine reiche Ausbeute gebracht.

„Wie war das doch gleich mit der Berlinerin?"

„Als sie im Bahnhofe einfuhr und an der großen Mittelwand das römische Wahrzeichen: das Relief der Wölfin sah, die das Zwillingspaar säugt, rief sie aus: ‚Jetzt weiß ich doch, daß ich in Rom bin! Da ist ja die Wölfin mit Romeo und Julia drunter!'"

„War das die nämliche gebildete Dame, die Sie kürzlich fragten: ob sie auf dem Kapitol den Marc Aurel gesehen hätte? Und die Ihnen antwortete: ‚Den Aurel sah ich; aber der Markt war schon vorüber.'"

„Die nämliche, die, als sie in der Sistina war und der Custode ihr den Spiegel reichte, damit sie die Deckengemälde besser sehen könnte, etwas erstaunt den Spiegel nahm, hineinschaute, entdeckte, daß der Hut schief saß, den Hut zurechtrückte und darauf höchst befriedigt die Kapelle wieder verließ."

Eine Reihe lustiger Geschichten folgte diesen, bis der Buonissimo erklärte, nicht mehr lachen zu können.

Karneval kam. Marco machte dafür ausschweifende Pläne: war er doch noch nie am Fasching fröhlich gewesen! Dieses Mal wollte auch er sich ‚jung' fühlen. Kostümiert wollte er die Stadt durchziehen, mit Tante Dora und Paoluccia am Arm. Oder mit Lella. Ach ja, mit dem reizenden Nymphlein! Tante Dora sollte ihren Liebling in ein hübsches Kostüm stecken; dann würden sie beide auf der spanischen Treppe den Saltarello tanzen, den wilden, bacchantischen, herrlichen Saltarello, der wie die Jugend selbst war: heiß und toll — liebestoll.

Schöne junge Menschen zu kostümieren, gehörte zu Tante Doras Leidenschaften. Sie besaß ganze Kasten voll alter Stoffe und echten, zum Teil kostbaren Kostümen, Stück für Stück Mittwochs auf Campo fiori erhandelt. Wenn sie sonst niemand kostümieren konnte, so lud sie sich Modelle ein, Männlein und Weiblein, die jüngsten und schönsten, steckte sie in altertümliche Trachten, drapierte sie mit antikem Faltenwurf, ließ sie Gruppen stellen, Tänze aufführen, improvisierte ein Fest.

So erfaßte sie denn Marcos Karnevalsprogramm voll jugendlicher Begeisterung. Sofort sollte Probe kostümiert werden. Die bewußten Truhen wurden aufgeschlossen, ihr bunter Inhalt ausgekramt und davon ausgewählt. Dann verschwand Marco mit Sor Riccardo, Lella mit Tante Dora, und Paoluccia mußte aus Orangenlaub Kränze winden.

Schön waren Tante Doras und Sor Riccardos Kinder! Sie glichen Gestalten seliger Gottheiten, Verkörperungen ewiger Jugend. Die holde Psyche konnte nicht lieblicher, Adonis nicht herrlicher gewesen sein. Sie trugen weiße silberdurchwirkte Mantelgewänder und Paoluccias grüne Kronen. Sor Riccardo hatte mit Künstlerhand die Falten geordnet und stand jetzt bewundernd vor diesen Meisterwerken der Schöpfung.

Lella wagte keine Bewegung zu tun, hatte jedoch ein vor Freude verklärtes Gesichtchen. Marco sah sie schwei-

gend an und sagte plötzlich: „Ich wußte gar nicht, daß Du so reizend wärst!“

Er selbst bewegte sich in dem feierlichen Faltenwurf, als wäre er seit frühester Kindheit nie anders gekleidet gegangen. Das Natürliche, Selbstverständliche seiner Bewegungen, ihre geradezu vollkommene Schönheit versetzte den alten Schönheitsfanatiker in die glücklichste Stimmung. Aber auch Tante Dora und Paoluccia waren freudig erregt, und Sor Riccardos alte Freundin rief begeistert aus: „Es ist unglaublich, wie sie die Antike versteht!“

Paoluccia nämlich ...

Die kleine Gesellschaft befand sich in wahrer Festlaune, als es klingelte. Besuch kam! Paoluccia erhielt den Auftrag, jedermann abzuweisen: man wollte sich den schönen Abend nicht verderben lassen. Alle waren mäuschenstill, hörten Paoluccia fragen: „Chi è?“, hörten eine herbe Männerstimme erwidern: „Amici!“... Aristide Minardi!

Was wollte er? So spät noch! Er ging niemals unter Menschen, er floh die Menschen. Und so spät noch kam er zu ihnen —

Aristide Minardi konnte unmöglich fortgeschickt werden! Tante Dora ging also selbst, um dem seltenen Gast zu sagen, daß er hochwillkommen sei. Mit dem Fest war es jedoch vorbei.

„Entschuldigen Sie. Ich pflege niemals zu stören. Aber bisweilen — bisweilen kann der Mensch allzu einsam sein. Heute fühlte ich mich wie in einer Wüste. Da fiel mir Ihr gutes Gesicht ein; und — da bin ich.“

„Sie kommen zu Menschen, die sich freuen, daß Sie gekommen sind.“

„Wie gut Sie das sagen! Ihre guten Worte tun mir heute genau ebensowohl wie damals Ihre Freundlichkeit. Ich bin auch heute ein Kranker.“

„Wo Sie Ihr großes Werk schaffen? Sie sind heute nicht nur ein gesunder, sondern ein glücklicher, ein gesegneter Mann.“

„Mein großes Werk ...“

Wie schwer und schmerzlich der Künstler das sagte!

Sor Riccardo, der mit angehaltenem Atem lauschte, erschrak. Wenn Aristide Minardi auch dieses Mal —

Das kurze Gespräch führten die beiden im Vorzimmer. Tante Doras Stimme klang wie die Kraft und Freudigkeit selbst gegen den Ton des Bildhauers, der ein großer Künstler und ein kranker Mensch war: krank an sich selbst. Jetzt traten sie ein, Minardi mit jenem schmerzlichen Ausdruck in den Augen, jenem traurigen Zug um den Mund, wie die Hoffnungslosen haben.

Die hoffnungslos Kranken und die hoffnungslos Unglücklichen...

Man erklärte dem Künstler die jungen Gestalten in den idealen Gewändern. Lella wollte hinausschlüpfen; aber der späte Gast bat, sie möchte bleiben und sich anschauen lassen. Voll lieblichster Verwirrung gehorchte das Nymphlein. Tante Dora wollte sie bereden, mit Marco eine antike Gruppe zu bilden; aber zu aller Erstaunen weigerte sich Sor Riccardos Wahlsohn. Er tat es so heftig, so erregt, als ob ihm eine Beleidigung widerfahren wäre. Minardis unverhohlene Bewunderung seiner kleinen Freundin hatte in dem jungen Manne eine Empfindung gelöst, die er selbst nicht begriff; denn Lella war ein Kind, mit dem man wie mit einem hübschen Spielzeug umgehen konnte. Aber daß ein Künstler wie Minardi sie überhaupt beachtete —

Marcos Verstimmung hielt mehrere Tage nach diesem Ereignisse an; denn ein solches bedeutete jener abendliche Besuch Minardis für die kleine Familie. Er kümmerte sich in der nächsten Zeit gar nicht mehr um Paoluccias liebliche Tochter. Auch von dem Saltarello auf der spanischen Treppe war nicht mehr die Rede. Dafür besuchte er die Maskenbälle im Costanzitheater.

Die Vicetta hatte ihn tanzen gelehrt. Kaum daß er zu lernen brauchte: besaß er doch zu seiner Wohlgestalt eine ‚geradezu attische Grazie‘ — wie Richard Hille die natürliche Anmut seines Jungen nannte. Aber von der

Vicetta hatte er sich trotzdem unterrichten lassen. Er stellte sich ungeschickt an; denn dann schalt sie ihn, schmollte sie mit ihm. Er mußte sie wieder gut machen, mit ihr sich wieder versöhnen, seiner Eltern willen in tiefer Heimlichkeit. Auch das war köstlich. Gerade das! Aber bisweilen, wenn er sie im Arm hielt und mit ihr tanzte, wenn sie ihn an sich drückte und ihm zuflüsterte: „Ich habe dich lieb!" — bisweilen konnte es dann über ihn kommen, daß er sie von sich stieß und ihr, wie in plötzlich erwachtem Hasse, mit erstickter Stimme den Namen seines Vaters zurief. Sie lachte wie toll, führte um ihn einen Hexentanz auf, sang mit halblauter Stimme zu einer Melodie aus einem alten Volksliede: „Er soll mich nicht anrühren, nicht anrühren; aber du, du, du! Du sollst mich küssen. Jawohl, küssen!"

Bisweilen hörte er dann seine Mutter durch das Nebenzimmer schleichen; er hörte seine Mutter seufzen, daß es wie Stöhnen klang. Dann konnte es geschehen, daß er sich hinwarf, wo er gerade stand, und mit dem Gesicht am Boden wie tot dalag. Sie lachte nur umso toller, ihre Zauberkreise eng und enger um ihn ziehend und dabei ihr Hexenlied singend: „Du sollst mich küssen, küssen, küssen!"

Einmal kam sein Vater zu solcher Szene. Fast, daß der Mann sich an seinem Sohne vergriffen hätte. Die Vicetta lachte dazu wie eine Besessene. Als der Advokat sich auf Marco werfen wollte, fiel sie jenem um den Hals, beständig toll lachend und dem Sohne heftige Zeichen machend, sich zu entfernen. . .

An die Vicetta und ihren Tanzunterricht mußte Marco jetzt denken. Der Gedanke quälte ihn bei Tag und Nacht, ihn in der Arbeit störend und ihm den Schlaf raubend. Er glaubte, den Dämon dadurch bannen zu können, daß er die Statuette einer tanzenden Psyche begann, der er die holdseligen Züge Lellas geben wollte. Zu seinem eigenen Entsetzen wurde aus der Geliebten Amors eine rasende Bacchantin, deren Antlitz sich unter seinen formenden Händen zu einem

Porträt der Vicetta verwandelte. Den Kopf in den Nacken werfend, schien sie aus ihren geöffneten Lippen ihm zuzujauchzen: „Ich will dich küssen, küssen ...“

Aus seinem idyllischen Atelier auf dem grünen Hügel trieb das bacchantische Frauenantlitz ihn fort und durch Rom, wo auf der spanischen Treppe die Modelle tanzten. Jeden Tag nahm er sich vor, den Abend zu Hause zu verbringen, und jede Nacht ging er aus, nicht zurückgehalten von seinem besten Freunde, um seine Jugend auf einer ‚Veglione‘ im Tanze sich austoben zu lassen.

Das also war das Leben! Vielmehr, das also hieß: sein Leben ‚genießen‘! Denn deshalb war der Mensch auf der Welt: um sein Leben zu genießen, solange er jung war. Es genießen im Bacchanal, im Rausch. Tausende genossen ihr Leben auf diese Weise und schienen es ganz natürlich zu finden, während Marco sich noch immer in Staunen darüber verlor, daß es solchen Daseinsrausch gab. Davon hatte er sich nichts träumen lassen.

Er machte Bekanntschaften: junge elegante Männer, junge elegante Frauen. In seiner triumphierenden Schönheit brauchte er nur durch den Saal zu gehen, und es war wie ein Siegeszug. Auch davon hatte er nichts gewußt: nichts von der Gewalt des Mannes über die Frauen. Noch war er reinen Herzens genug, um bei dieser Erkenntnis etwas wie Schreck zu empfinden. Er nahm sich vor, die ihm gegebene Macht streng in Schranken zu halten: ein König des Lebens, als den er sich fühlte, mußte er über sich selbst gebieten können. Zugleich wollte er Sor Riccardos guter Junge sein und bleiben — nach Möglichkeit bleiben. Er sprach darüber mit seinem besten Freunde, als redete er zu sich selbst: „Ich weiß jetzt, was das Dunkle in mir ist. Sei ruhig! Du sollst mich nicht umsonst aus dem Strom gezogen haben. Du weißt selbst nicht, wie viel Du mich lehrtest und wie groß das von Dir Gelehrte ist. Es heißt: Schönheit. Ich meine, nicht nur die Schönheit Deiner geliebten Alten, sondern Deine eigene. Jawohl, Sor Riccardo: Deine Schönheit,

die Du in Dir trägst und die der Todfeind alles Häßlichen ist. Sie wird auch über das Häßliche in Deinem Jungen siegen. ‚Basta‘ — wie ein gewisser Professor Richard Hille zu sagen pflegt.“

Wenn Marco in solcher Weise mit seinem Mentor sprach, hätte dieser mit wahrer Wonne abermals einen Sprung in das tiefste Gewässer getan, und wäre es statt des Tibers ein stürmendes Meer gewesen. Da er wünschte, daß Marco fröhlich sein sollte, da die Vergnügungen junger Leute Geld kosteten und da er ihn durch eine Bitte um Geld nicht demütigen wollte, so ersann er allerlei Listen, wodurch Marco in Besitz von Geld gelangte, ohne daß dieses Wort je zwischen ihnen ausgesprochen wurde. Entweder fand der junge Mann ein Goldstück in seiner Westentasche oder auf seinem Tische; und seine Bücher besaßen die seltsame, aber angenehme Eigenschaft, daß zwischen ihren Blättern Kassenscheine eingestreut lagen. Da der Professor keine Ahnung davon besaß, wieviel die Vergnügungen junger Leute kosteten, so befand er sich in beständiger Sorge, die Goldfunde möchten nicht ausreichend sein. Damit sie ja ausreichend ausfielen, arbeitete er die Nächte durch ...

Während der ganzen Dauer der Karnevalsfreuden zitterte Marco vor einer Begegnung: denn wenn die Bicetta eine ‚Veglione‘ besuchte! Die Bicetta mit seinem Vater! Was würde er tun? Wie sollte er es ertragen?

Tag für Tag bereitete er sich auf ein Zusammentreffen mit den beiden vor. Wenn er den Saal betrat, fühlte er sein Herz heftig pochen. Er musterte die Ballgäste. Die hohe Gestalt seines Vaters wäre ihm sicher sogleich in die Augen gefallen, und das kleine feine Figürchen der Bicetta hätte er unter jeder Vermummung erkannt: die kleine Lella sah nicht zierlicher und nymphenhafter aus! Aber wie konnte er diese zwei in einem Atem nennen? Das reine weiße Kind und —

Sie waren nicht da, konnten indessen kommen. Jeden Augenblick konnten sie den Saal betreten. Also erwartete

er jeden Augenblick, daß er den beiden gegenüberstehen würde. Irgend eine Maskierte an seinem Arm, dachte er beständig nur an das eine: ‚Was tust du, wenn du die Vicetta wiedersiehst? Die Vicetta mit deinem Vater! Und wenn das Weib deinen Vater stehen lassen und sich an dich hängen sollte? Du würdest freilich die Schlange sofort abschütteln. Es gäbe trotzdem ein Unglück!‘

Als Marco ihnen im Costanzitheater nicht begegnete, begann er die anderen Maskenbälle zu besuchen. Fast war es, als ob er das, wovor er zitterte, zugleich heimlich ersehnte: als ob er sich sehnte, die Vicetta wiederzusehen, die seine Mutter in den Tod getrieben hatte.

Am letzten Karnevalstage fand ein Wohltätigkeitsfest in der vornehmen ‚Argentina‘ statt, von der ‚weißen‘ römischen Gesellschaft veranstaltet. Die gesamte große Welt der Monarchisten würde anwesend sein, vermischt mit den Neutralen, den ‚Grauen‘. Auch von der ‚schwarzen‘ Aristokratie würden unter dem Schutze der Maske die Lebenslustigen sich einstellen. Der Ball versprach ein gesellschaftliches Ereignis zu werden.

„Natürlich mußt Du hin! Du wirst die schönsten Frauen Roms sehen: die wundervolle Vittoria Colonna und die herrliche Florio.“

„Gehst Du mit?“

„Damit ich Dich hindere.“

„Ich würde mich gar nicht um Dich bekümmern.“

„Ich gehöre nicht dorthin.“

„Und ich?“

„O Du! Mit Dir ist es etwas ganz anderes! Du bist dort an deinem Platze. Ich freue mich schon auf Dein Erzählen.“

„Ich kann das Fest nicht besuchen.“

„Und möchtest es doch für Dein Leben gern?“

„Für solche Gesellschaft ist mein Frack unmöglich.“

„Du ließest ihn ja doch bei dem ersten Schneider machen?“

„Trotzdem. Das verstehst Du nicht. Der Frack sitzt schändlich. Den Gentleman erkennt man daran, wie der Frack sitzt.“

„Daran?“

„Ich meine natürlich. . . Du weißt, wie ich's meine.“

„Werde doch nicht gleich heftig.“

„Dann sprich auch nicht, als ob Du mich nicht verstündest.“

Da für ein Fest, auf dem die erste Gesellschaft erschien — auch die Königin wurde erwartet —, Marcos Frack ‚unmöglich‘ war, da er für sein Leben gern den aristokratischen Ball besucht hätte und da dieser schließlich ein Kostümfest war, so schlug Tante Dora vor, er sollte im Kostüm gehen: in jenem weißen silberdurchwirkten Gewande, einen Rosenkranz auf, wie die Alten bei festlichen Gelegenheiten trugen.

Das war ein Vorschlag! Nur gegen den Rosenkranz erhob Marco Einspruch; denn Rosenkränze trug jeder, der sich in eine Toga hüllte. Der schönste Schmuck war der banalste geworden. Und nur nicht sein, wie alle Welt war! Mit einem Ölzweige, die silberhelle Blattseite nach außen gewendet, wollte der junge Römer sich bekränzen.

Sor Riccardo war entzückt: „Ich möchte wohl sehen, was für Augen sie machen!“

„Du willst also doch mitgehen? Weshalb sagtest Du es nicht gleich? Übrigens denke ich noch immer an Dein Gesicht in der Sala Margherita. Du machtest ein Gesicht, welches mir den ganzen Abend verdarb. Wenn in der Argentina auch nur große Welt sein wird, so könnte es doch sein, daß eine Dame mit etwas tiefer Dekolletage . . . Freilich, prüde bist Du nicht. Wenn bewußte Schönheit sich jedoch an mich hängen sollte, würdest Du außer Dir sein; denn Du würdest dann gleich denken, meine junge Seele wäre einer Unholdin zum Opfer gefallen.“

Etwas verletzt erklärte der Buonissimo, daß es ihm

gar nicht einfiele, das aristokratische Fest zu besuchen. Als ob er nicht wüßte, welch ein Plebejer er sei! Es hätte ihm nur ungeheure Freude bereitet, ganz im Verborgenen Zuschauer zu sein, um seinen Jungen als antiken Jüngling unter all den herrlichen Frauengestalten zu erblicken. Aber nicht einmal in eine versteckte Loge würde er in seinem miserabel gemachten ‚Grauen' — einen Frack besaß er überhaupt nicht — und mit seinen Brillengläsern sich wagen.

Marco schämte sich, schalt sich einen rücksichtslosen brutalen Menschen, wollte von keinem Feste mehr wissen, wollte über seine ‚zweite' Seele in Verzweiflung geraten, mußte mit aller Liebesmühe beruhigt werden. Schließlich gelang es Sor Riccardo, ihn zu überzeugen, daß er, Marco, es im Grunde genommen gar nicht böse gemeint hatte. Der Verzweifelte lebte auf, geriet allmählich in rosigste Stimmung, nannte seinen langweiligen alten Mentor den ‚einzigen Menschen' auf der ganzen weiten Welt, verwandelte sich aus einem allerneuesten in einen allerältesten Römer, ging und bewegte sich den ganzen Tag über zur ‚Probe' in antikem Faltenwurf, bezeigte Neigung, Lella zu küssen, und wurde wild, weil das Nymphlein nicht Psyche spielen und ihn als ausgewachsenen Amor anerkennen wollte.

Um ja nicht irgendwelche Empfindlichkeit zu verraten, ließ sich Sor Riccardo nicht nehmen, Marco bis zur Pforte des aristokratischen Himmels zu begleiten, der sich heute Nacht für viele Unwürdige öffnen sollte. Sie kamen ziemlich spät, weil spätes Kommen, Marcos Ansicht nach, vornehm war, und mußten ihren Wagen — eine armselige Troschke — gleich hinter Piazza Colonna verlassen: so lang war die Equipagenreihe vor ihrem Gefährt. Zu Fuß dem alten Palast zueilend, darin das ehemals hochberühmte Theater sich befand, nannte der Professor die Namen der alten Geschlechter, die er an Livreen und Wappen erkannte. Es war ein Kapitel Weltgeschichte.

Dann stand er und sah Marco nach, wie dieser in weißem

silbrigem Gewande, mit Öllaub bekränzt, in dem Gewühl der Gäste untertauchte und darin verschwand. Er mußte der Sommernacht am Tiber gedenken und empfand wieder seine alte heiße Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihn zum Retter eines jungen Menschen ausersehen hatte, dessen bloßer Anblick, gleich dem eines Kunstwerks, Freude bereitete. Nach dieser Betrachtung begab er sich nach Hause, um in gewohnter Weise die Nacht am Schreibtische zu verbringen; denn wem der Himmel solchen großen Sohn beschert hatte, der mußte auch dafür Sorge tragen, daß dieser seines Lebens froh werden konnte. Auch das Glück, für einen geliebten Menschen Geld verdienen zu dürfen, hatte Richard Hille dem Sohne des Advokaten Luigi Lippi zu verdanken.

— — — — — — — — — — — — — —

Das also war ‚große Welt‘!

Sie durchwogte den Saal, der — mit der Bühne zu einem festlichen Raume vereinigt — einen antiken Tempelhain darstellte; sie füllte die Logen in Gestalt von Herren, die sich von den Stammgästen des Café Aragno und den eleganten Müßiggängern auf Straßen und Plätzen durch nichts unterschieden. Nur daß sie im Frack waren — wenige erschienen im Kostüm — und daß dieses bedeutsame Kleidungsstück seinem Träger ‚perfekt‘ saß. Aber die Damen! Sor Riccardo hatte tausendmal recht: nur in Rom war solches Frauengeschlecht möglich. Sie blendeten Marcos Augen nicht durch die Pracht ihrer Toiletten, nicht durch den Glanz ihrer Perlen und Juwelen, sondern berauschten seine Seele durch die Majestät ihrer Schönheit.

Daß die Frau so göttlich schön sein konnte! Und daß diese triumphierende Frauenherrlichkeit dem Manne gehörte, der sie zu erobern verstand!

War sie wirklich zu erobern? Aus den Gesprächen der jungen Leute seiner Bekanntschaft hatte Marco gehört, daß sie es wäre. Sie sollte nicht einmal sonderlich schwer

zu erobern sein. Für den, der es verstand, sogar ziemlich leicht. Für einen von Marcos Aussehen gewiß sehr leicht — wie die jungen Herren ihn merken ließen. Er brauchte nur erobern zu wollen. Unmöglich! Es mußte gelogen sein! Unnahbar waren sie, in Majestät gehüllt. Wehe dem Manne, der wagte, eine dieser Göttinnen erringen und zu sich herabziehen zu wollen. Sein guter Sor Riccardo hatte auch darin tausendmal recht: daß er ihm beredten Mundes die Unnahbarkeit, die Unberührbarkeit der Frau predigte, ihm Ehrfurcht gebot vor der Majestät des Weibes, die unverletzlich sei. Diese und jene freilich. . . Aber nur diese und jene! Marco nahm sich vor, seinem geliebten Wahlvater mehr zu glauben als einem aus der Schar der modernen Jünglinge des neuen Roms.

Er wollte nicht tanzen, wollte schauen und staunen, mit seinen Blicken wollte er diese Frauenschönheit trinken — davon trunken werden.

Die Vicetta!

Unter diesen Herzoginnen und Fürstinnen, unter allen diesen ersten Damen des Königreichs leibhaftig die Vicetta!

Sie war maskiert; aber Marco erkannte sie sofort. Nicht nur ihre Gestalt; auch ihr Haar verriet sie ihm: nur sie besaß solch wildes gelbes Gelock! Sie trug ein Kleid von der nämlichen leuchtenden Farbe, über und über mit Goldpalietten besetzt. Dazu blaßblaue natürliche Orchideen auf der Brust und im Haar. Unmöglich konnte die kostbare Toilette und der extravagante Blumenschmuck von seinem Vater herrühren.

Auch war nicht sein Vater ihr Tänzer, sondern einer der bekanntesten Lebemänner Roms, Träger eines der ältesten und erlauchtesten Namen.

Die Vicetta mußte seinen Vater verlassen haben, sonst hätte sie nicht den Ball in solchem Kostüm mit diesem Frauenverderber besuchen können.

Was ging Marco jetzt noch die Vicetta an? Sie besaß einen Freund.

Trotzdem stand er wie festgebannt und starrte auf das

tanzende Paar, welches sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Mit wem tanzte der Herzog? Wer war die Person? Er wagte es, sie auf dieses Fest mitzubringen, zu welchem die Königin ihr Erscheinen zugesagt hatte? Das sah ihm ähnlich!

‚Wäre Richard Hille hier, so würde er Dich jetzt beim Arme nehmen und davonführen, Dir dadurch einen seiner größten Freundschaftsdienste leistend. Du solltest denken, er sei hier, solltest ihm folgen, solltest fortgehen: gleich, im Augenblick!‘

Marco ging jedoch nicht. Mitten im Gewühle stand er und starrte die Tanzenden an... Das gelbhaarige Frauenwesen tanzte wie eine Bajadere. Auch ihr Partner kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das er mit seiner Tänzerin erregte, und schien von ihrer bacchantischen Schönheit hingerissen zu sein. Marco mußte sich Gewalt antun, nicht hinzugehen, um dem Manne eine Beleidigung ins Gesicht zu schleudern, dem Weibe einen Schimpf zuzufügen.

Aber — was kümmerte ihn jetzt noch dieses Weib?

Seine Mutter war tot... Seine Mutter!

Da sah er eine Dame, der er im Costanzitheater vorgestellt worden war: die Marchesa mit dem großen welthistorischen Namen. Sie genoß keines sonderlichen Rufes, verstand jedoch, jeden Skandal zu vermeiden, so daß die Gesellschaft trotz aller Gerüchte sie noch immer empfing. Kaum lernte sie Marco kennen, als sie ihn sogleich aufforderte, ihre ‚Dienstagabende‘ zu besuchen, was er bisher nicht getan hatte. Jetzt eilte er auf die Marchesa zu: „Darf ich Sie um einen Tanz bitten?“

„Sie sind es!“

„Bitte, Marchesa ...“

„Ich möchte lieber mit Ihnen plaudern... Weshalb besuchten Sie mich noch nicht?“

Leidenschaftlich flüsterte Marco der schönen Frau zu: „Tanzen Sie mit mir!“

Und er führte sie in den Kreis, in dem die Vicetta tanzte.

Diese bemerkte sogleich, daß er sie erkannt hatte, daß er sie verachtete. Er beugte sich zu seiner Tänzerin herab, sah ihr starr in die Augen, flüsterte ihr etwas zu. Er wußte selbst nicht was. Es mußte etwas Leidenschaftliches gewesen sein; denn halb im Traume vernahm er, daß die Marchesa ihm eine glühende Liebeserklärung stammelte. Am liebsten hätte er hell aufgelacht und die zärtliche Dame mitten im Tanze stehen lassen. Er sah jedoch die Augen der Vicetta mit jenem Ausdruck auf sich gerichtet, den er nur zu gut kannte. Auch über diesen Blick hätte er eine laute Lache aufschlagen können.

Er tanzte, schaute der Marchesa tief in die Augen, flüsterte ihr heiße Worte zu...

Die Vicetta tanzte unmittelbar vor ihm. Sie tanzte, wie auf diesem Feste, in dieser Gesellschaft nicht getanzt werden durfte: zügellos, ausschweifend. Plötzlich riß sie sich die Maske ab, sie in den Kreis der Zuschauer schleudernd. Einige Herren lachten. Allgemein wurde bemerkt, daß sie den schönen jungen Römer mit dem Öllaubkranze mit verzehrenden Blicken anschaute und daß dieser sie keines Blickes würdigte; allgemein begriff man, daß eine dramatische Szene sich vorbereitete.

„Ihre Majestät die Königin!"

Die Musik brach ab. Im Saale blieben alle stehen, wandten sich alle der Königsloge zu. In den ‚palci' erhob man sich.

Die Königin trat ein.

Verneigung, Schwenken mit den Taschentüchern von seiten der Damen, Evvivarufe der Herren. Im Orchester wurde Tusch geblasen.

Die Königin dankte mit der ihr eigenen majestätischen Anmut, nahm Platz. Die Musik spielte einen Walzer, der Tanz wurde wieder aufgenommen. Marco beobachtete folgendes:

Ein Herr vom Komitee — es war der Fürst Massimo —

trat auf den Herzog zu und sagte ihm, ohne seine ‚Dame' zu beachten, einige leise Worte. Der Herzog zuckte die Achseln, lächelte etwas gezwungen, wandte sich zu Vicetta. Der Fürst trat von dem Paare zurück, entfernte sich.

Marco, die Marchesa führend, ging nahe an dem Paare vorüber. Er hörte den Herzog sagen: „Du mußt fort. Es gibt einen Skandal, wenn Du nicht gehst."

„Ich bleibe."

„Des Laffen willen!"

„Ich bleibe."

Der Herzog fixierte Marco und wiederholte laut: „Des Laffen willen!"

Marco ging auf den Herzog zu: „Da Sie mich ansehen, scheinen Sie mich zu meinen!"

„Sie."

„Sie sind ein Unverschämter!"

Der peinliche Auftritt hatte Zeugen. Freunde des Herzogs umringten diesen, führten ihn fort. Die Marchesa, die ihren Tänzer einfach hatte stehen lassen, nahm tödlich beleidigt den Arm eines zufällig vorübergehenden Bekannten. Marco trat zu Vicetta und sagte einfach: „Komm."

Und er bot der Freundin des Herzogs seinen Arm, ihr zuflüsternd: „Du mußt fortgehen. Sogleich. Ich führe Dich hinaus."

„Ja, komm fort ... Marco, ach, Marco!"

„Schweig!"

„Verzeih mir."

„Du sollst schweigen!"

„Wie schön Du bist, wie ich Dich liebe. Marco, Marco, wie ich Dich liebe!"

„Wenn Du noch ein Wort zu mir sprichst, lasse ich Dich mitten im Saale vor allen Menschen stehen."

Er brachte sie zum Ausgang. Hier trat ihm ein Herr in den Weg. Marco erkannte einen der Freunde des Herzogs. Der Herr grüßte ihn höflich: „Ich habe mit Ihnen zu reden."

„Sogleich. Ich will nur noch diese Dame zu einem Wagen begleiten.“

„Lassen Sie doch diese Dame!“

Und ohne Vicetta zu beachten, stellte er sich Marco vor. Dieser nannte gleichfalls seinen Namen, hinzusetzend: „In drei Minuten bin ich zu Ihrer Verfügung.“

„Wo treffe ich Sie?“

„Hier.“

„Also in drei Minuten.“

Die beiden grüßten sich höflich.

Jetzt führte Marco die Vicetta hinaus zu einem Wagen.

„Wenn ich Dich verlassen habe, sage dem Kutscher Deine Adresse; denn ich will sie nicht kennen.“

Auf der Straße stand sie vor ihm: im Scheine des elektrischen Lichtes, in ihrem flimmernden funkelnden Kleide, auf der Brust und im Haar die exotischen Blüten. Sie war blaß, sie zitterte. Mit erstickter Stimme stammelte sie: „Der Herzog läßt Dich fordern?“

„Das muß er wohl.“

„Er wird sich mit Dir schießen?“

„Wahrscheinlich.“

„Er wird Dich töten!“

„Was kümmert das Dich?“

„Marco, ach, Marco ...“

„Gute Nacht.“

„Meinetwillen wird er sich mit Dir schießen; meinetwillen wird er Dich töten! Denn er tötet Dich sicher.“

„Oder ich ihn.“

„Meinetwillen!“

„Ja, es ist ein toller Spaß: der Vicetta willen... Laß es Dir im Leben weiter so gut gehen.“

Mitten auf der Straße wollte sie ihn umfassen; aber mit einer Gebärde des Abscheus trat Richards Junge von der flimmernden funkelnden Frauengestalt zurück.

XIV

„Würden Sie Abbitte leisten?"

„Wem?"

„Dem Herzog."

„Wofür Abbitte?"

„Sie beleidigten ihn."

„Der Herzog ist ein Unverschämter."

„Das sagten Sie ihm ins Gesicht."

„Nachdem er mich öffentlich einen Laffen nannte."

„Können Sie das bezeugen?"

„Ich sagte Ihnen ja, er tat es öffentlich und leugnete nicht, daß er mich meinte."

„Dann wären Sie der Beleidigte."

„Ich bin's."

„Und Sie verlangen Genugtuung?"

„Ich verlange Abbitte."

„Unmöglich."

„Umso besser!"

„Sie wissen, daß der Herzog ein berühmter Pistolenschütze ist?"

„Ich weiß es."

„Auch im Fechten ist der Herzog ..."

„Jetzt beleidigen Sie mich!"

„Also Sie wollen jener — ‚Dame' willen Ihr Leben auf das Spiel setzen?"

„Ich will Genugtuung haben."

„Übrigens benehmen Sie sich wie ein Kavalier."

„Genug, mein Herr! Ich werde die Ehre haben, Ihnen einen Freund zu schicken."

„Sehr wohl. Wann darf ich den Herrn bei mir erwarten?"

„Morgen vormittag um zehn.“

„Auf Wiedersehen also.“

Marco grüßte stumm. Das mit halblauter Stimme geführte Gespräch fand in einem Vorsaale statt, mitten in dem Gewühle des Festes, welches mit Ankunft der Königin seinen Höhepunkt erreichte.

Um nicht Aufsehen zu erregen — Aufmerksamkeit erweckten sie bereits — mußten sie die scharfen Reden im gleichmütigen Tone, mit dem gleichgültigsten Gesicht führen, als plauderten sie über die alltäglichsten Dinge. Auf das höflichste trennten sie sich.

Marco blieb noch. Er tanzte noch — nicht mit der Marchesa, die ihm überall zu begegnen wußte, ihn starr anblickte und an ihm vorüberrauschte. Er schlenderte durch den Saal und über die zum Festraum verwandelte Bühne, hörte halblaut gemachte Bemerkungen, die dem antiken Kostüm und seinem Aussehen galten, hätte vielfach Gelegenheit zu Abenteuern finden können, musterte die Schönheitsgalerie in den Logen und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Schließlich tanzte er sogar mit einer Maskierten, als ob es für ihn kein Morgen gäbe: keinen Tag, der sein letzter sein konnte. Sein letzter Tag ... Er war bekannt mit der Empfindung, die diese Vorstellung erweckte. Schon einmal war für ihn ‚der letzte Tag‘ angebrochen.

Sor Riccardo! Wie sollte es sein guter Sor Riccardo ertragen, wenn es dieses Mal wirklich sein letzter Tag war? Und weshalb sein letzter Tag?

‚Dieser Dame willen‘! ... Der Vicetta willen!

Der Vicetta willen hatte es auch damals sein letzter Tag sein sollen. Wie seltsam das Leben war!

Er verließ das Fest. Es war Glanz gewesen, Vornehmheit, Schönheit, Lebenslust. Und jetzt ließ er alle diese Herrlichkeiten hinter sich. Es war, als ob ein Tor hinter ihm krachend sich schlösse, ihn ausscheidend von aller Lebensfreude und jeder Daseinsfestlichkeit.

‚Dieser Dame willen‘! ... Der Vicetta willen!

Die Vorstellung verließ ihn nicht. Eigentlich war es erbärmlich, geradezu kläglich, eines solchen Geschöpfes willen aus dem Leben zu müssen; denn so würde es wohl werden. Er hatte niemals eine Pistole abgeschossen, niemals den Griff eines Degens berührt. Um ihn für solches Ende aufzusparen, hatte Sor Riccardo ihn aus den Tiberwellen gerettet. Sein Leben war eine Tragödie, die als Posse endete. Und das — der Vicetta willen!

Sie war fort von seinem Vater! Alles, was seine Mutter an Martern erlitten, an Qualen ausgestanden hatte, ward jetzt an seinem Vater gerächt.

Gerächt durch die Vicetta!

Marco wußte nicht, wohin er gehen sollte. Nach Hause? Sor Riccardo würde noch wachen, würde ihn zurückkommen hören, würde ihn erstaunt fragen: weshalb er schon heimkehrte, ob etwas vorgefallen wäre? Er würde lügen müssen; denn ihm die Wahrheit sagen, das gute Gesicht totenbleich werden sehen... Er würde es früh genug erfahren, wenn man ihm seinen Jungen mit durchbohrter Brust oder durchschossenem Haupte zurückbrachte.

Unmöglich konnte er jetzt schon nach Hause! Wenigstens einige Stunden mußte er sich noch herumtreiben. Übrigens würde er früh auf sein müssen, um Minardi aufzusuchen. Er mußte Minardi bitten, sein Sekundant zu sein, sich zu dem Freunde des Gegners zu begeben und mit diesem das weitere zu bereden. Hoffentlich lehnte der berühmte Künstler nicht ab. Er hätte sonst einen seiner Ballbekannten ersuchen müssen, Prachtexemplare der jeunesse dorée, Menschen, deren er im Grunde seiner Seele sich schämte.

Ziellos schlenderte er durch die Straßen. Die meisten Nachtschwärmer, denen er begegnete, waren umherschweifende Masken, ein harmloses Narrenvölklein, welches mit wenig Witz und viel Behagen seines Lebens im Schellenkleide sich freute. Das hübscheste von diesem Karnevalstreiben waren die kleinen Trupps junger Leute,

die Guitarre spielend im Laufschritt Rom durchzogen, dazu Lieder singend: heitere und zärtliche, trübselige und lustige. Marco achtete auf alles, fand, daß die Volksfreude mehr Daseinslust sei als aller Festglanz jener illustren Gesellschaft, in der ihn sein Schicksal ereilte. Denn sein Schicksal würde es sein.

Kaum wissend, was er tat, schloß er sich einem der Mandoline spielenden Maskenschwärme an. Er bestand aus lauter Pulcinells, diesen in Rom beliebtesten Karnevalsfiguren. Den Korso zogen sie hinauf zum Venezianischen Platz; dann durch die Via Nationale und weiter, immer weiter, bis hinaus vor das Tor von San Lorenzo.

Immer weiter war auch Marco mitgegangen, die Lieder der Faschingsnarren mitsingend. Plötzlich überlief ihn ein Schauer. Die Bande stand vor dem großen Kirchhofe Roms, auf dem auch seine Mutter begraben lag. Der Sohn, der aus Verzweiflung über seiner Mutter Tod sich umbringen wollte, hatte seit dem Begräbnisse niemals wieder ihr Grab besucht. Plötzlich stand er vor der Pforte, die zu seiner Mutter letzten Ruhestatt führte. Sie war unverschlossen. Die Pulcinells zogen auf den Friedhof: in toller Faschingslaune wollten sie in der Mondscheinnacht den Toten ein Ständchen bringen.

— — — — — — — — — — — — — —

Marco fand seiner Mutter Grab. Sie schien inmitten der vielen anderen Gestorbenen ganz einsam, wie verloren und verstoßen, zu ruhen. Welch elender Grabhügel! Ebenso elend, wie ihr Leben gewesen. Kaum aufgehäuft, war das Grab bereits eingesunken und vergessen. Ein Kranz lag darauf, längst verwelkt die Erde schmückend, die seine tote Mutter bedeckte. Es war sein Kranz. Da er kein Geld besaß, von seinem Vater für seiner Mutter Grabkranz sich keines geben lassen wollte, verkaufte er damals das beste Stück seiner Habe, wofür er wenige Lire erhielt. Es war ein sehr bescheidener Goldring, mit einem falschen Stein, den ihm seine Mutter zu seinem

achtzehnten Geburtstage geschenkt hatte. Der Erlös reichte gerade für Kranz, Schleife und Inschrift: ‚Mutter, Mutter!‘ Die Schleife war von dem Kranz gestohlen worden.

Zum ersten Mal in seinem Leben fand Marco den Mondschein schön: das milde Himmelslicht warf auf das arme verwahrloste und vergessene Grab solchen verklärenden Schein.

Daneben war der Platz frei: wie für ein anderes Grab aufgespart. Er wollte neben seiner Mutter begraben sein. Jetzt war es noch ein leerer Platz: jetzt atmete er, lebte er noch. Wenn er, vielleicht morgen schon, mit dem Herzog sich duellierte, konnte bereits den Tag darauf für ihn auf dem leeren Platz ein Grab gegraben werden. Richard Hille wußte, daß Richards Junge neben seiner Mutter begraben sein wollte, und würde ihm den heiligen Ruheort gewiß gönnen.

Diese weiten Grabgefilde vom Frühlingsmond beschienen! Dazu die Musik der Karnevalsnarren und er in seinem Faschingskostüm, mit Öllaub bekränzt, zum ersten Male wieder an seiner Mutter Grab, auf der Erde stehend, in deren schwarzen Schollen vielleicht schon nach wenigen Tagen auch er ruhte:

R. I. P. . . . ‚Requiescat in pace!‘

Darüber nichts weiter als:

Richards Junge.

Diese zwei Worte würden die schönsten sein, die ihm einstmals nach seinem Tode auf seinem Grabe nachgerufen werden konnten: schöner als die feierlichste Grabrede. Denn daß er in seinem Leben kurze Zeit ‚Richards Junge‘ gewesen, war von seinem Leben das beste.

Und seine Kunst?

Er selbst wollte Ikarus sein: Hinauf zur Sonne! Empor! Hoch über allem! . . . Er hatte sich die Fittiche noch nicht einmal umgebunden, diese noch nicht einmal sich geschmiedet, und er wollte schon aus den himmlischen Höhen seiner Wünsche und Hoffnungen hinabstürzen in sein offenes

Grab? Sterben wollte er, ohne überhaupt jemals gelebt zu haben? ... Er, der das Leben an seine durstigen Lippen setzen wollte gleich einem überschäumenden Kelch, um daraus zu trinken, zu schlürfen, um des Lebens voll zu werden! Und er sollte ein solch trostloses Ende finden? Ihn fror.

Um nicht länger solchen Betrachtungen nachhängen zu müssen, schickte er sich zum Gehen an.

„Lebe wohl, Mutter ... Mutter, auf Wiedersehen!"

Es laut sagend, fühlte er: wie es seines Lebens größtes Glück gewesen war, Richards Junge geworden zu sein, so war die größte Leidenschaft seines Lebens die Liebe zu seiner Mutter. Und an ihrem Grabe fühlte der Jüngling: wie er niemals in seinem Leben ein besserer Mensch sein konnte, als er jetzt als Richards Junge war, so würde er — sollte er das Leben behalten — niemals eine so gewaltige und zugleich so heilige Liebe empfinden können, wie er für seine Mutter empfunden hatte. Und sollte er einstmals voller Sünde und Schuld sein — die Liebe zu seiner Mutter, die ihn zuletzt von sich gestoßen, die ihn vor ihrem Tode fast gehaßt hatte: seine Sohnesliebe würde ihn rein waschen von aller Sünde und Schuld.

Er verließ den Kirchhof. Wie theatralisch, wie widerwärtig erschien er sich jetzt in seinem feierlichen Gewand. Und in diesem Karnevalskostüm hatte er seiner Mutter Grab besucht! Er faßte nach seinem Kopf, riß den Kranz herab, schleuderte ihn weit von sich. Das erste freie Fuhrwerk, dem er begegnete, rief er an, ließ sich nach Hause fahren, stieg leise die Treppe hinauf, sah in Sor Riccardos Arbeitszimmer noch Licht, ging hinein.

Überrascht schaute der Gelehrte von seiner Arbeit auf: „Schon wieder zurück? Es ist ja erst zwei Uhr vorbei. Unterhieltest Du Dich nicht gut? Das tut mir leid; denn Du freutest Dich so darauf. Wo ließest Du Deinen Kranz?"

Er stand auf, ging zu Marco, der in plötzlicher Erschöpfung auf einen Stuhl sank, und strich ihm über das ungeschmückte Haupt mit jener leisen Berührung, die etwas

so Zartes hatte, wie leise liebkosende Mutterhände. Aber der junge Mann zuckte bei der sanften Berührung schmerzlich zusammen.

„Erzähle! Es war gewiß schön? Schön muß es gewesen sein! Du ließest Dir doch nicht durch irgend etwas die gute Laune verderben? Dir geschieht das oft. Mein Junge ist eben ein Prinz ... Was hat Hoheit wieder verdrossen? Daß Hochderselbe unter all den Fürsten und Herzögen nur — Richards Junge war?"

Mit Aufbietung seiner ganzen Selbstbeherrschung gab Marco dem Freunde recht: „Du kennst mich zu gut; Dich kann ich nicht täuschen. Anfangs war alles wundervoll, herrlich. Frauen waren dort — ich sage Dir: Frauen! Daß es solche Frauenherrlichkeit auf Erden gibt! Ich habe mit ihnen getanzt: Dein Junge mit diesen Göttinnen! Es kam denn auch über mich wie ein Rausch. Aber plötzlich —"

„Plötzlich war Dir die ganze Herrlichkeit zum Überdruß? Du machst mir Kummer, lieber Sohn."

„Das ist nun einmal so. Hättest Dir einen anderen Jungen suchen sollen: nicht einen solchen, wie ich bin, der noch einmal Dein Unglück sein wird. Jetzt mußt Du's tragen. Ich kann Dir nicht helfen, will auch gar nicht."

Er stieß die Worte hastig hervor, wie im Trotz, wie im Zorn; starrte vor sich hin, mit jenem leeren Blick, der seinem schönen Gesicht etwas Lebloses gab.

In seiner Erregung merkte Sor Riccardo die Wandlung der geliebten Züge gar nicht. Er rief triumphierend: „Wenn ich aber keinen anderen Jungen haben will? Wenn Du für mich gerade der rechte bist? Als ob irgend ein anderer Junge auf der Welt mein Junge hätte werden können? Hat etwa ein anderer solche Stimme, solches Lachen, solches Gesicht, solchen Jugendglanz? Du brauchst mir also gar nichts zu ‚helfen' ... Aber bist Du nicht müde?"

„Wovon sollte ich müde sein? Ich will nicht schlafen."

„Dann brau' ich uns einen Kaffee. Er soll so gut

werden, als ob Paoluccia selbst ihn gemacht hätte. Wir schlürfen Mokka, bleiben noch eine Weile beisammen, schwatzen. Es wird wundervoll behaglich sein."

„Ja! Ich will bei Dir bleiben, solange ich bei Dir bleiben kann. Bei Dir ist der Mensch gut aufgehoben, ist er in Sicherheit. An den Menschen, den Du liebst und der Dir gehört, lässest Du nichts heran: nicht Unglück und Gefahr; nichts Häßliches, Schmutziges und Schlechtes."

„Was hat das Schlechte und Häßliche mit Dir zu tun?"

Marco überhörte die Frage und rief in seiner knabenhaft übermütigen Art: „Ich lege mich faulenzend auf den Diwan, Du machst alsdann Paoluccia Konkurrenz, und zu Deinem schwarzen Zaubertrank gebe ich meine Phantasien zum besten."

Aber der Professor rief heftig: „Du sollst nicht reden, als ob an Dich etwas Häßliches und Schlechtes herankommen könnte!"

„Wenn es doch da ist ..."

„Wo?"

„Auf der ganzen Welt: die ganze Welt ist voll davon. Es ist eine häßliche Welt."

„Dreimal: nein, nein, nein!"

„Dreimal: ja, ja, ja! Und aus der häßlichen Welt kommt es in unsere Seelen gekrochen, in unser Hirn. Nicht das Schöne und Gute sehen wir siegen im Leben, sondern das Häßliche und Schlechte. Das Schöne und Gute muß unterliegen, wird mit Füßen getreten, wird zermalmt. Und von Reue keine Spur! Das Häßliche und Schlechte sind die satanischen Lustmörder des Schönen und Guten. Übrigens: sollte ich am Leben bleiben ... Du brauchst Dich nicht gleich zu entsetzen. Ich sagte Dir ja, daß ich Neigung zum Phantasieren verspüre. Also — bleiben wir noch eine Weile auf dieser Erde beisammen, so soll es anders mit mir werden, besser. Dann hört das widerwärtige Faulenzen auf, und ich beginne zu arbeiten, zu schaffen: endlich und in allem Ernst. Ich

mache meinen Ikarus in Lebensgröße ... Was sagst Du dazu?"

Gleich glänzte des Professors Gesicht, wurde es so freudestrahlend, als ob der Ikarus seines Jungen bereits in Lebensgröße vor ihm stünde.

„Herrlich! Wie wird Minardi sich freuen! Dein Ikarus war ja das erste, was er von Dir sah, was auch ihn an Dich glauben ließ."

„Minardi ... Weißt Du, daß Minardi verliebt ist?"

„Verliebt? Minardi? Das ist ja ... Das ist ja ganz unmöglich!"

„Der Prometheus verliebt wie ein achtzehnjähriger Knabe, also ganz toll verliebt."

„Verliebt ist wohl nicht das richtige Wort? Aristide Minardi wird lieben."

„Du fragst nicht wen?"

„Aristide Minardi liebt seine Arbeit, seine Kunst. Weißt Du nicht, daß, wer mit Leib und Seele einer Göttin gehört, mit Irdischem nichts gemein hat? Nichts mit Frauenliebe!"

Marco lachte auf, so hell und grell, daß Richard Hille erschrak. Noch nie hatte er seinen Jungen so lachen hören: ihn, dessen Lachen so jubelnd wie die Jugend selbst klang. Richard Hille kannte nichts so Strahlendes wie seines Jungen Lachen. Und dieses Mal ... Es war ein häßliches, ein schlechtes Lachen gewesen. Und häßlich und schlecht war der Ton, in dem Marco jetzt bemerkte: „Was wohl Tante Dora zu Minardis Liebe sagen würde? Und erst Paoluccia!"

Noch kämpfend mit dem Schmerz, den ihm Marcos ungutes Lachen verursachte, erkundigte sich der Gelehrte erstaunt:

„Was hat Deine tolle Phantasie mit den beiden Frauen zu schaffen?"

„Verstehst Du mich noch immer nicht?"

„Lella!"

„Endlich fängst Du an zu begreifen!"

„Du meinst doch nicht etwa, daß Aristide Minardi ...“

„Ja, ich meine: Prometheus und Psyche! Aber ich gönne dem Halbgott die kleine Hexe nicht — sollte ich nämlich am Leben bleiben.“

Marco sprang in die Höhe. Er freute sich, etwas gefunden zu haben, was Sor Riccardo seine Blässe und Erregung erklären konnte ... Minardi und Lella — was kümmerte ihn der große Bildhauer und das hübsche Geschöpf? Übrigens glaubte er bemerkt zu haben, daß Lellas liebliche Jugend auf den verdüsterten einsamen Künstler in der Tat starken Eindruck gemacht hatte. Diese Beobachtung gab ihm für seine Phantasie das Thema.

Während er noch fabulierte, merkte er zu seinem Erstaunen, daß er von seiner eigenen Erfindung gepackt wurde: Minardi und Lella ein Liebespaar! Das Nymphlein nicht den Adonis von der Via Rasella liebend, sondern diesem den kämpfenden Titanen vorziehend ... Wahr und wahrhaftig: er wurde eifersüchtig auf den frauenfeindlichen Künstler! Wurde es in der Nacht, die vielleicht seine letzte war.

Das Wasser auf der Spiritusflamme begann zu kochen und zu brodeln. Es lief über. Richard Hille ließ es überlaufen. Die Phantasie Marcos, zusammen mit dessen bösem Lachen, beunruhigte ihn bis zur Verstörung. Es war nun einmal seine besondere Eigenschaft, alles, was ihm gesagt wurde, zu glauben. Auch das Unglaubliche. Erzählte man einem Kinde: die Sterne wären goldene Blumen, welche die Engel pflückten, um daraus Sträuße für das Jesuskindlein zu binden, so glaubte das Kind das liebliche Märchen. Eine derartig einfältig gläubige Kinderseele besaß der alte Gelehrte. Aber er glaubte nur das Gute, Schöne, Leuchtende. Hatte es doch lange Zeit gedauert, bis er die falschen Rechnungen der weißen Nachtjacke erkannt und den sittlichen Abgrund, den dieses Kleidungsstück zudeckte. Und selbst nach der Erkenntnis hatte er noch immer heimlich gehofft, er täte seiner großartigen

Römerin unrecht. Was mußte er jetzt erkennen: sein Junge war eifersüchtig auf Minardi! Wenn Marco eifersüchtig war, so mußte er ... Sein Junge und Tante Doras Lellakind! Das wäre — das könnte — Glück und Segen könnte es sein! Glück und Segen für die zwei Jungen und die zwei Alten ... Marco verliebt, verlobt, verheiratet ...

Eigentümlich, daß sich der Professor nur das erste vorstellen konnte: nur verliebt vermochte er sich seinen Jungen zu denken. Aber nur ein liebender Mann durfte Tante Doras holdseliges Pflegetöchterlein als glückliche Gattin heimführen. Wie aber, wenn Lella seinen Jungen ... Unsinn — sie war ja noch ein Kind! Er ließ sich wahrhaftig von Marcos Delirium anstecken. Es war höchste Zeit, zur Besinnung zu kommen und den Kaffee zu brauen. Dabei wollten sie dann plaudern, nicht phantasieren.

„Du sagtest mir noch immer nicht, weshalb Du aus der Argentina so früh zurückkamst?"

„Richtig, weshalb eigentlich? Und das so plötzlich, inmitten all der Lustbarkeit... Plötzlich kam mir zum Bewußtsein, daß ich in die illustre Gesellschaft gar nicht hineingehörte, daß ich ein Eindringling wäre, daß ich mit diesen Damen und Herren nichts gemein hätte, daß meine vornehme Tänzerin, wenn sie gewußt ... Die Vicetta hätte ebensogut dabei sein dürfen wie ich ... Jetzt rede ich wieder Unsinn! Dein Kaffee ist ja Extrakt! Ich werde diese Nacht kein Auge zutun können. Du mußt mich bis zum Morgen aushalten, bis in den hellen Tag hinein. Denn ich will bei Dir bleiben."

Der Buonissimo hatte von allem, was Marco hervorbrachte, nur den Namen des jungen Weibes gehört, dessen schillerndes Bildnis ihm wie ein böser Dämon vor der Seele stand.

„Du sollst den Namen nicht nennen! Auch nicht denken. Jenes Geschöpf unter den Damen der ersten Gesellschaft ... Warum lachst Du? Du sollst nicht so lachen! So häßlich, so —"

„Die Bicetta in der Argentina ... Was für Augen die ‚ersten Damen der Gesellschaft' gemacht hätten, wenn die Bicetta plötzlich mitten unter sie getreten wäre: die Bicetta mit dem strohgelben Haar und den blutroten Lippen im weißen Gesicht. Jede dieser Herzoginnen und Prinzessinnen würde gewußt haben: ‚Das ist eine von jenen, derentwillen unsere Männer uns verlassen; derentwillen sie uns zu treulosen Frauen machen; derentwillen sie zu Narren, Verbrechern, Selbstmördern werden!' Und — ich begreife das ... Jawohl, ja! Ich verstehe, daß ein Mann durch solches Weib zum Ehrlosen und zum Schuft gemacht werden kann, zum —"

Marco verstummte. Sein grauhaariger Freund stand vor ihm, bleich, zitternd, mit verstörtem Gesicht.

„Du sahst die Bicetta?"

„Nein. Soll ich's beschwören?"

„Du weißt, daß ich Dir glaube. Eines ist unmöglich."

„Was ist das?"

„Daß Du mich jemals belügst."

„Es wäre gemein, nicht wahr? ... Siehst Du, wie recht ich habe."

„Recht, worin?"

„Daß Du von Rechts wegen einen Jungen haben müßtest, für den es keine Bicetten gibt; einen Jungen ohne nachtdunkle Stunden und Finsternis in der Seele. Weiß der Himmel — Richard Hille, Du hättest es verdient."

Marco sprach mit tiefer Bewegung, dieses Mal wirklich fühlend, was er sagte. Eigentlich wollte er niemals etwas aussprechen, was er nicht zugleich empfand. Eigentlich haßte er alles Unwahre, fand er nichts so gemein wie die Lüge. Und trotzdem ... Plötzlich sagte er etwas, was zu denken oder gar zu empfinden ihm gar nicht in den Sinn kam; etwas, was zu denken und zu empfinden er gar nicht im stande war. Trotzdem mußte er es sagen! Er erkannte sofort das Unwahre, verachtete sich deshalb, fand sich selbst schändlich und schlecht. Die Lüge tönte

jedoch so schön. Und wenn er sie mit seinem hellen Lachen, seinen leuchtenden Blicken sagte, so beglückte er die Menschen damit. Seine lächelnde und leuchtende Lüge beglückte seinen seelenguten Sor Riccardo, beglückte die alte ehrliche Tante Dora. Sogar Paoluccia verfiel dem Zauber, der von ihm ausging. Er brauchte nur zu wollen und — ‚man mußte ihn lieben!‘ ... Früher hatte er das nicht gewußt, hatte er seine ihm über die Gemüter verliehene Macht nicht gekannt, also nicht benutzt. Früher war er ein besserer Mensch gewesen. Dieses denkend, entsetzte er sich. Wenn das Gedachte wahr sein sollte, so wäre der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ein besserer Mensch gewesen als ‚Richards‘ Junge‘. Wenn das wahr sein sollte, so ... So hätte ihn die rettende Liebe des Guten anstatt besser — schlechter gemacht.

Konnte tiefste Menschengüte und höchste Selbstlosigkeit so schädlich, so schändlich wirken? Konnte sie fluchen, statt zu segnen?

Wenn das möglich sein sollte, so — wäre es auch möglich, daß Richards Junge der Vicetta willen aus dem Leben mußte.

XV

„Lebe wohl, Sor Riccardo!“

„Du willst ausgehen?“

„Es ist die höchste Zeit.“

„Du schliefst die Nacht keine Stunde, mußt also zum Umsinken matt sein, kannst heute unmöglich arbeiten.“

„Ich will Minardi besuchen.“

„Das ist recht. Du warst ja wohl noch niemals bei ihm? Dich wird er in sein Mausoleum einlassen. Es wird für Dich ein großer Augenblick sein.“

„Welcher Idealist Du doch bist! ‚Ein großer Augenblick ...‘ Nur Du kannst so etwas denken und sagen.“

„Das wäre schlimm.“

„Also, noch einmal: lebe wohl. Grüße das Nymphlein von mir. Es wäre ein rechtes Hexlein — ließ' ich ihm sagen.“

„Ach, Marco, welchen Unsinn schwatztest Du die Nacht zusammen!“

„Daran trug Dein Mokka schuld. Er war so mächtig, daß er mir zu Kopf stieg.“

„Du wirst heute mittag pünktlich sein? Bitte, sei es.“

Sor Riccardo mußte Marco seine Bitte nachrufen, die Treppe hinunter. Plötzlich war dieser zum Zimmer hinaus, nachdem er den Alten in seine Arme gerissen, an seine Brust gedrückt und ihm mit einem langen leuchtenden Blick in die Augen geschaut hatte; vielmehr in die Brillengläser, die Sor Riccardo sogleich abnehmen und heftig putzen mußte. Der jähe Gefühlsausbruch seines Jungen hatte ihn halb erschreckt, halb beglückt und sehr gerührt. Gab es wohl einen zweiten so sonderbaren Menschen? Gestern das schrille häßliche Lachen und heute dieser Glanz in seinen Augen und auf seinem Gesicht!

Inzwischen hatte Marco es eilig, in die Via Pontefici und zum Mausoleum des Augustus zu kommen. Trotzdem hatte er heute Augen für alles, heute Dinge sehend, die ihm früher nie aufgefallen waren. Dabei war es ein Märzmorgen, wie — um mit Tante Dora und Sor Riccardo zu reden — auf der ganzen Welt nur in Rom möglich war; denn nur in Rom gab es solchen Sonnenschein und Frühlingsglanz; nur in Rom solches festliches, dithyrambisch gehobenes Daseinsgefühl: „Leben! Leben!" Selbst der wüste Straßenlärm, das Geschrei der umherziehenden Verkäufer, das Drängen und Hasten von Römern und Fremden besaß heute für den jungen Mann etwas Freudiges; denn es war: „Leben! Leben!" Er, der so jung sterben wollte, hatte bis zu diesem Morgen gar nicht gewußt, daß er mit allen Fasern am Dasein hing.

Er ging durch die Via Sistina, einige sabinische Modelle einholend, welche sich in die Villa Medici zu den Franzosen begaben, ein bunt aufgeputztes braunes Völklein, harmlos und heiter. Die Herren aus Frankreich, die in dem Gartenpalast der Mediceer gleich Königen lebten, hatten die Schönsten für sich sozusagen in Lohn und Brot genommen. Aber von den reich zahlenden Franzosen fort wäre die Allerschönste ohne weiteres zu Marco übergegangen, der allen bekannt war. Die hübschen Mädchen begrüßten den Jüngling mit der diesen Naturkindern eigenen Anmut, ihn einladend, heute nachmittag auf die spanische Treppe zu kommen, um mit ihnen den Saltarello zu tanzen: es sei heute der ‚letzte Tag'.

Der letzte Tag!

Heute abend die ‚moccoli'; morgen — Aschermittwoch.

Zu Asche ward eben alles . . .

„Kommen Sie und tanzen mit uns!"

„Da heute der letzte Tag ist, so komm' ich."

Er eilte lachend an den Lebenden vorüber, sich als Sterbenden fühlend. Denn immer fester stand es bei ihm, daß der Herzog ihn im Zweikampf töten würde: ‚der Vicetta willen'!

Sie aber lebte weiter, weiter Unheil wirkend, weiter Seelen vergiftend, weiter moralischen Totschlag verübend, weiter Ehrlose und Unglückliche, Mörder und Selbstmörder machend.

Bevor er den Pistolen oder dem Degen des Herzogs sich stellte, hätte er zur Vicetta gehen und — von ihr noch einmal sich küssen lassen sollen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die spanische Treppe stieg er hinunter. Sie erhob sich im Morgensonnenglanz aus einem Blumenhügel von Anemonen und Iris, Rosen und Nelken, Tazetten und Heliotrop. Und welche Veilchenmassen! Ein Veilchenfrühling, hoch aufgehäuft: Veilchen von Tusculum! Marco kaufte einen Strauß, drückte sein Gesicht hinein, sog den Wohlgeruch mit einem tiefen Atemzuge ein und warf die Blumen fort.

Jetzt durch die Via Condotti; dann rechts den Korso hinunter, in dem für die letzten Faschingstage Fenster und Balkons besonders prunkvoll geschmückt waren, goldgelber Sand gestreut wurde und bereits am Vormittag einzelne Masken schwärmten: beim Scheine des Lenzmorgens recht armselige Narren, die sich mittels ihrer Schellenkappen einige Stunden über ihr vielleicht noch traurigeres Leben hinweglügen wollten. Marco war froh, als er in die stille Gasse einbog, darin, in hohe düstere Häuser eingebaut, mit bloßgelegten antiken Fundamenten, Mauern und Wölbungen, das Grabmal des großen und glücklichen Kaisers lag, gegenwärtig die Werkstätte eines großen und unglücklichen Künstlers.

Dem cyklopischen Gehilfen, der jedem den Eintritt zu seinem Herrn verwehrte, sich kecklich als Schüler des Meisters vorstellend, erzwang Marco, daß er Minardi gemeldet wurde: er müsse ihn in einer dringenden Angelegenheit sprechen!

Er wurde angenommen.

Ein wirklicher Zirkus! Gleich einer gewaltigen kreis-

runden Bretterbude, bis hoch hinauf Bogen und Sitzreihen; der ganze Raum teils ausgemalt, teils tapeziert, in echt römischem Geschmack widersinnig bunt, so unkünstlerisch und häßlich wie möglich. Und in dieser theatralischen Umgebung das Reiterstandbild des königlichen Savoyarden, dem die Krone des geeinigten Italiens auf das Haupt gesetzt worden war.

Trotz seiner Erregung hatte Marco bei seinem Eintritt nur Sinn und Auge für die Statue: des Meisters letzter Entwurf! Mitten in der Arena, an der Stelle, wo der Sarkophag des Augustus gestanden hatte, wo der Leichnam des letzten Volkstribunen verbrannt worden war, inmitten des vergilbten, abfallenden, kläglichen Aufputzes der kolossale Abguß in der unbarmherzigen Weiße des Gipses.

Wie ein Titan hielt der Viktor Emanuel des Aristide Minardi triumphierenden Einzug in seine Hauptstadt: ein von den Toten erstandener Imperator des alten Römerreichs! Denn der Künstler hatte in seinem ersten König von Italien den Kolossalgedanken des römischen Imperiums wieder aufleben lassen.

Minardis letzter in dem Grabmal des Augustus entstandener Viktor Emanuel war nicht der ‚Re Galantuomo‘, sondern ein Völkerunterwerfer, ein Weltbeherrscher, ein — Kaiser Augustus!

Während Marco schweigend vor dem Werke stand, mußte er denken: ‚Nie und nimmer wird dieser Entwurf für das Nationaldenkmal ausgeführt! Er ist zu groß, zu gewaltig, zu imperatorisch. Er wird abgelehnt. Dieser letzte Entwurf Aristide Minardis wird sein allerletzter sein; denn die Ablehnung seines Werkes ist des Künstlers Todesurteil, vom römischen Senat unterzeichnet.‘

Wie kühl der Jüngling das Furchtbare dachte. Was war's nur mit ihm? Zu welcher Gattung von Mensch gehörte er eigentlich? Anstatt bis ins Innerste erschüttert zu sein, blieb er durchaus gelassen, fast gleichgültig. War er denn selbst ein Künstler? ... Wäre er es, so hätte die Tragik eines derartigen Künstlergeschicks seine

Seele wie mit Geierkrallen packen müssen. Dabei fühlte er die ganze Bedeutung des bereits jetzt einem sicheren Untergange geweihten Werkes: in Marmor oder Erz ausgeführt, würde es in dem neuen Italien an monumentaler Größe nicht seinesgleichen haben! Trotzdem konnte er bei dem Gedanken an das Schicksal des Meisterwerks kühl bis ans Herz bleiben? Und das in Gegenwart des Künstlers, für den sein Reiterstandbild nicht unsterblichen Ruhm — daran dachte dieser Mann nicht —, wohl aber Sein oder Nichtsein seines unsterblichen Schöpfergeistes bedeutete. Sich selbst beobachtend und sich selbst erkennend, reflektierte Marco: „Ich bin und bleibe meines Vaters Sohn: ein Mensch, der nie und nimmer ‚Richards Junge‘ wird. Damals wollte ich meiner Mutter willen in den Tod gehen, und jetzt geschieht es vielleicht der Vicetta willen. Wie ich nun einmal bin und bleibe, wäre das für mich auch jetzt noch das beste. Nur noch einmal küssen hätte sie mich vorher müssen!“

Seltsam, daß diese Vorstellung sich seiner immer leidenschaftlicher bemächtigte. Hatte er sie nicht gestern in der Ballnacht mit Widerwillen von sich gestoßen, als sie ihn auf der Straße umfassen wollte? Konnte der Mensch Abscheu und Sehnsucht zugleich fühlen? Sehnsucht wonach? Lag die seine im Wesen des Mannes überhaupt begründet oder war nur er so unedel geartet? ... Auch diese Gedankenfolge vor dem Abguß von Minardis großem Werke!

Erst nach einiger Zeit sprach der Künstler den jungen Mann an. Er tat es, von Marco abgewendet, die Worte hastig hervorstoßend, jedes Wort gleichsam sich abringend: „Sagen Sie mir nichts darüber! Ich sehe, Sie verstehen mich. Das freut mich. Aber darüber sprechen hören kann ich nicht. Es wird früh genug geschehen, daß ich's hören muß. Und dann welches Geschwätz! Das wird eine bittere Stunde werden.“

Marco antwortete nicht; er dachte: ‚Deine Sterbestunde.‘

Jetzt wandte sich Minardi seinem Besuche zu. Miene und Stimme waren verwandelt, als er sich erkundigte: „Was führt Sie zu mir? Es muß etwas Ernstliches sein, da Sie sich sonst nicht in die Höhle des Löwen wagen würden. Mit den guten alten Leuten ist doch nichts vorgefallen? Das sind Kinderseelen, also reine und gute Menschen, die nicht in unsere Welt gehören. So wenig wie ich, obgleich ich kein guter und reiner Mensch bin: kein solch altes graues Kind ... Da rede ich von mir selbst und kann es doch nicht ausstehen. Sprechen wir von Ihnen! Sie passen in unsere Welt, in unsere Zeit, unsere Menschheit. Sie sind der rechte Mann dafür! Das soll keine Beleidigung sein. Eher Neid... Entschuldigen Sie. Ihr Besuch hat mich etwas erregt. Ich sehe hier, wie Sie wissen, niemand ... Dem holden Kinde ist doch nichts geschehen?"

Da war es heraus! Trotz seiner Verstörung mußte Marco ein Lächeln unterdrücken. Also hatte er recht beobachtet, und die Wirklichkeit kam seiner nächtlichen Phantasie nahe. Was würden die zu Hause dazu sagen? In möglichst leichtem Tone erwiderte er dem Erregten: „Sie meinen Lella? Paoluccias Töchterlein ist durchaus nichts geschehen."

„Ich glaubte wahrhaftig. Sie erschienen mir sonderbar. Umso besser, wenn etwas anderes Sie zu mir führt ... Das ist ein wonniges Wesen! Alle guten Geister des Lebens wollen es in ihren Schutz nehmen. Grüßen Sie die guten Leute von mir und sagen Sie ihnen, daß jener Abend neulich ... Es war für mich etwas ganz Ungewohntes. Sie können das nicht verstehen: jung und glücklich wie Sie sind, geliebt wie Sie werden. Solche Familie zu haben ist Lebensreichtum. Mehr als das: es ist ein Talisman gegen das Schlechte im Leben."

„Für mich ist es überdies eine Wahlfamilie."

„Sie wählten weise."

„O ja ... Verehrter Meister —"

„Nennen Sie mich nicht so!"

„Also einfach: Aristide Minardi, Sie müssen mir helfen!“

„Worin? Sind Sie verliebt? In die kleine Lella? Und ich soll Ihnen helfen? Ich!“

Wiederum hatte er sich abgewendet und so erregt gesprochen, daß es dieses Mal Betroffenheit war, was Marco stumm machte. Auch Minardi schwieg.

Nach einer langen Weile sagte er einfach: „Verfügen Sie über mich.“ Er sah dem jungen Manne ins Gesicht, die wenigen Worte vollkommen ruhig und mit einem gütigen Lächeln sprechend.

Eigentlich hätte Marco davon ergriffen sein müssen. Er entgegnete jedoch nur: „Regen Sie sich deswegen nicht auf: nicht wegen der kleinen Lella und meiner Wenigkeit, diese in Zusammenhang mit dem Hexlein gebracht. Denn ein solches ist Paoluccias Töchterchen.“

Seine Augen auf sein Werk gerichtet, sagte der Künstler leise und wie zu sich selber redend: „Es geht ein Zauber aus von dem Kinde: der Zauber des Unberührten, des Unberührbaren. Glücklich der Mann, der dieses Kindes Schützer und Hüter sein darf. Er würde die Krone des Lebens empfangen.“ Sich gewaltsam zusammennehmend, von neuem mit seinem stillen Blick und wehmütigen Lächeln zu Marco: „Übrigens wäre es nur natürlich, wenn Sie und das liebe Mädchen... Denn zwei so junge schöne Menschenkinder! Ich würde sie Ihnen gönnen. Aber nur dann, wenn Sie reines Herzens sind. Hören Sie wohl? Nur dann!“

Gleich bei den ersten Worten Minardis hatte Marco gelächelt. Das tat er noch immer. Aber er hatte dabei seinen leeren Blick, der seinem schönen Gesicht solchen steinernen Ausdruck gab. Während er dem Künstler lächelnd zuhörte, regte sich in ihm etwas Feindseliges gegen diesen Mann, der solche ernsten Worte in so starker und zugleich so schlichter Weise zu ihm sprach. Dabei merkte er Minardi den Kampf und die Qual an, die es ihn kostete, auszusprechen, daß er einem anderen Manne jene ‚Lebenskrone‘ gönne.

Da standen sie nun und sprachen von Dingen, die

Marco kaum etwas angingen, wo es sich doch für ihn um Leben und Tod handelte. Mochte Aristide Minardi die Lebenskrone empfangen! Er wäre mit den Rosen des Lebens zufrieden gewesen: mit den roten, glühenden, berauschend duftenden...

„Hören Sie, Herr Minardi! Ich muß mich schießen. Verstehen Sie: ich muß. Und ich habe niemand. Wenigstens niemand, auf den ich etwas gebe, der mir in der Sache helfen kann. Denn meinem guten Sor Riccardo würde bei der bloßen Vorstellung: seinem Jungen könnte in einem Zweikampf ein Unglück geschehen, das Herz brechen."

Für Marco war der Tag, der sein letzter sein konnte, ein Tag der Erkenntnis. Noch gestern nacht hatte er bei dem Gedanken an den guten Alten — falls ihm etwas Menschliches geschehen sollte — sein Herz schmerzlich pochen fühlen; zu Minardi von dieser Möglichkeit sprechend, blieb er für das Unglück Richard Hilles so unempfindlich, wie vorhin bei der Betrachtung von dem Schicksal des Künstlers. Minardis Gesicht nahm bei Marcos Mitteilung plötzlich den Ausdruck abweisender Strenge an: „Erzählen Sie den Hergang. Möglichst kurz."

Marco erzählte. Er schilderte die Sache wie eine Theaterszene, in der er die Heldenrolle agierte. Er spielte das Erlebnis der letzten Nacht, und er spielte prachtvoll, des Zuhörers Beifall erwartend.

Dieser blieb jedoch aus.

„Und deshalb wollen Sie sich mit dem Herrn duellieren?"

„Deshalb muß ich mich jetzt mit dem Herzog schießen oder schlagen. Meine Ehre erfordert das."

„Ihre Ehre?"

„Das wissen Sie selbst."

„Ich weiß, daß ich von Ehre einen anderen Begriff habe; von Mannesehre sowohl wie von Künstlerehre."

Was war das? Ein Hoffnungsstrahl! Denn wenn das Minardis Auffassung von der Sache war... Ein Glück, daß er zu diesem kam, so wenig Sympathie er plötzlich

für ihn fühlte. Wäre er mit der intimen Angelegenheit zu einem seiner eleganten Gesellschaftsbekannten gegangen, so wäre jener feine Herr sicher anderer, ganz anderer Ansicht als der Künstler gewesen. Allerdings sollte Aristide Minardi von umbrischen Bauern abstammen.

Mehr und mehr wurde sich Marco bewußt, daß er sich in der ganzen Affäre durchaus als Kavalier benahm. Er hätte die Beleidigung des Herzogs einfach überhören können. Wenn er die Hand aufs Herz legte und ganz ehrlich sein wollte, so mußte er gestehen, daß der Sohn des Advokaten Luigi Lippi gar nicht so leicht zu beleidigen war — jene Wallung von Empörung hatte ein anderer empfunden: Richard Hilles Junge. Vor Minardi stehend und in dessen plötzlich verfinstertes Gesicht blickend, erkannte Marco heute auch das. Lediglich als Sor Riccardos stolzer und dabei naiver Junge mußte er den vornehmen Beleidiger fordern, über den seines Vaters Sohn nur höhnisch die Achseln gezuckt hätte. Und Marco mußte einsehen, daß ihm seine zweite Seele dieses Mal beinah einen Streich gespielt, der ihm leicht das Leben gekostet hätte. Behielt er es bei dem Abenteuer, so durfte sich Professor Hille bei dem Advokaten Lippi bedanken.

Unwillkürlich aufatmend, fühlte Marco von neuem etwas von der Empfindung dieser Nacht nach seinem Kirchhofsgange; also etwas wie Groll gegen seinen väterlichen Freund, der ihn — ohne sein Wissen und Wollen — beständig in einen Zwiespalt mit seinem eigensten Ich, seinem innersten und wahrsten Menschen brachte. Nicht kavaliermäßig, sondern einfach kindisch hatte er sich in der Argentina benommen, sich geradezu lächerlich gemacht, eine Vorstellung, bei der er die Schamröte in sein Gesicht aufsteigen fühlte; denn es gab nichts so Unwürdiges und Herabsetzendes als Lächerlichkeit! Wirklich ein Glück, daß er sich nicht nur in die Höhle, sondern gleich in den Rachen des Löwen wagte. Ob er nicht — tief im geheimen natürlich — gehofft hatte, Minardi würde für ihn einen Ausweg

finden? Minardis Wort von Künstlerehre begierig aufgreifend, rief er — und wiederum fühlte er, was er sagte: „Sie glauben also noch immer, daß ein Künstler in mir steckt, trotz meiner Unbeständigkeit, Lässigkeit, Faulheit! Ich selbst bin längst an mir verzweifelt. Diese Nacht gelobte ich mir indessen: ‚Kommst Du glücklich aus der Geschichte, behältst Du Dein Leben, so . . .‘ Sie werden sehen, o Sie werden sehen! Als ich herkam, fühlte ich gar keine Hoffnung, hatte ich mit dem Leben bereits abgeschlossen. Ihnen würde ich danken müssen, wenn ich wieder hoffen darf... Eine Schande, daß ich erst heute zur Erkenntnis komme, welch ein unnützes vergeudetes Leben ich führe, wo mir alles zu einem guten und tüchtigen Leben gegeben ward."

Ihm traten Tränen aufrichtiger Reue in die Augen.

In seiner unfreundlichsten Weise, mit seinem verdrossensten Gesicht erkundigte sich Minardi: „Wie heißt der Freund des Herzogs, mit dem ich mich besprechen soll?"

Marco nannte Namen und Wohnung.

„Erwarten Sie mich hier."

Ohne Gruß verließ Minardi seine Werkstatt, den jungen Mann in fiebernder Erregung zurücklassend.

— — — — — — — — — — — — — —

Er würde nicht sterben müssen! Es war so schön zu atmen! Leben, Leben! Von allen Gütern der Welt war diese Göttergabe die köstlichste.

Besonders, wenn man so selig jung war, seine Jugend so fühlte. Ach, und diese Sehnsucht!

Von glühenden Lebensfluten durchdrungen, daß es wie ein Rausch über ihn kam, ging er in dem merkwürdigsten Künstleratelier der Welt ruhelos auf und ab. Er betrachtete von neuem das Monument. Es erschien ihm immer großartiger, immer bewundernswerter. Aber — es blieb ein Viktor Emanuel, der nicht durch Glück und Tapferkeit Italien vereinigt, sondern mit dem Schwerte

in der Hand als ein zweiter Alexander sich Welten erobert hatte. Dieses Denkmal ausgeführt, aufgestellt und den anderen Nationen als das Standbild ihres königlichen Heros gezeigt, hätte die Italiener in den Verdacht von Größenwahn bringen müssen. Die italienische Nation konnte dieses gewaltige Monument des geliebten Piemontesen nicht annehmen; denn es entsprach nicht der nationalen Idee, also nicht dem nationalen Bedürfnis — wie es der erste Entwurf des Künstlers voll und glanzvoll getan. Dieser letzte Königsentwurf Minardis war dessen eigenster Königsgedanke; er war jedoch so unpopulär wie nur möglich. Italien wollte nicht einen gekrönten Übermenschen, sondern wollte seinen Viktor Emanuel haben, wie er inmitten seiner dankbaren Römer vom Kapitol herab — von der Stätte des kapitolinischen Jupitertempels nieder — in seine von ihm geschaffene, ihm zujauchzende Hauptstadt einritt.

In seinem neu erwachten und so machtvoll sich äußernten Lebensdrange sehnte sich Marco nach einer guten Empfindung: er sehnte sich, mit Aristide Minardi Mitleid zu fühlen.

War es denn aber so ganz gewiß, daß die große Enttäuschung, die der Künstler erleben mußte, dessen Vernichtung herbeiführen würde? Das war Richard Hilles und Dora Petersens Meinung: die Meinung zweier Idealisten, die zugleich altmodische Leute waren, welche die Welt durch ihre blaue germanische Gefühlsbrille betrachteten und alle Wesen nach sich selbst beurteilten. Richard Hille wäre an dergleichen zu Grunde gegangen, und das durchaus notwendigerweise und naturgemäß; Aristide Minardi war schließlich Romane — Italiener. Und — Aristide Minardi war ein Verliebter!

Seine tolle Verliebtheit — Richard Hille nannte es seine ‚leidenschaftliche Liebe' — würde dem Manne helfen, den Schlag zu überwinden. Wenn er am Ende nur das Hexlein bekam: der finstere alternde Riesengeist das huschliche hübsche Nymphlein! Und mit diesem Manne sollte Marco Mitleid empfinden?

Er empfand Eifersucht, Neid: Neid auf das gewaltige Werk, das trotzdem ein verfehltes war. Wenn er etwas so Großes, so Unsterbliches schaffen könnte — Qualen wollte er darum leiden, ein Martyrium erdulden; zu Grunde gehen wollte er daran, umkommen in Verkennung, Jammer, Elend, Not...

Die kleine häßliche Eifersucht auf den Liebenden fühlte der Sohn des Advokaten Luigi Lippi; den großen Neid auf den Künstler und sein Werk empfand Richard Hilles Wahlsohn: Eifersucht zog den Menschen in Abgründe hinab, Neid auf etwas Großes konnte ihn zu Alpengipfeln emporheben.

In der Stimmung, in der sich Marco gerade befand, wirkte die Erkenntnis, daß sein Neid auf Minardi eine edlere Regung sei, wie etwas Erlösendes. Zugleich wie ein gutes Omen: wenn er am Leben blieb, würde in ihm auch der Künstler nicht sterben! Und dieser Lebendige sollte gestalten und schaffen. Zunächst den Ikarus als sein eigenes Ich: gehörte er doch trotz allem dem Stamme der Ikariden an.

Aristide Minardi mit der Botschaft, daß er im Glanze der römischen Sonne bleiben durfte, voll leidenschaftlicher Unruhe zurückerwartend, hielt er, um sich zu zerstreuen und zugleich zu beruhigen, nach anderen Werken oder Entwürfen des Künstlers Umschau. Nichts anderes! Nur alle die verschiedenen Skizzen für das Königsdenkmal: eine ganze Galerie von Viktor Emanuels im Kreise des Amphitheaters auf niedrigen Postamenten aufgestellt, in ihrer fahlen Farbe Grabmalen gleich. Es war ein ganzer Kirchhof von toten Hoffnungen. Sie bildeten die Summe eines Künstlerlebens: Gräber, nichts als Gräber in der großen Kaisergruft!

Von einem Gipsbilde zum anderen schreitend, blieb Marco vor jedem betrachtend stehen: ‚Das alles mag groß sein — groß ist es! Aber es ist traurige Größe. Zugleich Qual. Was mag der Mann gelitten haben! Jeder neue Entwurf eine neue Hoffnung. Von jedem neuen Gedanken

bis zur Ekstase begeistert, wie im Delirium die Arbeit beginnend; arbeitend bis zum ersten leisen Zweifel; arbeitend bis zum letzten Zweifel, der kein Zweifel mehr ist: der Künstler glaubt nicht mehr an sein Werk! Das ist dann Verzweiflung. Und diese ist der lebendige Tod des Künstlers im Menschen... Merkwürdig, wie gut ich das verstehen kann: gerade als ob ich von mir selbst spräche... Ich Ähnlichkeit mit Aristide Minardi? Das ist ja Größenwahn!‘

Er wurde von seinen Gedanken so gepackt, daß er laut zu sprechen begann. Die einsame Stimme in dem einstmaligen Mausoleum klang wie Gespensterlaut: „Jede dieser Skizzen ist eine Station auf dem Wege zu einem Martyrium. Dort, das letzte Monument, ist Aristide Minardis Golgatha. An seinem eigenen Denkmal wird man ihn ans Kreuz schlagen. Dann hat er vollbracht.“

Erst jetzt hörte er sich selbst sprechen, erschrak vor dem Klange seiner eigenen Stimme, verstummte, versank von neuem in Grübeleien: ‚Ähnlichkeit sollte ich mit diesem Manne haben? Ich will nicht! Die Kunst dieses Mannes ist eine trostlose Kunst. Kunst muß glückselig sein; denn sie muß beglücken: die Menschheit und den Künstler! Ein Künstler muß Glanz um sich verbreiten, muß daher selbst in eitel Sonnenschein wandeln. Höchste Daseinslust muß sein Leben atmen. Was aber ist höchste Daseinslust? Schönheit! ... Wenn ich aus diesem Abenteuer glücklich davonkomme — und ich komme sicher davon! — so will ich nach diesem Evangelium leben. Das schwöre ich, hier vor dem letzten Werke Aristide Minardis... Ich bin doch ein seltsamer Kauz! Jetzt bin ich bewegt, geradezu ergriffen; jetzt bin ich wieder einmal ‚Richards Junge‘... Im Grunde genommen bin ich es gern... Was ist das nur mit mir?‘

Über seine Züge flog jenes verklärende Leuchten, das dieses junge Menschenantlitz zum ersten Male verschönt hatte, als Marco Lippi Richards Junge geworden war; und seine Augen bekamen einen lebendigen seelen-

vollen Blick. Er hatte vollständig vergessen, daß er noch vor ganz kurzem mit dem Leben abgeschlossen, sich als Sohn seines sittlich verseuchten Vaters gefühlt und dem Gelehrten bitter gegrollt hatte, weil dessen Wahlsohn meinte: durch Richard Hille eine zweite Seele empfangen zu haben, die er gar nicht brauchen konnte, gar nicht besitzen wollte; die ihm in den meisten Fällen sogar höchst unangenehm und unbequem war. Denn sie störte ihm allen Genuß — was er Genuß nannte — zog ihn von allen Freuden ab, beunruhigte und quälte ihn.

Aber noch einmal gelobte er laut und feierlich: „Mein Leben soll Schönheit sein!"

— — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich entdeckte er in einem Winkel auf einem Podest etwas in feuchte Tücher Gehülltes: eine neue Arbeit Minardis! Vielleicht hatte der Meister daran noch gearbeitet, als Marco ihm gemeldet wurde. Die Tücher schienen in Eile um den Ton geschlagen und der Podest aus dem vollen Lichte des Zirkus hinter einen Pfeiler gerückt worden zu sein.

Sollte es ein allerneuester — allerletzter Königsentwurf sein?

Marco spähte nach dem Gehilfen, fand sich in dem weiten Raum allein, eilte auf den geheimnisvollen Gegenstand zu, hob vorsichtig, als beginge er ein Sakrileg, die Hülle, erstickte einen Ausruf ... Kein Viktor Emanuel! Eine neue Arbeit!

Ein erstes neues Werk seit vielen Jahren, vielen Werken.

Es war die Skizze zu einer Gruppe von drei Gestalten. Aber bereits in den ersten Umrissen besaßen die Gesichter einen Anflug von Porträtähnlichkeit.

Auf jäh abfallendem Felsengipfel zwei schlanke jugendliche Gestalten: Jüngling und Jungfrau, beide unbekleidet, beide sich nicht bewußt ihrer hüllenlosen Schönheit, die Vollkommenheit war, hellenische Menschenherrlichkeit.

Das Mädchen half dem jungen Manne ein Flügelpaar anlegen. Es waren die Fittiche eines Adlers.

Ein Ikarus also!

Der nach Sonnennähe sich Sehnende sah nicht mehr die Erde, die er hinter sich ließ; sah von der Welt nur den Himmel, zu dem er auf Adlersfittichen emporsteigen wollte — zu dem das reizende Kind dem kühnen Knaben emporhalf, voll heiligster Zuversicht, der Geliebte könnte den Sonnenflug wagen.

Ikarus war Marco, Richard Hilles junger Wahlsohn; die glaubensvoll Hilfreiche war Lella, Paoluccias holdseliges Töchterlein.

Aber die dritte Gestalt!

Ein gealterter Mann, vielleicht der kunstreiche Gehilfe des Dädalus.

Immerhin ein armseliger, mühseliger Knecht, der dem Jüngling das Flügelpaar hatte bilden helfen.

Er stand tiefer als die beiden und schaute zu den jugendschönen Gestalten empor mit einem Ausdruck —

Der Gealterte liebte das reizende Kind; er wußte, daß er dem armen Knaben sterben half und — er ließ es geschehen!

Geschehen ließ Aristide Minardi den Todessturz des Ikariden...

Welche Meisterschaft der Komposition, welche ewige Schönheit der jungen Gestalten! Unsterblichkeit war's.

Marco stand vor dem enthüllten Bildnis und fühlte, wie sein Gesicht sich verzerrte, wie in seiner Seele etwas auflebte, was sie seinem Antlitz gleich machte.

Zugleich mußte er bewundern, verehren. Diese Gruppe würde, ward sie vollendet, Minardis Namen zu dem des größten Bildhauers Italiens machen. Nicht jener großartige Viktor Emanuel war des Meisters Meisterwerk, sondern dieser Ikarus. Sein Lebenswerk war's.

Die italienische Nation konnte den ‚allerletzten' Ent-

wurf des Reiterstandbildes getrost verwerfen: Aristide Minardi würde ein neues Werk schaffen, ein noch herrlicheres.

— — — — — — — — — — — — — —

Marco stand noch, betrachtete noch, hörte Minardi zurückkehren, hörte ihn in dem das Mausoleum umlaufenden Gange mit dem Gehilfen reden. Seine erste Regung war, die Skizze schnell zu umhüllen. Aber er ließ den bereits erhobenen Arm wieder sinken, trat von dem entschleierten Geheimnis der Seele Aristide Minardis zurück und ging dem Eintretenden langsam entgegen.

In derselben herben Art, mit welcher der Bildhauer die Mitteilung von Marcos Abenteuer aufnahm, kündigte er diesem den Erfolg seines Ganges an: „Ihre Angelegenheit ist geordnet. Ich habe Ihnen auszurichten, daß der Herzog seine Äußerung über Sie bedauert. Übrigens soll der Herr, wie sein Freund versichert, die betreffende Dame gestern Abend zum ersten Male gesehen, sie zufällig auf der Redoute getroffen haben. Nicht einmal ihren Namen soll der Herzog wissen."

Marco rief erglühend: „Das ist von dem Herrn gelogen!"

Der Mann, der von Bauern abstammen sollte, bemerkte mit tiefem Ernst: „Ich glaube, Sie täuschen sich. Lumpen können solche Herren sein, Lügner sind sie nicht. Weshalb sollte der Herzog gelogen haben? Um die Bekanntschaft mit einer Hetäre zu leugnen?"

Leidenschaftlich entgegnete Marco: „Er muß gelogen haben! Wie käme sie zu der Toilette, wie überhaupt auf das Fest? Die Vicetta! Aber Sie wissen ja nicht, wer sie ist, was sie ist. Es ist für Sie auch nicht notwendig, das zu wissen. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig. Sehen Sie, was ich dankbarer Mensch inzwischen tat!"

Er deutete auf die enthüllte Gruppe.

„Das hätten Sie nicht tun sollen."

Minardi sagte es ohne die leiseste Regung eines Vorwurfs leise und traurig. Miene und Ton reizten Marco.

Mit dem Trotz, der bisweilen über ihn kam und der dann dem jungen Menschen etwas Erstarrtes, gleichsam Versteinertes gab, rief er: „Das hätte ich freilich nicht tun sollen. Es war unanständig von mir. Dennoch tat ich's. Ich bereue es nicht, bitte Sie also auch nicht um Verzeihung — obwohl ich Ihnen Großes zu danken habe . . . Wissen Sie, was Sie taten: Sie, Aristide Minardi! Sie nahmen mir meinen Ikarusgedanken."

„Demnach hätte ich Sie bestohlen, hätte mir Ihr geistiges Eigentum angeeignet. . . Das ist allerdings etwas Hinterlistigeres und Schändlicheres, als hätte ich Sie hinterrücks überfallen."

Er machte die Selbstanklage mit unverändert leiser Stimme und traurigem Ausdruck, Marco unverwandt anblickend. Dieser entgegnete:

„Sie brauchen gegen sich harte Ausdrücke. Was soll ich Ihnen sagen? Denn ich verehre, ich bewundere Sie! Aber — Sie sahen damals meinen Ikarus; mein Ikarus gab Ihnen die Idee zu dem Ihren. Und — und die kleine Lella gab sie Ihnen . . . Ich wollte jetzt meinen Ikarus schaffen: lebensgroß, in Marmor. Nun ich durch Sie aus der häßlichen Sache herauskam, wollte ich arbeiten, arbeiten. Mein Ikarus sollte meine Hoffnung sein, meine Zukunft. Ich wollte mich selbst in ihm darstellen: meine Sehnsucht nach den Höhen des Lebens, den Sonnenflug meiner Seele. Jetzt sah ich Ihre Skizze: es ist ein Meisterwerk. Was soll ich jetzt tun? Meine Figur aufgeben, meinen Ikarus zerstören. Sie werden daher begreifen . . ."

„Ich begreife."

Minardi ging auf seine Gruppe zu, wohin Marco ihm schweigend folgte. Vor seinem Ikarus stehend, sagte der Meister: „Seit zwanzig Jahren das erste, was nicht ein Viktor Emanuel ist. Wie ich dazu kam? Durch Sie! Sie haben also mit Ihrer Anklage recht. Aber — sehen Sie! Sehen Sie den Unglücklichen dort unten, der zu den beiden emporsieht: zu den zwei Glücklichen. Denn das sind sie, obgleich der eine von ihnen

bereits in den nächsten Augenblicken zerschmettert sein wird. Jenen Dritten nenne ich einen Unglücklichen, weil er den Jüngling nicht zurückhält zu fliegen, zu stürzen. Ein Unglücklicher ist er, weil er noch immer kein Entsagender ist. Er liebt. Sehen Sie ihn an! Was hat dieser Mann mit Liebe zu schaffen; mit Glück und allem, was andere Menschen besitzen? Längst hätte er mit allem fertig sein müssen. Er war es auch; da plötzlich... Aber Sie sehen es ja: dort das liebliche Kind! Und es packte den Mann. Ein Gott war's, eine Macht von oben herab. Trotzdem muß er entsagen. Da phantasiert er sich diese Gruppe zusammen, damit er es vor seinen Augen sehe: die Jugend, die Schönheit der anderen und sein eigenes beginnendes Alter, welches den beiden ihre Jugend und Schönheit, ihre Liebe und ihr Glück nicht gönnt... Schaffen Sie Ihren Ikarus! Der meine hat seinen Zweck erfüllt; denn er hat meine Seele befreit. Und so — Sehen Sie!"

Und mit einem starken Stoß warf Aristide Minardi seine unsterbliche Schöpfung vom Podest herab.

XVI

Richard Hille war glückselig: sein Junge arbeitete! Nicht nur in seinem Atelier, in Villa Strohl-Fern, sondern auch in einem der vielen Aktsäle; war überhaupt seit einiger Zeit, seit jener Faschingsdienstagnacht, sein ‚guter Junge‘.

Er stand nicht erst gegen Mittag auf, machte nicht eine volle Stunde Toilette, sondern war bereits um zehn Uhr — was für ihn die erste Frühe bedeutete — in seiner Villa fuori Porta del Popolo, wo im dunklen Lorbeer die Rosen glühten, der Laurustinus als weiße Blütenmauer leuchtete und die Nachtigallen endlose Liebeslieder schluchzten. Pünktlich erschien er zum späten Pranzo, so daß Risotto und Makkaroni in Vollendung auf den Tisch kamen, schlürfte im Schoße seiner Wahlfamilie auf Tante Doras Terrasse — sie war wieder ein in hohen Lüften schwebender Semiramisgarten — den köstlich duftenden ‚Schwarzen‘, stürzte auch nachher nicht sogleich fort, sondern gesellte sich gewöhnlich Sor Riccardo bei, um mit dem alten Hellenen über ‚Antike‘ und ‚Moderne‘ zu debattieren. Des weiteren besaß er die Güte — als solche empfand es sein ehrwürdiger Mentor — nach seinem regelmäßig zwei bis drei Stunden währenden fleißigen Aktzeichnen mit den drei Damen in der Abendkühle spazieren zu gehen, was seit Monaten nicht geschehen war. Nur Sora Paoluccia fiel es auf, daß der feine junge Herr bei diesen Ausgängen vermied, sich mit seiner nicht gerade fashionablen Gesellschaft auf dem Pincio oder im Korso zu zeigen, und Wege einschlug, auf denen er sicher war, keinem seiner eleganten Bekannten zu begegnen. Aber Sora Paoluccias Augen sahen andere und wichtigere Dinge, um jener kleinen

Menschlichkeit des Lieblings der beiden vereinigten Haushaltungen besondere Beachtung zu schenken.

Nach der Cena ging Marco aus, nachdem er noch eine Stunde mit den Freunden verschwatzt hatte. Er war bei diesen späten Plaudereien so unwiderstehlich liebenswürdig, so ausgelassen heiter, daß es in dem kleinen Kreise, wenn er gegangen war, still und langweilig wurde, so sehr Tante Dora sich bemühte, die Lücke auszufüllen und Behaglichkeit zu verbreiten, in welcher Lebenskunst sie ebenso groß war wie im Erzählen. Sie mußte jedoch die Entdeckung machen, daß Sie wirkungsvoller erzählte, wenn der Jüngling zuhörte und sein sonniges Lachen durch die Blumen beider Terrassen tönte. Diese Erkenntnis verursachte der alten Dame große Bestürzung. Sie klagte dem Freunde: „Er hält alle am Bändel, Ihr Junge! Das ist ein Unglück für uns und für ihn. Denn es kann für ihn nicht gut sein, zu wissen, daß er mit den Menschen anfangen darf, was er will — selbstverständlich nur mit solchen Menschen, die ihn lieb haben. Er wird noch vielen Unglück bringen, was für einen feinfühligen und edlen Menschen schrecklich sein muß."

Der Professor rief triumphierend: „Sie geben also zu, daß er durch und durch ein edler und feiner Mensch ist?"

„Ich gebe zu, daß von ihm ein Zauber ausgeht, dem viele verfallen werden: zu ihrem Unheil verfallen. Im übrigen müssen Sie unerschütterlich daran glauben, daß er durch und durch ein feiner edler Mensch ist, ein Adelsmensch. Sie müssen ihm Ihren Glauben an ihn so stark wie nur möglich einflößen; denn Ihr Glaube an ihn muß ihm helfen, der feine und edle Mensch, den Sie in ihm sehen, zu werden. Sie müssen ihn dahin bringen, daß er bei allem, was er denkt und tut, die Empfindung hat: Sor Riccardo hält dich für einen Adelsmenschen; handle also danach."

Voll gespannter Aufmerksamkeit zuhörend, forschte der Gelehrte schüchtern, fast ängstlich: „Sie meinen wirklich, daß ihm das helfen könnte? Es wäre herrlich! Herrlich für mich. Sie sind so klug, Sie werden gewiß recht haben.

Übrigens denke ich von ihm nur das Beste, Edelste, Adligste. Wie schrecklich für mich, wenn ich das nicht denken dürfte!"

Mit jenem tiefen Ernst, der wie Strenge erschien, stimmte die alte Dame bei: „Es würde für Sie Vernichtung sein. Und kein Mensch würde Ihnen helfen können! Weder ich mit aller meiner Freundschaft, noch Sie sich selbst. Ist Ihnen nicht aufgefallen —"

„Sie dürfen nicht solche Gedanken haben! Sie begehen damit gegen Marco ein Unrecht."

Tante Dora wiederholte ihren Satz, darin der Professor sie aufgeregt unterbrochen hatte, mit unveränderter Miene zu Ende sprechend: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Ihr Junge etwas gegen meine Kleine zu haben scheint und daß das Kind darunter leidet? Was kann es nur sein? ... Sie machen ein Gesicht, als ob Sie's wüßten?"

Aber Richard Hille log: „Nichts weiß ich. Verstehe auch nicht, was Ihnen an seinem Benehmen auffallen könnte. Marco ist eben doch schon ein junger Mensch und Ihre Lella schließlich noch ein Kind. Da weiß denn der große Junge nichts mit der Kleinen anzufangen, was diese wohl ein wenig kränken mag. Hat sie sich bei Ihnen über Marco beklagt?"

„Mit keinem Wort. Was denken Sie? Sie sind ja ein ganz miserabler Menschenkenner!"

Kleinlaut gestand der Professor, daß er gerade kein großer Psychologe wäre und daß er sich bisweilen irrte. Was aber hatte diese Eigenschaft mit seiner harmlosen Frage zu tun?

Tante Dora bedeutete ihm voller Strenge: „Nicht einmal das Kind kennen Sie! Lella etwas sagen? Sie sich beklagen? Über den jungen Herrn! Ich glaube, eher stürbe sie. Es ist nämlich ein sonderbares Geschöpf."

„Eine Elfe."

„Ach was! Gehen Sie mir mit Ihren poetischen Namen. Es ist ein echtes Menschenwesen. Wenn ich nur wüßte, ob meine Paoluccia ebenso schlecht sieht wie Sie?"

„Sie meinen, ob auch Ihrer Getreuen auffällt, daß —“

Tante Dora ging in ihrem Atelier, von dessen Wänden alle die rosigen Kindergesichter auf sie herablächelten, unruhig auf und ab. Nachdenklich meinte sie: „Auch aus Paolucc' werde ich nicht recht klug. Stellen Sie sich vor, daß sie mich neulich bat: ich sollte ihr die Geschichte ihrer Mutter erzählen. Alles sollte ich ihr von dem verrückten schlechten Weibe erzählen.“

„Und ‚alles‘ erzählten Sie?“

„Ich mußte es tun. Sie gab nicht eher Ruhe. Gott sei Dank, ist Paoluccia nicht das Kind ihrer Mutter: kein verrücktes schlechtes Weib aus Liebe zu einem Manne ... Stellen Sie sich vor, Professor! Fragte sie mich doch: ob ich nicht fände, daß Klein-Lella in ihren Augen etwas hätte, was an ihre Mutter erinnerte? Solche Dummheit! Denn erstens hat meine Paoluccia ihre Mutter so gut wie gar nicht gekannt; und zweitens — das Lella-Kind etwas in ihren süßen Augen von dem wilden Weibe, welches sein Kind bei einer wildfremden Frau läßt, um seinem Schatz nachzulaufen. Ich war ernstlich böse.“

„Sie böse auf Ihre Paoluccia?“

„Ganz unglaublich! Es geschehen immer noch Wunder.“

Und Tante Dora lachte sich selbst aus. Etwas gezwungen stimmte Richard Hille in ihre Fröhlichkeit ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Marco nach der Cena noch in der Familie blieb, darin eine Weile noch aushielt, so bekam seine Lustigkeit jedesmal sehr bald etwas Lautes und Aufgeregtes. Er zwang sich zu bleiben, zwang sich harmlos und heiter zu sein und konnte den Zwang nur ertragen, indem er sich selber erregte. Er besaß dafür ein erstaunliches Talent, das ihm große Freude machte und das er daher oft ausübte; vollends als er merkte, er sei in solcher Laune am liebenswürdigsten, am ‚bezauberndsten‘. Sich künstlich in die Stimmung versetzend, die ihm gerade am wirkungsvollsten erschien, wußte er auch die anderen

hineinzureißen, den Augenblick mit echter Künstlerfreude an seinem Werke ‚genießend‘. Er genoß sich dann selbst. An diesen Frühlingsabenden — sie waren ein einziger römischer Frühlingsrausch — hatten Marcos Stimmungen etwas Fieberndes. Plötzlich ertrug er's dann nicht länger. Er brach ein angeregtes Gespräch mit dem Gelehrten, einen lustigen Disput mit Tante Dora, eine Neckerei mit Paoluccia plötzlich ab, sprang auf, eilte mit flüchtigem Gruße davon.

Heute abend kam er noch einmal zurück, atemlos von der steilen Treppe, die er wieder heraufgesprungen war. In der offenen Türe stehend, rief er seinen Mentor beschwörend an: „Warte ja nicht auf mich! Du weißt, ich kann es nicht ausstehen. Überdies werde ich geradezu philisterhaft solid. Du brauchst also um mein Seelenheil nicht in Todesangst zu schweben. Ich muß aber fort, hinaus! Am liebsten in die weite Welt... Nun bist Du gleich wieder zu Tode erschrocken? Sei ruhig. Ich laufe Dir nicht fort; Du bekommst mich so leicht nicht wieder los. Was sollte ich ohne Dich wohl anfangen? Du hast mich nun einmal auf dem Halse; jetzt mußt Du mich behalten. Aus mir würde etwas Schönes werden, wenn ich ... Das sind ja alles Dummheiten!“

Und wie ein Dionysus seinen Kopf zurückwerfend, mit seinem sonnigsten Auflachen, war er hinaus und hinweg. Auch dieses Mal fühlte er, was er sagte: ‚Was aus mir wohl würde, wenn ich Sor Riccardo verlöre? Wenn ich ihm einmal wirklich fortliefe oder er mich hinauswerfen müßte — aus seinem Hause und seinem Herzen? Sein Herz würde brechen. Ich glaube, ich könnte zum Totschläger werden und er würde mich seinen Jungen nennen, seinen lieben Jungen. In seinem Herzen behält er mich also. Aber ich ... Eines schönen Tages laufe ich ihm doch davon, muß ich ihm davonlaufen; denn eines schönen Tages ertrage ich's nicht länger: nicht so viel Liebe, nicht solche Güte, solchen Glauben. Dann mag sein altes Torenherz brechen. Ich kann ihm nicht helfen!‘

Er eilte in die Via Quattro fontane; dann zum barberinischen Platz und durch die Tritone dem Korso zu: ‚Seine Angst, mich nur für eine Stunde von sich zu lassen, hat etwas Mystisches. Gerade, als ob er ahnte ... Denn kaum von ihm fort, mache ich etwas Törichtes, Häßliches, Schlechtes — muß ich es machen. Ich kann mir nicht helfen. Es ist seine Angst, die mich reizt. Ich mache dann beinahe mit Wonne eine Dummheit. Es kann auch etwas anderes sein, eben etwas Schlechtes.‘

Er eilte weiter und dachte weiter: ‚Er will mit Gewalt, ich soll für meine Vergnügungen, um meine Jugend recht zu genießen, viel Geld ausgeben. Er arbeitet für mich und ist glücklich, für mich arbeiten zu dürfen. Je länger er des Nachts aufsitzen muß, umso glücklicher ist er. Das mag ich nicht. Ich mag nicht den Schlaf seiner Nächte, um damit meine Freuden zu bezahlen. Lieber verzichte ich darauf. Was ist denn das auch? Mir muß das Leben andere Freuden geben, die kein im Schweiße seiner Seele arbeitender Sor Riccardo mit bezahlt. Darin — nein! — darin bin ich nicht meines Vaters Sohn; darin bin ich der Adelsmensch, zu dem Richard Hille seinen Jungen mit aller Gewalt machen will. Vielmehr: mit aller Liebe. Aber Liebe ist Gewalt. Und gerade das ist es, was ich nicht ertrage, nicht ertragen will. Nun, wir werden ja sehen.‘

Auch in dieser Frühlingsnacht begab sich Marco auf den Weg, der in letzter Zeit zu seinem allnächtlichen Wege geworden war. Er führte den jungen Menschen mit den zwei Seelen in der Brust über den Ponte Margherita in das Rom jenseits vom Tiber durch wohlbekannte Straßen, über wohlbekannte Plätze: die Straßen und Plätze seiner Kinderzeit und ersten Jugendjahre

Und dieses neue, dieses bereits alt und morsch gewordene, mit dem Einsturz drohende Rom war Marco Lippis Heimat! ... Welche Gestalten und Bilder stiegen in dem Geist des späten Spaziergängers auf, wenn er durch diese widrigen Straßen, über diese öden Plätze schritt: Gestalten und Bilder einer Welt der Häßlichkeiten, eines Lebens des

Schmutzigen, Niedrigen für den Knaben, der in seinem dumpfen Drange nach Schönheit, seiner unbewußten Sehnsucht nach Gipfeln seine Jugend in den Tiefen des Stromes begraben wollte. Ein wahres Wunder, daß er in solcher Umgebung nach dem Schönen und Hohen überhaupt Verlangen tragen konnte! Ein anderer wäre in dem sittlichen Sumpfe seines Elternhauses rettungslos untergegangen, im Schlamme erstickt. In diesen wonnigen Frühlingsnächten seine trostlose Heimat besuchend, wurde sich Marco zum ersten Male bewußt, daß er mit dem Todessprung, den er bereits getan, eine Reinigung, eine Erhebung seines ganzen Menschen vollbracht hatte. In ihm steckte eben doch etwas, das des Lebens wert war und das gerettet zu haben der Retter sich freuen durfte.

Marco gelangte zu seinem ehemaligen Elternhause. Hier tat er nun, was er seit vielen Nächten getan: er wartete vor dem Hause, bewachte das Haus. Auf der anderen Straßenseite, im Schatten eines hohen Holzgerüstes, nahm er Aufstellung und wandte von dem ihm gerade gegenüber liegenden Eingang kein Auge. Die palastähnliche, bereits ruinenhafte Mietskaserne beherbergte eine zahlreiche Einwohnerschaft von Handwerkern ohne Handwerk, von fremden Arbeitern ohne Arbeit und sonst allerlei dunklen oder traurigen Existenzen. Viele von diesen Stiefkindern des Lebens lungerten noch zu später Stunde auf der Straße, schwatzten, schrien, liefen aus und ein. Der wachsam Wartende erkannte diesen und jenen. Das war sein Bekannter gewesen — das! Er hätte vortreten, ihn anrufen und fragen können: „Wohnt mein Vater noch hier? Ist die Vicetta noch bei meinem Vater? Ihr wißt doch, die Vicetta! Könnt ihr mir sagen, wo sie ist, wenn sie nicht mehr bei meinem Vater wohnt?“

Auch diesen Abend hielt den jungen Mann eine starke Scheu ab, einem von jenen sich zu erkennen zu geben, und die beiden Namen, die ihm im Herzen brannten, auszusprechen: jede noch so flüchtige Berührung mit einem Zeugen seiner Vergangenheit wäre ihm wie eine Rück-

kehr zu derselben erschienen! Die Atmosphäre jenes Lebens, dem er für immer entronnen war, nur für einige Augenblicke wieder zu atmen, mußte ihn ersticken. In dem hohen Stockwerke der Via Rasella hatte er sich denn doch an eine andere Lebensluft gewöhnt: an Höhenluft. Auch dessen war er sich auf diesen nächtlichen Gängen bewußt geworden.

Wiederum befand sich die Wohnung des Advokaten ohne Licht, was jedoch nicht als Zeichen gelten konnte, daß Herr Lippi sich ausquartiert hatte. Trotz der Dunkelheit konnte er zu Hause sein. Seiner Gewohnheit nach lag er vielleicht, Zigaretten rauchend, im finstern Zimmer auf dem Bett, neben sich auf dem Stuhl eine Flasche Wermut. Vielleicht stand er auch heute gegen Mitternacht auf, um ein Kaffeehaus oder irgend ein anderes Lokal aufzusuchen, wo er, einmal dort, bis Tagesanbruch zu bleiben pflegte.

Würde auch die Vicetta in der dunklen Wohnung verweilen — wenn sie wirklich noch immer bei dem Advokaten sein sollte? . . . Daß die Vicetta jemals in dieser Straße, diesem Hause, dort oben in der Höhle von Wohnung, bei jenem Schatten von einem Manne gewesen war, deuchte Marco bisweilen wie eine Unmöglichkeit. Warum blieb sie? Warum war sie überhaupt gekommen? Und doch! Selbst in seiner verwüsteten Gestalt hatte dieser Mann etwas an sich, was seinem Sohne glaublich erscheinen ließ, daß er sogar über die Vicetta Macht besaß.

Wohl eine Stunde war verstrichen, als Marco plötzlich den Advokaten sah. Er trat aus dem Hause, wurde von einigen vor der Türe lungernden Nachbarn mit frecher Vertraulichkeit und zugleich scheuem Respekt gegrüßt, grüßte nicht wieder, ging davon, die Richtung nach dem Tiber einschlagend und nach römischer Art lässig schlendernd.

Nach einigen Augenblicken folgte ihm sein Sohn.

Sein Sohn . . .

XVII

Als Marco die hohe Männergestalt aus dem dunklen Flur, durch den sie den zerschmetterten Leib seiner Mutter hinausgetragen hatten, plötzlich hervorschreiten sah, fühlte er ein Erschauern seines ganzen inneren Menschen.

Es war nicht Liebe, sondern ein Erschrecken, dem Entsetzen gleich: ‚Du gehörst zu diesem Manne, bist nicht nur Fleisch von seinem Fleisch, sondern auch Geist von seinem Geist. Wenn Du diesen Mann auch als Vater verleugnest; wenn dieser Mann Dich auch haßt; wenn Ihr auch für alle Ewigkeit voneinander getrennt seid, er und Du, so bleibst Du doch durch tausend Bande mit ihm vereinigt: durch die unzerreißbaren Bande der Natur! Denn unzerreißbar sind sie, ohne daß es ‚heilige‘ Bande zu sein brauchen.‘

Die mystische Fessel des gemeinsamen Blutes plötzlich als das Tragische seines Lebens empfindend, ging Marco in einiger Entfernung hinter dem Advokaten her. Noch vor kurzem hatte dieser den elastischen Gang eines Jünglings gehabt, hatte er sein Haupt, obgleich es mit Elend und Schande belastet war, hoch getragen. Das war anders geworden. In tiefer Ermattung, wie unter einer unsichtbaren Last, schritt er durch das nächtliche Rom. Und plötzlich wußte sein Sohn: ‚Die Vicetta ist von ihm fort! Daß sie von ihm fort ist, hat den Mann gebrochen — so wahnsinnig liebt er sie noch immer. Er wird daran zu Grunde gehen, auf irgend eine Weise dadurch umkommen. Jetzt begibt er sich zu ihr; jetzt wirst Du erfahren, wo sie ist... Versuche es nicht zu erfahren! Das Leben verspricht Dir andere Freuden. Du brauchst nur zu wollen.‘

Marco blieb stehen... Als er weiterging, schlug er eine

andere Richtung ein. Plötzlich kehrte er um, eilte zurück, schlich dem nächtlichen Spaziergänger von neuem nach.

— — — — — — — — — — — — — —

Wohin?

Von einem Café chantant zum anderen! Zunächst in die vornehmen Säle, zuletzt in die niedrigen und niedrigsten Lokale, wo im Publikum sowohl wie unter den Künstlern weibliche „Attractions" sich zeigten. Marco folgte von einem zum anderen Ort: von der Sala Margherita bis zu den Kabarets der hohen Via nationale und der tiefen Regionen. Sein Vater suchte die Vicetta an diesen Orten!

Marco sah ihn vor der Kasse stehen, sah ihn Geld aus der Westentasche reißen und auf das Zahlbrett werfen, sah ihn in fiebernder Hast eintreten... Nach einer kleinen Weile löste auch er ein Billett und trat ein.

Sich im Hintergrunde haltend, beobachtete er, wie der vor ihm Angekommene die Damenversammlung in den Logen und im Parterre musterte, wie seine Blicke suchten, suchten —

Marco wandte kein Auge von dem Suchenden ab. Wie sah der Mann aus! Gealtert, fahl; die Augen eingesunken, im Fieber glühend. Sollte die Vicetta im Saale sein, würde es der Sohn sofort an dem Ausdruck dieses fahlen Gesichtes, dieser brennenden Augen erkennen. Also sah er nur seinen Vater an. Wenn die Vicetta plötzlich auf der Bühne erschienen wäre, in dem Kostüm einer Göttin des Variété, mit blecherner Stimme Lieder absingend, die Unsägliches ungesagt ließen, um den ‚Gesang' mit alles sagenden Blicken, Mienen, Gesten zu begleiten —

Auf dem Programm standen die von den Bewohnerinnen dieses Olymps gewöhnlich geführten unirdischen Namen. Marco las sie. Sie ertönten in dem vollen Wohllaut des Tingeltangels. An dem Namen, den sie sich beigelegt hatte, würde er sie sogleich erkennen. Auch die Photographien musterte er, die in den Vorsälen und Wandelgängen aushingen, die Wand zierend und zugleich

Kunden anlockend. Aber er empfand bei keinem Namen: ‚Das ist sie‘! — sah nirgends ihr Bild... Was würde geschehen, wenn der Mann, der mit solcher Leidenschaft suchte, die Verlorene fand?

Sein Sohn mußte es sich vorstellen, während er den Mann mit den verzerrten Zügen und den fieberglühenden Augen unverwandt anstarrte, während er ihm weiter und weiter durch das nächtliche Rom folgte, von einer Singhalle zur anderen. Fast schien es, als hätte der Advokat selbst Furcht, die Gesuchte zu finden. Deshalb dieses eilige Kommen und Weiterhasten. Vielleicht dachte er das nämliche, was sein Sohn sich beständig vorstellen mußte: ‚Was tust Du, wenn Du sie findest? Du stürzest hin, zerrst sie herab von der Bühne, reißest sie fort aus dem Publikum!‘... Wie gut sich der Sohn in die Seele seines Vaters versetzen konnte — zum Erschrecken gut! Dem Advokaten auf der wilden Suche nachschleichend, erinnerte sich Marco der Grundsätze, in denen er von frühster Kindheit an unterrichtet, förmlich dressiert worden war: unterrichtet von dem Manne, für den es nichts Hohes und Heiliges gab, nichts Gutes und Großes, nichts Veredelndes und Erhebendes; unterrichtet von dem Manne, dessen Lebensgrundsatz darin bestand, daß der Mensch, jeder Mensch, ein Recht besitzt zum Lebensgenuß: zu einem Genuß ohne Maß, ohne Grenzen; das Recht besitzt, alles niederzutreten und zu zerstampfen, was sich seiner Genußgier feindlich in den Weg stellt. Also das Recht, über Leichen zu seinem Ziele zu schreiten... Zu seinem väterlichen Blute in den Adern das Gift seiner väterlichen Erziehung in der Seele, so war Marco Lippi der Wahlsohn Richard Hilles geworden — alle gütigen Geister mögen ihm und jenem gnädig sein!

Bis nach Mitternacht währte das Suchen und Nachschleichen. Einige Male wandte sich der Advokat auf seinem Wege plötzlich um, eine andere Richtung einschlagend. Dabei geschah es, daß er hart an seinem Sohne vorüber ging. Obgleich Marco sich hastig abkehrte, mußte er erkannt

worden sein. Was würde dieser Erkennung folgen? Seit dem Begräbnis der armen Selbstmörderin hatten Vater und Sohn sich nicht wieder gesehen. Und welche Ereignisse lagen zwischen jenem Sommermorgen und dieser Frühlingsnacht! Was konnten die beiden einander sagen? Dieser Vater und dieser Sohn! ... Es erfolgte jedoch nichts. Marco mußte sich getäuscht haben: er blieb unerkannt. Und er hätte doch darauf geschworen, daß der Advokat ihn steif angesehen hatte.

An Leib und Seele zu Tode erschöpft, verließ Marco endlich seinen Vater in einem Lokal, dessen Stammgast der Advokat war und von wo er, wie Marco wußte, vor Tagesanbruch nicht wieder gehen würde, mit anderen Stammgästen Hasard spielend. Einige Male hatte Luigi Lippi seinen blutjungen Sohn in die Lasterhöhle mitgenommen. Das war furchtbar gewesen! Marco sollte sehen, wie sein Vater an den trostlosen Orten als eine Art von Herrscher sich aufspielte: Herrscher über verlottertes Gesindel, das dem Manne schmeichelte und zugleich heimlich über ihn sich belustigte, noch dazu auf seine Kosten, indem es ihm im Falschspiel sein Geld abnahm und sich von ihm in seinen schmutzigen Prozessen und anderen dunklen Angelegenheiten Rat erteilen ließ. Der Knabe, der alles beobachtete, alles verstand, war mitgenommen worden, damit er erkennen sollte, welch ein Mann sein Vater war: eine Persönlichkeit, vor der gekrochen wurde! Mitgenommen war er worden, damit er am nächsten Tage seiner Mutter erzählen sollte: „Ein solcher Mann ist mein Vater! So wird er geehrt, so huldigt man ihm!" Des Sohnes Schilderungen von des Vaters Herrlichkeit sollten der mißhandelten Frau Qualen bereiten. Aber der Sohn sagte der Mutter kein Wort, hätte lieber sich töten lassen. Einmal schlug sein Vater ihn blutig, weil er so hartnäckig schwieg. Der Junge tat keinen Laut, wischte sich gelassen das Blut aus dem Gesicht und sang dabei, damit seine Mutter nichts merkte. Diese Erinnerung erwachte in ihm auf dem nächtlichen Gange und erfüllte sein Gemüt mit einer Verbitterung

gegen sein vergangenes Leben, die dem Hasse glich. Was konnte er dafür, daß er war, wie er war? Man sollte einen Menschen fragen: „Wie bist Du geworden, was Du bist?"

Als er in die Via Rasella einbog, wehte es seinen aufgewühlten Sinnen gleich einem Hauch von Befreiung und Beruhigung entgegen: wie wenn er aus rasendem Sturm plötzlich in tiefe Stille trete. So sehr er in seinem geheimsten Innern immer von neuem gegen die starke Wirkung seiner Wahlfamilie sich auflehnte, mußte er doch immer von neuem erkennen, daß die bloße Nähe dieser Menschen für ihn etwas Reinigendes hatte: als vertauschte er sein verstaubtes Alltagskleid mit einem hellen Feiergewande. Aber er wollte die Festtracht von eigenen Gnaden empfangen, wollte sich selbst die Stirne mit Rosen bekränzen: mit Gluten der Lebensfreude.

In fast ländlicher Einsamkeit lag die Straße unter den Mauern der quirinalischen Gärten. Nirgends ein Mensch! Nicht einmal das Dioskurenpaar der beiden Unzertrennlichen: die Karabinieri, die nebst vielen anderen hübsch uniformierten Gattungen von Wächtern und Schützern der öffentlichen Ordnung der modernen Kapitale zur Zierde gereichen. Marcos müde Schritte widerhallten laut auf dem Pflaster. Plötzlich wurde auch dieser Ton nicht mehr gehört. Der junge Mann war stehen geblieben. Wenige Schritte von seinem Hause, rührte er sich nicht von der Stelle.

Aus der Dunkelheit des Eingangs löste sich eine weibliche Gestalt, schlank und fein, biegsam wie ein Blumenstengel.

Lella!

Sie wartete auf ihn: unten auf der Gasse, viele Stunden nach Mitternacht! ... Zu Hause mußte etwas geschehen sein! Wem?

Seinem guten Sor Riccardo!

Dann erkannte er sie jedoch ...

Sie wollte auf ihn zueilen, blieb stehen, erwartete ihn vor dem Eingange seines Hauses!

Mit schweren schleppenden Schritten ging Marco auf

sie zu. Plötzlich fühlte er es wie Blei in den Gliedern; zugleich eine Glut in den Adern! Und im nächsten Augenblick eine Schwäche zum Umsinken.

„Was tust Du hier? Was treibst Du Dich hier umher? Wartest Du hier etwa auf mich? Ich glaube wahrhaftig, Du unterstehst Dich, mir aufzulauern? Ich habe mit Dir nichts zu schaffen! Jetzt nicht und niemals!"

Er stieß die Worte mit solcher heiseren Stimme hervor, dabei so leise, daß sie ihn, obgleich er dicht vor sie trat, kaum verstand ... Das war furchtbar! Der Vater suchte dieses Geschöpf, als gelte es sein ewiges Seelenheil, und die Gesuchte lauerte hier auf den Sohn, der sich in heimlicher, qualvoller Sehnsucht nach ihren durstigen Lippen verzehrte. Aber es sollte nicht Gewalt über ihn bekommen, das Häßliche, Schlechte, jene verderbliche Macht, die er in seinem Blute toben, in seinen Pulsen jagen fühlte. Er wollte Sieger darüber sein: er wollte! Obgleich er seines Vaters Sohn war, wollte er!

Sie stand vor ihm, gesenkten Hauptes, in einer Haltung, die sie demütig erscheinen ließ. Gekleidet war sie wie ein Mädchen aus dem kleinen Bürgerstande. Nicht einmal den Hut trug sie, dieses heiß begehrte Abzeichen der römischen ‚Dame'.

Marco gewahrte alles. Er sah ihr weißes Gesicht, sah, wie ihr Haar sogar in der Finsternis einen seidigen Schimmer hatte. Alles beobachtend und auf ihr demütiges Haupt niederblickend, atmete er so schwer, daß sie es hören mußte. Zu dem jungen Manne heimlich aufblickend, faltete sie die Hände, als flehte sie um Vergebung.

„Geh Deiner Wege!"

Er ging an ihr vorüber, trat zur Haustüre, suchte den Schlüssel, wollte aufschließen ... Sie folgte ihm.

„Seit einer Woche warte ich hier jede Nacht. Jede Nacht sah ich Dich nach Hause kommen, wagte jedoch nicht, Dich anzusprechen. Dort drüben stand ich stundenlang bei der Mauer, wartete, sah Dich heimkehren, war glücklich, Dich zu sehen, ohne daß Du von mir etwas ahntest."

Dicht neben ihm stehend, raunte sie ihm diese Worte zu. Ihr heißer Atem rührte an seine Wange. Den Schlüssel umdrehend zitterte seine Hand.

„Weshalb warst Du glücklich? Du!“

„Weil Du lebst!“

Nur eine Römerin konnte diese Worte mit solchem Pathos sprechen. Marco empfand das Theatralische des Ausrufes. Trotzdem machte es auf ihn Eindruck: lag es doch in seiner eigenen innersten Natur.

„Richtig. Ich sollte von dem Herzog totgeschossen oder totgestochen werden: Deinetwillen! Wäre es geschehen, so wäre ich den Schuß Pulver nicht wert gewesen. Wie Du siehst, lebe ich. Was willst Du also noch von mir?“

Er sprach mit solchem Hohn, solcher Verachtung, daß jedes Wort sie wie ein Schlag treffen mußte. Ihr heimliches triumphierendes Lächeln gewahrte er nicht. Er sah nur das tief geneigte Haupt, die Demut ihrer Haltung, die flehend erhobenen Hände; hörte nur die leise bebende Stimme. Komödie war's, elendes Possenspiel. Und trotzdem ... Sein Vater konnte sie in einem jener Lokale nicht finden; ihr Bild hing nirgends ausgestellt; sie war auch nicht die Freundin des vornehmen Lüstlings geworden — sie kam Nacht für Nacht, um stundenlang im Finstern vor seinem Hause auf ihn zu warten, nicht wagend, ihn anzureden. Und jetzt stand sie vor ihm im dunklen schlichten Kleid, fast wie ein scheues Kind aus dem Volke.

Marco hatte die Haustür aufgeschlossen; aber er öffnete nicht. Kaum wissend, was er sagte, wiederholte er: „Wie Du siehst, lebe ich. Was willst Du also noch von mir?“

Und er setzte heftig hinzu: „Geh!“

Er selbst blieb jedoch vor der aufgeschlossenen Tür, hörte ihr zu, hörte sie dicht neben sich flüstern: „Die Angst, die ich Deinetwillen ausstand, die Todesangst! ... Ich kannte den Herrn nicht. Bei dem Grabe Deiner Mutter — ich kannte ihn nicht! Als ich Dich sah, schön wie ein junger Gott, mit der vornehmen Dame tanzen, die in

Dich verliebt ist; als ich die Blicke der anderen feinen Damen auf Dich gerichtet sah ... Geh nicht, warte, höre mich! Nur noch einen Augenblick! Du mußt mich anhören!"

„Sprich schnell, oder ich gehe, ohne Dich zu Ende gehört zu haben."

Sie drängte sich an ihn, flüsterte, ihn starr ansehend: „Wenn Du alles wüßtest! Wenn Du wüßtest, wie ich zu Deinem Vater kam und wie es mir im Leben erging: elend seit meiner frühesten Kindheit! Ich sprach niemals davon. Du solltest kein Mitleid mit mir haben. Lieben solltest Du mich. Damit Du mich lieben solltest, ließ ich mich von Deinem Vater nicht anrühren. Und von sonst keinem. Ich schwöre Dir's, bei allem, was Dir heilig ist ... Jetzt weiß ich, daß Du mich niemals lieben wirst; denn jetzt weiß ich, daß Du mich hassest, verachtest, verabscheust. Jetzt sollst Du Mitleid mit mir fühlen. Hörst Du? Du sollst! Nichts als Dein Mitleid will ich fortan von Dir."

Marco wandte ihr sein Gesicht zu. Es war totenbleich, als er ihr erwiderte: „Ich Mitleid mit Dir, die Du meine Mutter in den Tod triebst?"

„Deine Mutter! Ich hatte Mitleid mit ihr, ich ..."

Er packte sie beim Arm.

„Du sollst ihren Namen nicht nennen! Er wird entweiht, wenn Du ihn aussprichst. Wie kannst Du wagen, ihrem Sohne zu sagen, Du hättest Mitleid gehabt mit ihr, die Du mitleidlos ihrem Todessturz zujagtest!"

Da hörte Marco sie flüstern: „Aus Mitleid mit ihr, deren Namen auszusprechen ich nicht würdig bin, quälte ich Deinen Vater; denn ich wollte sie an Deinem Vater rächen. Wie ich den Mann quälte! Welche Wonne es für mich war, ihn zu quälen! Alle die Mädchen und Frauen, die er auf dem Gewissen hat, die er zu Grunde gerichtet, rächte ich an ihm."

Jetzt erst hob sie ihr Gesicht auf, damit Luigi Lippis Sohn in ihren Augen ihren Haß, ihren Triumph leuchten sehen sollte. Marco liebte seinen Vater nicht; hätte er

jedoch eine Waffe bei sich gehabt, so hätte er, um seinen mißhandelten Vater an diesem Weibe zu rächen, in diesem Augenblick zum Mörder werden können.

„Fort Du!"

Die Stimme versagte ihm. Er ließ ihren Arm frei. Aber die längst aufgeschlossene Türe öffnete er noch immer nicht.

„Erst mußt Du Mitleid mit mir fühlen. Eher gehe ich nicht. Bemitleide mich, und ich schaffe mich Dir aus dem Wege."

„Was tat Dir mein Vater, daß Du ihn auf solche schändliche Art verderben willst? Er ist es, mit dem ich Mitleid fühle."

„So bemitleide ihn, weil er meinen Vater, der ein ehrlicher Mann war, zum Betrüger und Schurken machte; so bemitleide ihn, weil er meine Mutter, die eine anständige Frau und gute Mutter war, dahin brachte, mich ihm zu verkaufen: als Preis, damit er meinen Vater nicht als Betrüger und Schurken zur Anzeige brachte; so bemitleide ihn, weil er mich, die ich blutjung und unschuldig war, als Preis annahm; so bemitleide ihn, weil er an meiner Seele, um meinen Leib zu bekommen, eine Untat beging. Aber er bekam mich nicht! Und ich quälte ihn, machte ihn sinnlos und toll, machte ihn mehr und mehr zum Verbrecher und Schurken. Ich machte, daß ich ihn heute als Verbrecher und Schurken zur Anzeige bringen könnte, daß er jetzt von meiner Gnade und Barmherzigkeit abhängt. Aber ich werde ihm nicht barmherzig sein, wenn Du nicht Mitleid mit mir fühlst; und wäre es nur deshalb Mitleid, weil ich Dir Haß einflöße, Verachtung, Abscheu: Dir, den ich liebe. Denn ich liebe Dich, liebe Dich, liebe Dich!"

Diesesmal kein Pathos, keine Komödie; diesesmal wahre Empfindung. Eine Leidenschaft schrie aus dem jungen Weibe, davon Marco, der selbst ein leidenschaftlicher Mensch war, nicht wußte, daß sie möglich sein konnte; eine Leidenschaft, davor ihm graute und die ihn zugleich

bannte, gleich einem verderblichen Zauber. Wie mit Stricken gefesselt, blieb er an ihrer Seite, hörte sie flüstern und flüstern, hätte sich nicht regen können, und wäre die Türe von innen plötzlich geöffnet worden und eine starke Hand hätte sich nach ihm ausgestreckt, um ihn ein zweitesmal aus Fluten zu retten, die mörderischer waren, als es die Tiberwellen gewesen.

Endlich gewann er seine Sprache wieder. Was er sagte, klang jedoch wie ein Stammeln: „Jetzt bist Du fort von meinem Vater?"

Sie lachte hell auf.

„Um ihn vollends sinnlos zu machen; denn jetzt sucht er mich. Er sucht mich Nacht für Nacht; sucht mich, als wäre ich sein verlorenes Paradies. Überall sucht er mich; nur nicht dort, wo er mich finden könnte: nur nicht vor seines Sohnes Tür, wo ich Nacht für Nacht stehe und stundenlang laure, um seinen Sohn zu sehen: um nur zu sehen, daß sein Sohn lebt. Er muß leben, um Mitleid mit mir zu fühlen."

Ohne eine Entgegnung trat jetzt Marco von der Tür seines Hauses zurück, ließ sie unverschlossen, ging fort. Er ging langsam mit schweren schleppenden Schritten, blieb nicht stehen, sah nicht zurück, ob sie ihm folgte. Er ging hinauf in die Via quattro Fontane, ging höher zur Via venti Settembre, ging bis zur Porta Pia — ohne ein einziges Mal stehen zu bleiben und zurückzuschauen. Aber er wußte: sie schlich hinter ihm her; dicht hinter ihm her, wie er hinter seinem Vater hergeschlichen war; sie folgte ihm, wie dem Menschen sein Schicksal folgt, sein Verhängnis, dem der Mensch nicht zu entrinnen vermag.

An der alten Stadtmauer, unter der Bresche, wo die Marmortafel mit den Namen der am zwanzigsten September Gefallenen eingemauert ist, blieb er endlich stehen und wartete auf sie — da er ihr doch nicht zu entrinnen vermochte. Über ihm wehte der Nachtwind in den Lorbeerkränzen, die den für die Einigkeit Italiens Gestorbenen

gewidmet waren. Das dürre Laub rauschte und raunte über seinem Haupte. Es war wie ein Geistergruß.

„Du! Höre!"

Sie stand bei ihm und hörte.

„Habe Du Mitleid mit mir. Ich bitte Dich darum. Sieh, ich bin los von meinem Vater, bin los von meiner trostlosen Kinderzeit, meiner unselig hingebrachten Jugend, meiner ganzen jammervollen Vergangenheit. Ich muß jetzt auch von Dir loskommen. Befreie Du selbst mich von Dir! Ich lebe jetzt in einer andern Welt: in einer guten, reinen, schönen. Edle Menschen lieben mich. Laß mich in dieser Welt, unter diesen Menschen, mit denen Du nichts gemein hast. Laß ab, mich zu verfolgen. Ich will — dankbar will ich Dir sein! . . . Hast Du gehört?"

„Ja."

„Hast Du mich auch verstanden?"

„Ja."

„Willst Du meine Bitte erfüllen?"

„Nein."

Wiederum durchzuckte es des jungen Mannes Seele wie ein Mordgedanke, so daß er, hätte er eine Waffe bei sich gehabt, diese gegen seine Verfolgerin gebraucht haben würde. Unwillkürlich ballte er seine Faust, hob er seinen Arm. Ruhig blieb sie stehen, sah ihn an, sagte: „Schlage zu!"

Mit keuchendem Atem rief er: „Du willst mich schlecht und schändlich machen, wie Du selbst bist; verderben willst Du mich, wie Du meinen Vater verdorben hast. Aber —"

Und plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Denn das hätte ihn gerettet! Er sagte es ihr ins Gesicht: „Eine Dirne bist Du doch! Wie wärst Du sonst zu jener kostbaren Toilette gekommen? Es ist mein Ekel vor Dir, der mich fortan vor Dir schützen wird, der alle Deine Höllenkünste zu Schanden macht, der mich jetzt für immer von Dir befreit."

„Deines Vaters Geld bezahlte das teure Kleid."

„Das lügst Du! Wie sollte mein Vater — Er arbeitet längst nicht mehr, verdient also längst nichts mehr: seitdem Du ihn verrückt gemacht hast.“

„Er hat sehr viel verdient.“

„Wodurch?“

„Durch Deinen Verkauf.“

„Durch meinen — Du redest irr!“

„Der Deutsche hat Deinem Vater für Dich zahlen müssen: sehr viel zahlen; Dein Vater hat mit Dir ein gutes Geschäft gemacht: sein bestes seit langer Zeit. Wußtest Du das nicht?“

„Nein.“

Es klang wie ein Stöhnen.

„Dein Vater wollte mir das Geld geben: alles Geld, das er für Dich bekommen hatte. Ich liebe das Geld. Aber tausendmal mehr liebe ich Dich. Ich wollte nicht in Freuden leben, weil Dein Vater das viele Geld durch den Handel mit Dir verdient hatte. Er schenkte mir das Kleid, schenkte mir Schmuck und Blumen. Ich nahm es; denn ich wußte: Du würdest auf jenen Ball kommen. Ich nahm es; denn Du solltest mich in dem Kleide, mit dem Schmucke sehen: solltest sehen, wie schön ich bin ... Du siehst es.“

„Laß ab von mir, erbarme Dich! Ich bin ein schwacher Mensch, und ich kann ein schlechter Mensch werden, ein Verbrecher und Schuft, wie mein Vater geworden ist. Mache mich nicht dazu!“

„Gute Nacht.“

„Lebe wohl.“

„Ich sagte Dir nicht lebe wohl, sondern gute Nacht.“

„Du willst mir nicht mehr auflauern?“

„Nein.“

„Ich danke Dir!“

„Denn Du wirst zu mir kommen.“

„Niemals!“

„Ich wohne Via Babuino Nummer 86, im dritten

Stock, bei der Witwe Angela Marini. Sie ist eine anständige Frau."

„Wohne, wo Du willst, bei wem Du willst. Was kümmert es mich?"

„Merke Dir: Via Babuino Nummer 86."

„Ich will es mir aber nicht merken!"

„Denn Du wirst zu mir kommen!"

XVIII

„Sor Riccardo!"

„Was willst Du, mein Junge?"

„Ich störe Dich bei Deiner Arbeit; aber ich muß mit Dir sprechen."

„Du störst mich niemals. Vielmehr — alle guten Götter seien dafür gepriesen, daß Du mich stören kannst."

Das freudige Gesicht, mit dem der alte Herr von seiner Arbeit aufschaute, war eine geradezu glänzende Bestätigung seiner Behauptung.

„Sor Riccardo! O, Sor Riccardo!"

„Weshalb rufst Du mich so feierlich an?"

„Wenn Du mich so ansiehst: mit solchen guten treuen Augen, könnte ich die ganze Welt für Dich lassen."

„Ausgenommen die — ‚ganze Welt'."

Es kam selten vor, daß Richard Hille einen Witz machte; und der Gute hielt seine Antwort für einen Witz. Da Marco jedoch ernsthaft blieb, so lachte wenigstens der Professor. Zugleich war er über die letzte Rede seines Jungen ungeheuer gerührt, was sein Lachen verbergen sollte; denn wenn er über den schönen Herrn gerührt war, bezeigte sich jener so kühl spöttisch, wie es der modernen Jugend dem Alter gegenüber zukam.

Mit tiefernstem Gesicht sagte jetzt Marco: „Ich mag mich dagegen wehren, so sehr ich nur kann; es hilft mir nichts: ich hänge nun einmal von Deinen Augen ab."

Dieses Mal war Richard Hille der Spötter. Er höhnte: „Du sprichst ja von Deinem alten ekligen Mentor — denn ich bin bisweilen geradezu widerwärtig! — als ob er eine junge Dame wäre, deren schöne Augen Dich anlachen.

„Und auf die Du rasend eifersüchtig bist. Gesteh's nur."

„Ich gestehe, daß ich Dich keiner gönne. Einstweilen noch nicht."

„Einstweilen gehöre ich noch Dir. Keinem anderen Menschen auf Erden gehöre ich so sehr."

Marcos tiefer Ernst war auf den Professor übergegangen. Mit einem Zucken um den Mund sagte er leise: „Du wurdest mir vom Schicksal geschenkt. Daher darf ich Dich nur für geliehen betrachten."

„Um mich nicht wieder zurückzugeben, wenn das Schicksal mich von Dir zurückfordern sollte."

„Meinst Du wirklich?"

Erschrocken sah der Gelehrte den jungen Menschen an, der triumphierend rief: „Ich kenne Dich! Niemand, der Dich so gut kennt wie ich! Nicht einmal Dame Paoluccia; von Tante Dora gar nicht zu reden."

Richard Hille aber war über seine eigene Schlechtigkeit entsetzt. Denn wie Marco ihn schilderte — und da niemand ihn so genau kannte — mußte er ja ein ganz bösartiger Mensch sein; ein Mensch, der nicht wert war, daß ihm das Schicksal solches Geschenk gab, wie es in Gestalt des Adonis von der Via Rasella vor ihm stand. Er seufzte zerknirscht: „Demnach wäre ich ein krasser Egoist! Nun ist Selbstsucht etwas geradezu Abscheuliches; denn Selbstsucht ist etwas Häßliches. Besonders häßlich wäre sie bei mir, der ich nichts so abgöttisch liebe, also nichts so anbete, wie die Schönheit." Und nach einer Pause: „Du kamst, um mit mir zu sprechen?"

„Über eine sehr ernste Sache."

Richard Hille erhob sich, ging zu dem jungen Manne, der sich gesetzt hatte, legte ihm seine Hand auf die Schultern und fragte einfach: „Worin und womit kann ich Dir helfen?"

Marco sah zu ihm auf, sagte leise und traurig: „Warum hast Du mir das angetan?"

„Ein Leides? Ich — Dir? Eher würde ich mir selbst die rechte Hand abhauen, als Dir weh zu tun."

„Wieviel zahltest Du meinem Vater für mich?"

„Wer sagte Dir das? Wie kommst Du zu dieser Frage? Sahst Du Deinen Vater?"

„Nenne mir die Kaufsumme."

Richard Hille verlor alle Fassung. Der Verkauf seines Eros war allmählich zu dem großen Geheimnis seines Lebens geworden. Wie hatte der Mann deswegen lügen müssen: er, dem das Lügen so verhaßt war wie Schmutz oder Geiz oder Feigheit. Welches Kopfzerbrechen hatte es gekostet, das Märchen: ‚Wo sich mein Eros befindet' auszusinnen; welche Mühe machte es, die Fabel aufrecht zu erhalten. Manche Nacht träumte ihm: Tante Dora sei dahinter gekommen und habe ihn einen Lügner gescholten. Sogar Paoluccia war ihm im Traum erschienen, hatte ihn mit ihren kohlschwarzen Augen böse angefunkelt und mit dumpfer Stimme gesprochen: „Ich weiß es. Und ich werde es meiner Herrin sagen. Du bist ein rechter Birbone, Sor Riccardo!" Sie, die ihn gleich einem Hausheiligen verehrte, hatte infolge seiner Verlogenheit derartig den Respekt vor ihm verloren, daß sie ihn duzte. Vor lauter Entsetzen war der Professor aufgewacht und mußte sich erst lange besinnen, daß es nur ein Traum gewesen. In Erinnerung desselben und mit seinem schlechten Gewissen benahm er sich den beiden Frauen gegenüber den ganzen Tag über höchst seltsam und mußte deswegen vielfaches Schütteln der weiblichen Häupter seiner kleinen Familie über sich ergehen lassen.

Jetzt war sein Geheimnis enthüllt, seine Lüge entdeckt! Vor ihm stand sein lieber Junge mit einem ganz ungewohnten Ausdruck im Blick, befragte ihn, forderte von ihm Rechenschaft: „Wieviel, Sor Riccardo?"

Da Leugnen nur neues Lügen gewesen wäre, überdies nichts geholfen hätte, so mußte der Bedrängte zu einer sanften Milderung der unleugbaren Tatsache seine Zuflucht nehmen. Er stotterte: „Ich begreife gar nicht, wie Du jetzt noch darauf kommst: nach so langer Zeit! Und wegen solcher Bagatelle! Sie ist ja der Rede nicht

wert. Dein Vater ... Der arme Mann befand sich gerade in Verlegenheit; Du weißt ja doch ... Ich merkte die Sachlage und bot dem Manne das Geld an. Hörst Du wohl: ich bot es ihm an! Also trage ich auch die Schuld. Ich drängte Deinem Vater die kleine Summe geradezu auf ... Sieh mich nicht so an. Du machst ja ein ganz verstörtes Gesicht!"

„Mein Vater nahm das Geld?"

„Wenn ich Dir doch sage, daß ich ... Wie kannst Du die Sache so schwer nehmen? Geld besitzt doch nicht den mindesten Wert, wo es sich um so große Dinge handelt. Ich war glücklich, Deinem Vater den kleinen Dienst leisten zu können."

„Es war sehr viel Geld. Woher nahmst Du's?"

„Laß doch! Ich kann Dein verstörtes Gesicht nicht sehen. Wenn Du mich lieb hast —"

„Ich habe Dich sehr lieb. Ich habe Dich so lieb, wie ich einen Menschen überhaupt haben kann. Deshalb muß ich doch wissen, woher Du das viele Geld nahmst, um es meinem Vater für seinen Sohn zu bezahlen."

Verzweiflungsvoll rief Richard Hille: „Bezahlen. Was für Ausdrücke Du brauchst! Er stand mir ja doch nur im Wege. Überhaupt — wie kam ich dazu, ihn für mich behalten zu wollen? Ein solches Werk für mich allein! Du hast recht: ich bin ein Egoist! Es war höchste schnödeste Selbstsucht von mir, ihn jahrelang vor mir stehen zu haben. Gut, daß ich ihn fortgab."

Marco begann zu verstehen. Er rief: „Gut, daß Du Deinen Eros fortgabst, von dem Tante Dora so oft spricht?"

„Hast Du's ihr schon gesagt? Weiß sie's schon?"

Dem Professor trat der helle Angstschweiß auf die Stirn. Er atmete auf, als er von Marco erfuhr, daß dieser allein — der junge Mann verriet seinem Freunde nicht, wodurch — Mitwisser seines großen Geheimnisses geworden war.

„Tante Dora glaubt, wie auch ich bisher glaubte, Du hättest Deinen verstümmelten Götterknaben zum Restaurieren fortgegeben."

Trotz aller Qual mußte der Archäologe lächeln.

„Das war doch schlau von mir? Denn wie sie nun einmal ist ... Sie übertreibt meine Liebe, die ich für das Stück Marmor empfinden soll; übertreibt also auch das Glück, das solch toter Gegenstand mir gibt. Es war nicht leicht, sie zu überlisten. Ich muß wundervoll gelogen haben; denn sie glaubt wahrhaftig, ich hätte wirklich die Barbarei begehen und den Torso zum Restaurieren fortgeben können. Diesen Torso! Meinem armen verstümmelten Götterknaben, wie Du ihn nennst, von einem modernen Bildhauer Arme, Beine, Haupt ansetzen zu lassen, wäre eine Götterschändung... Geradezu fürchterlich ist Tante Dora in ihrem Drängen, durchaus hingehen und unter allen Umständen sehen zu wollen, wie mein junger Griechengott entgöttert wird. Sie wäre längst hingelaufen, wenn ich nicht so weise gewesen, ihr den Namen des Bildhauers zu verschweigen. Jetzt überhäuft sie mich mit Vorwürfen, weil ich meinen Eros nicht zu Minardi gebracht habe. Als ob dieser für etwas anderes Sinn hätte als für seinen König und sein Königsroß."

Marco gedachte der zertrümmerten Gruppe der drei Gestalten, die der Meister nicht wieder schaffen wollte. Richard Hilles Absicht, ihn von der Hauptsache abzulenken, erkennend, kam er darauf zurück:

„Meinetwillen verkauftest Du also die Antike? Wie Du nun einmal bist, verkauftest Du das Kunstwerk natürlich viel zu niedrig? Gewiß zu einem wahren Spottpreis? Du lässest Dich ja so herrlich betrügen. Ein Kind betrügt man schwerer als Dich ... Wieviel erhieltest Du für den Eros? Gesteh's nur!"

Sor Riccardo gestand es nicht, machte jedoch ein sehr schuldbewußtes Gesicht. In Marco regte sich der Römer, der Geschäftsmann. Voll ehrlicher Entrüstung rief er: „Die Antike ist sicher ein Vermögen wert, und Du gabst sie hin um ein Nichts. Es ist ja doch einfach unerhört! Du könntest jetzt ein wohlhabender Mann sein. Ich verstehe das nicht. Sind die Deutschen alle so?"

„Wie denn ‚so'?"

Die Frage klang zaghaft, gleichsam Abbitte leistend. Marco erklärte: „Sind alle Deutschen so schauderhaft ungeschäftlich, wie Du bist? Jedenfalls bist Du darin Deinen sämtlichen lieben Landsleuten über."

Er war jetzt weniger außer sich darüber, daß Sor Riccardo seine heißgeliebte Antike verkauft hatte, als vielmehr über den Umstand, daß er sie schlecht verkauft hatte: sicher ganz miserabel!

Schüchtern entschuldigte sich der Angeklagte: „Vielleicht hätte ich eine noch größere Summe erhalten können. Aber ich forderte ohnedies mehr als das Doppelte des Angebots, das ich — eigentlich schämte ich mich der Schacherei — auch ohne weiteres erhielt."

Marco höhnte laut: „‚Ohne weiteres'. Dann hättest Du ohne weiteres das Drei- und Vierfache erhalten können, und Du hättest Dich ‚eigentlich' schämen müssen. Dann hätte das Sichschämen sich wenigstens gelohnt."

„Ich schäme mich jetzt."

„Weil Du Dich so schändlich betrügen ließest?"

„Weil ich mit meinem herrlichen Eros schändlichen Handel trieb."

„O Du!"

Der Ausruf klang fast wie Verachtung: Verachtung über das kindlich Ungeschäftliche des deutschen Gelehrten. Voll stillen Frohlockens vertraute dieser seinem Jungen an: „Ich behielt von dem häßlichen Handel noch bare zwanzigtausend Lire übrig... Was sagst Du jetzt? Ist das nicht herrlich? Natürlich nahm ich davon keinen Soldo. Weißt Du, weshalb nicht? Weil das Geld Dir gehört — wenn Du es einmal brauchen solltest. Einstweilen verdiene ich für mich und Dich genug; und was die Zukunft betrifft — Du arbeitest ja, wirst also verdienen. Kurzum: Deine Zukunft ist durch Deine Arbeit gesichert, durch Dein großes Talent, Deinen Fleiß. Sobald Du nämlich den Vollwert der Arbeit, das ganz überschwengliche Glück künstlerischen Schaffens erkannt hast,

wirst Du fleißig sein! Das ist für mich ein köstlicher Gedanke."

„Für Dich . . . Hoffentlich legtest Du das Geld gut an?"

Wiederum machte der Professor ein sehr schuldbewußtes, fast ängstliches Gesicht. Ziemlich kleinlaut kam es von seinen Lippen: „Natürlich werde ich es gut anlegen, so gut ich nur kann: zu drei oder gar zu dreieinhalb Prozent, in sicheren Papieren. Da es Dein kleines Vermögen ist, muß ich es möglichst sicher anlegen und zu möglichst hohen Prozenten. Ich wollte es längst tun, kam jedoch bis heute noch immer nicht dazu. Es hat ja auch alle Zeit. Und dann, weißt Du . . . Ich verstehe so wenig von diesen Sachen. Du hast recht, ich bin ein ganz miserabler Geschäftsmann. Es ist eine wahre Schande."

„Du hast das Geld noch immer ruhig im Schreibtisch liegen, anstatt es arbeiten zu lassen?"

„Das Geld arbeiten . . . Ich weiß, man nennt es so. Es ist solch merkwürdiger, solch unwürdiger Ausdruck. Die Arbeit ist unser Bestes. Wenn ein Mensch arbeitet, so ist er ein gesegneter Mensch; und dieser elende Mammon . . . Nein, mein Geld ist immer noch faul. Ich sehe mein Unrecht ein — da es ja doch Dein Geld ist."

Etwas beschämt erklärte Marco: „So meine ich's nicht. Es ist nur —"

Der Professor unterbrach ihn freundlich: „Es ist nur, weil ich gar nichts davon verstehe. Ich glaube, Du verstehst etwas davon?"

Mit einem scharfen Zug um die Lippen — er entstand ganz plötzlich — gab Marco zur Antwort: „Geldsachen lernte ich bei meinem Vater. Außer meines Vaters Lebensprinzipien war es so ziemlich das einzige, was ich von ihm lernte. Mein Vater ist ein geriebener Geschäftsmann."

Jetzt kam Richard Hille mit seiner Bitte heraus: „Da Du in diesen Dingen so gut Bescheid weißt, und da es Dein Geld ist, so —"

Mit plötzlichem Schrecken rief der Sohn des Advokaten

fast heftig: „Nein, nein! Das mußt Du selbst besorgen! Dabei kann ich Dir nicht helfen!“

Doch Richard Hille bat so lange und so dringend, daß Marco sich erbitten ließ und — immer noch erschreckt und zaudernd — versprach: das Geld möglichst gut unterzubringen, damit das Geld möglichst günstig arbeiten könnte. Aber obgleich es ihm ungern zugesagt wurde, merkte der Buonissimo, daß Marco sich über das kleine Kapital freute, ein Umstand, der ihn über die Entdeckung seines Geheimnisses etwas tröstete. Um das Geld sogleich seinem Eigentümer zu übergeben, ging er zu seinem Schreibtisch, der niemals verschlossen war und in dem die Kassenscheine irgendwo liegen mußten: unter lauter Gelehrsamkeit. Als er sie glücklich gefunden hatte, hielt er sie mit einer eigentümlichen Empfindung in der Hand: diese unschönen, durchaus nicht reinlichen Papierfetzen hatte sein Eros ihm eingebracht, dieses selbst in seiner Verstümmelung unsterbliche Stück hellenischer Schönheit.

Marcos Hand zitterte, als er das Geld nahm: sein Eigentum, sein kleines Kapital! Da er es einmal besaß, würde er es gewiß nicht faul daliegen haben, sondern fleißig ‚arbeiten‘ lassen. Er war sich nur noch nicht recht klar, wie.

Als Richard Hille das viele garstige Geld in seines lieben Jungen Hand sah, flog über sein Gesicht aber doch ein glückliches Lächeln.

— — — — — — — — — — — — — — —

Also — Marco a r b e i t e t e.

Es war jedoch nicht der Ikarus, den er gestaltete. Dieser war mit dem Ikarus des Aristide Minardi auch für ihn endgültig vernichtet worden. Der Schöpfer des Viktor Emanuel-Denkmals hätte seine drei Menschen daher gar nicht zu zerstören brauchen; denn — was half das Marco? In seinem G e i st blieben sie unzerstörbar bestehen! Sie lebten in seiner Seele, mit ihrem Leben seinen jungen Geflügelten erbarmungslos in die Tiefe stürzend.

Darauf verzichtend, den unglücklichen Sohn des Dädalos zu bilden, wollte Richard Hilles Wahlsohn mehr und

mehr sich selbst zu einem Ikariden: zu einem emporstrebend Schaffenden machen. Sein ganzes Innere, all sein Denken und Fühlen wollte er wie weiches Wachs kneten und immer wieder kneten, bis er sagen durfte: ‚So sehr, wie Du's vermagst, hast Du's erreicht; so hoch, wie Du streben kannst, bist Du emporgeklommen. Jetzt stehe fest: „Hoch über allem!' Hüte Dich nur, damit Dir in Deiner Höhe nicht schwindelt; wehre Dich, damit Du nicht strauchelst und fällst. Dein Fall wäre ein Sturz in einen Abgrund, daraus Dich dieses Mal keine rettende Hand emporziehen würde.‘

So nahm Marco sich vor: jeden Tag von neuem. Er meinte es heilig ernst, sehnte sich mit aller Macht nach menschlicher Höhenluft, war über seinen eigenen Ernst gerührt, von seiner eigenen Sehnsucht ergriffen, fühlte sich bereits als freier und reiner Mensch, wurde von seiner Empfindung so hoch getragen, als ob er schon jetzt — kein Ikarus, sondern ein Gipfelsteiger wäre.

Und — er arbeitete!

Das mächtige Verlangen der Menschenseele, das in Marcos eigener Brust immer wieder wie ein Akkord aufbrauste, bildete auch bei seinem neuen Entwurf das Motiv. Er wollte eine blütenhaft junge, von allen Hüllen entblößte Gestalt darstellen, die in vollkommener Ruhe dastand und aus weit offenen Augen hinausschaute, einem geheimnisvollen Etwas entgegen, dafür das holde Kind keinen Namen wußte. Aber kommen mußte es! Es konnte die Liebe sein, Seligkeit der Liebe — Vernichtung durch die Liebe: „Gefühl ist alles."

Dem jungen Künstler war dieses Faustwort unbekannt. Aber alles an seiner Gestalt sollte Gefühl sein — Sehnsucht.

‚Sehnsucht‘ sollte sein neues Werk heißen.

Und dieses Werk würde Richards Junge vollenden!

Ende des ersten Teiles.

Zweiter Teil

I

Ein Jahr war vergangen und — Marco arbeitete!

Keinem zeigte er seine Entwürfe, zu niemandem sprach er darüber. Auch nicht zu Sor Riccardo, der unter diesem Schweigen litt. Wie schön wäre es gewesen, wenn der Junge dem Alten von seinem Werke gesprochen hätte, wenn sie darüber debattiert hätten, endlos debattiert; wie herrlich, wenn Richard Hille in diesen Debatten von seinem Jungen besiegt worden wäre, wenn er dessen Ideen hätte bewundern, an seinen Entwürfen sich hätte begeistern dürfen, wenn er mit Tante Dora hätte in die Villa Strohl-Fern kommen und ausrufen können: „Sehen Sie doch nur! Was sagen Sie dazu?!"

Aber Marcos Lippen blieben verschlossen, und verschlossen blieb seinen Freunden die Tür seiner Werkstatt. Die vier Getreuen von der Via Rasella wußten nur, daß der Liebling des Hauses arbeitete: Vormittags in seinem einsamen Studio, Nachmittags mit vielen andern jungen Künstlern im Aktsaale. Sor Riccardos unermüdlicher Fleiß, der die schwierigsten archäologischen Fragen löste; Tante Doras Zauberpinsel, mit welchem sie auf ihrer Leinwand einer ganzen Generation von Kindern blühendes Leben schenkte — die ganze Tätigkeit dieser beiden galt in der Via Rasella nichts im Vergleich zu Marcos ‚Arbeit'. Wenn er nur nicht auch dieses Mal — wie bisher so oft, eigentlich wie immer — sehr bald ermüdete, an sich verzweifelte und dann das Angefangene beiseite warf. Richard Hille spähte ängstlich nach jedem An-

zeichen, welches das Herannahen der gefürchteten Ermattung hätte verkünden können, hangte und bangte, hoffte und fürchtete; Paoluccia kochte unentwegt des Signorinos Lieblingsgerichte; Tante Dora erzählte ihm unermüdlich ihre lustigsten Geschichten; Sor Riccardo lachte ihn, so oft er ihn überhaupt zu sehen bekam, mit seinem strahlendsten Lächeln an, und das Nymphlein wurde in Gegenwart des jungen Herrn von Tag zu Tag schüchterner und scheuer, zugleich mehr und mehr die verkörperte Sehnsucht einer jungen zärtlichen Menschenseele.

Einmal faßte sich der Professor das Herz zu einer Frage: „Ich verstehe es sehr wohl (der Gute verstand es ganz und gar nicht) und es gefällt mir von Dir, daß Du über Deine Arbeit so verschlossen bist: es ist das Zeichen echten Künstlertums. Als Praxiteles seine Venus und Myron seinen Diskobolos schufen, ließen sie sicher keinen Menschen in ihre Werkstatt, womit ich nicht sagen will, daß Du zu dem Geschlecht jener Hellenen gehörst. Immerhin zeugt Dein Schweigen von Deinem künstlerischen Ernst ... Aber zu Minardi hast Du hoffentlich von Deiner Arbeit gesprochen und ihn gebeten, sie zu besichtigen?"

„Nein."

„Auch gegen Minardi schweigst Du? Das gefällt mir nicht, Junge! Ihm gegenüber solltest Du sprechen. Du solltest ihn um Rat bitten, Dich ihm dadurch dankbar erweisen, indem Du Dich ihm anvertraust. Es muß ihn ja kränken, daß Du nicht einmal für nötig hältst, ihn zu Rate zu ziehen. Gewiß war er inzwischen bei Dir? Ihn konntest Du doch unmöglich abweisen."

„Ich bat ihn, in der nächsten Zeit nicht zu kommen."

„Wo er Dir doch helfen könnte!"

„Ich will bei dieser Arbeit seine Hilfe nicht."

Richard Hille schüttelte bedenklich sein graues Haupt, wollte böse werden, wollte von Marco verlangen, noch diesen Mittag zu Minardi zu gehen und ihn zu bitten, zu ihm zu kommen. Der Gescholtene wurde jedoch derartig erregt, daß mit ihm — wie so oft — ‚nichts anzu-

fangen‘ war. Nach einer Stunde kam er mit verändertem Gesicht und Wesen zu seinem Mentor und sagte: „Du könntest ihn übrigens einmal besuchen. Oder noch besser: schicke Tante Dora zu ihm. Er wird sich in seiner Kaisergruft einsam fühlen und ... Am besten wird sein, ich gehe selbst zu ihm und lade ihn in Eurem Namen ein, wieder einmal zu uns zu kommen. Ich muß ihn nämlich darum bitten, sonst kommt er nicht.“

Erstaunt wiederholte der Professor: „Sonst kommt er nicht?“

„Weil er glaubt, ich sei eifersüchtig auf ihn. Eine verrückte Idee, nicht wahr? Er hat sie nun einmal. Ich muß ihm daher ernstlich sagen, daß es eine Wahnidee von ihm ist; denn ich und das Nymphlein! ... Ich denke gar nicht daran, mich zu verlieben: gerade jetzt, wo ich arbeiten will. Und nun gar in Paoluccias Töchterlein! Da müßte ja gleich gefreit werden. Ich und heiraten! Weder mit meinem zwanzigsten, noch mit meinem vierzigsten Jahr! Ein Künstler muß frei bleiben. Ich müßte es auch dann, wenn ich kein Künstler wäre. Zum Heiraten gehört Talent, so gut wie zum Bildhauern; und ich bin, was die Ehekunst betrifft, vollkommen talentlos. Dafür kenne ich mich viel zu genau. Gehöre ich doch in dieser Beziehung ganz und gar zu den Modernen; und moderne junge Männer wollen weder geliebt werden noch selbst lieben. Letzteres am allerwenigsten.“

„Was wollen die Unglücklichen?“

Marco lachte.

„Die Glücklichen wollen genießen! Nichts anderes als das! Alles andere ist ihnen unbequem, also unangenehm. Das Unbequeme und Unangenehme stört den Lebensgenuß; und Lebensgenuß ist nun einmal für einen modernen jungen Mann alles. Aber das verstehst Du nicht.“

„Ganz und gar nicht. Hoffentlich gleichst Du darin nicht der modernen Jugend.“

„Darin gleich' ich ihr allerdings nicht. Wie sollte ich das? Was weiß ich von Genuß? Von jenem Genuß, den unsere

jungen Leute sich im Überfluß zu verschaffen wissen. Bedenke doch, was mein Leben war, wohin es mich geführt hat. Und jetzt, wo ich bei Dir bin ... Und wo ich täglich mehr und mehr einsehe, wie wenig Du davon verstehst, wie sehr es Dich kränken würde, wenn auch ich ... Gleich bist Du wieder entsetzt. Ich will, daß Du ein lustiges Gesicht machst, daß Du all den Unsinn, den ich Dir vorschwatze, nicht ernst nimmst. Denn wenn alles wahr wäre, was ich rede, so müßte ich ein leibhaftiges Scheusal sein. Das bin ich nicht ganz. Ein dummer Junge bin ich: Dein dummer Junge ... Siehst Du, jetzt mußt Du lachen."

Und er lachte seinen ehrwürdigen Freund so übermütig an, daß dieser, wenn auch nicht lachte, so doch lächelte.

Richard Hille brauchte über seines Jungen Reden wirklich nicht gleich ein entsetztes Gesicht zu machen. Menschen mit solchem Sonnenlachen mußten gute Menschen sein: „Adelsmenschen" — wie Richard Hille diese Gattung mit Vorliebe nannte.

II

Marco befand sich noch immer in dem Besitz des Geldes für den veräußerten Eros — so viel von der Verkaufssumme übrig geblieben war; also jenes Teiles davon, den sein Vater nicht erhalten hatte. Von dem Augenblick an, wo Sor Riccardo dem jungen Manne jenen Rest übergeben hatte, fühlte er sich wie von einer Last befreit: Marco würde das Geldgeschäft prächtig besorgen! Dafür war er ein Vollblutrömer. Allerdings war das römische Geschäftgenie eine Eigenschaft jener erlauchten Rasse, die Richard Hille bei seinem Jungen lieber nicht ausgebildet gesehen hätte.

Seit Marco das kleine Kapital in Händen hatte, erschien er sich als vermöglicher Mann. Dabei wollte er das Geld nicht einmal für sich selbst verwalten — bewahre! Er hatte seinen heimlichen Plan, dessen Ausführung er sich fest vornahm und der ihn schon in der Idee glücklich machte.

Verdoppeln und verdreifachen wollte er das Geld: für Richard Hille verdoppeln und verdreifachen! Der beste aller Menschen sollte sehen, daß sein Junge wirklich kein solches ‚Scheusal‘ war, als welches er sich oft genug selbst schilderte. Was Richard Hille dem Advokaten Luigi Lippi für dessen Sohn bezahlt hatte, sollte von diesem bei Heller und Pfennig zunächst zurückerworben, später dann die ganze Summe verdoppelt und verdreifacht werden.

Wodurch verdreifacht?

Durch kühne Spekulation!

Spekulieren galt dem echten Römer für eine noch um vieles herrlichere Sache als Politisieren. Allerdings bedurfte man für ersteres bares Kapital, während für letzteres

Worte genügten. Je größer und volltönender diese klangen, umso bedeutsamer konnte der Römer Politik treiben. Besaß er keine Kapitalien, so mußte er sich auch für seine Spekulationen in Gottes Namen mit Worten begnügen. Wenigstens konnte er in diesem Falle die Sache gleich im großen betreiben: mit den größten Ziffern die kühnsten Spekulationen! In den Cafés und Klubs, beim Apotheker und Barbier, auf Plätzen und an Straßenecken trieben Politiker und Spekulanten mit Leidenschaft nicht nur wortreiche Politik, sondern auch Geldgeschäfte.

Auch Marco gab sich nach seinem Modellieren im Atelier und seinem Zeichnen im Aktsaal diesen idealen Genüssen mit ganzer Seele hin. Sein Stammlokal blieb Café Aragno, seine Stammstandstelle der gerade hier sehr breite Bürgersteig zwischen den Straßen Convertite und San Claudio. Da er nicht in der Lage war — wenigstens jetzt noch nicht — die Freuden der eleganten Jugend voll zu genießen, ergab er sich in seinen Mußestunden dem eifrigen Studium der Geldkurse; und er tat es in dem angenehmen Bewußtsein, das zu den kühnen Spekulationen gehörige Kapital in der Tasche zu haben — was von seinen Bekannten nur wenige behaupten konnten. Aber bei allem Studieren und Debattieren gelangte er zu keinem rechten Entschluß; denn für seine Absicht stand ihm kein Papier hoch genug, erschien ihm keine Spekulation kühn und zugleich sicher genug. Für eine rapide Vermehrung seines Kapitals mußte er eine andere Methode ersinnen.

Und Marco ersann: Spielen — Hasardspielen!

Richard Hille verabscheute das Spiel. Aber Richard Hille haßte und verachtete vieles, was die anderen, und zwar die meisten anderen, durchaus nicht haßten und verachteten. Im Gegenteil! Der ‚beste der Menschen‘ war im Grunde genommen einer der kuriosesten Käuze, die Roms Sonne jemals beschienen hatte. Der Professor hielt Monte Carlo für die irdische Hölle, Marco hielt es für das irdische Paradies. Nun war Rom zwar nicht der

goldene Venusberg an der Côte d'azur; aber es gab auch in der Siebenhügelstadt der kleinen heimlichen Paradiese genug. Was wäre für Marco natürlicher gewesen, als in einen dieser Gärten Eden einzugehen? Überdies tat er es nicht für sich selbst, sondern für seinen ausgezeichneten Nährvater. Hatte er die ihm von diesem geschenkte Summe — schließlich war es doch sein Geld! — im Spiele nicht nur verdoppelt und verdreifacht, sondern verzehn- und verdreißigfacht, so brauchte sein ehrwürdiger Freund die Methode gar nicht zu erfahren, wenn Marco ihm den Schatz überbrachte: „Dies alles ist Dein!" Und wie gesagt: kein Kind war so kinderleicht zu belügen wie dieser glaubensreiche, vertrauensselige grauhaarige Knabe — wenn überhaupt jemand das Herz besaß, sein Vertrauen zu hintergehen und seinen Glauben zu verraten. Marco beschloß, es zu tun. Geschah es doch in bester Absicht. Wo er das Kapital zu einem derartig allerhöchsten Gewinnsatz anlegen sollte, ergab sich für ihn durch einen Zufall.

Einer der jungen Elegants von Café Aragno erkundigte sich eines Tages bei ihm: „Weshalb besuchen Sie eigentlich niemals die Marchesa?"

„Welche Marchesa?"

„Im Karneval wurden Sie ihr vorgestellt, und auf dem Ball in der Argentina, wo Sie das famose Abenteuer hatten, tanzten Sie mit ihr."

„Ich erinnere mich ... Die Marchesa war über mich höchlichst entrüstet."

„Im Gegenteil."

„Jedenfalls benahm ich mich damals wenig höflich gegen die Dame."

„Und jedenfalls beklagt sich die Marchesa jetzt über Ihre Unhöflichkeit, weil Sie ihre Dienstagabende nicht besuchen."

„Wie kann ich eine Dame besuchen, gegen die ich ungezogen war?"

„Sie sind doch noch immer recht naiv. Überdies hat die Affäre mit dem Herzog Sie interessant gemacht."

„Wahrhaftig?“

„Für die Frauen wenigstens.“

„Die Frauen —“

Richards Junge sagte die zwei Worte in einem Tone, mit einem Lächeln, welches Richard Hille, wenn er es gesehen und gehört, unglücklich gemacht hätte. Die jungen Herren verstanden Ton und Lächeln besser.

„Also nächsten Dienstagabend kommen Sie?“

„Ich werde vorher bei der Marchesa eine Karte abwerfen?“

„Tun Sie das. Vergessen Sie nicht den Marchese. Also zwei Karten, der bloßen Form wegen.“

„Richtig, und der Marchese!“

„Sie können spät kommen. Es wird bei den Leuten erst nach Mitternacht interessant.“

„Was nennen Sie so?“

„Man bleibt dann unter sich.“

„Und?“

„Und man jeut.“

„Oh!“

„Sprechen Sie nicht weiter darüber.“

„Ich verstehe.“

„Sie können enorm gewinnen ... Es bleibt also dabei: Sie kommen?“

„Ich komme.“

Noch vor sehr kurzer Zeit würde Marco die Aufforderung: die Dienstagabende der Marchesa zu besuchen, mit Entschiedenheit abgelehnt haben. Erstens sollte er arbeiten; zweitens hatte er beschlossen, Richards Junge nach Möglichkeit zu sein und zu bleiben; drittens ... Und drittens der Ton und das Lächeln, mit dem Marco vorhin von den Frauen sprach und das von den jungen Leuten so gut verstanden worden war, gehörte zu jenem dunklen Etwas in seiner Seele, daran er so viel denken und dagegen er sich so stark wehren mußte. Und vor allem: er mußte sich endlich dazu aufraffen, das ihm von Sor Riccardo übergebene Kapital in einer möglichst angenehmen Weise um

ein Beträchtliches zu vergrößern. So geschah es, daß das ‚Ja‘, mit dem er seinen ersten Eintritt in die Welt der römischen Salons zusagte, wie ein reiflich überlegter, unabänderlicher Entschluß klang.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnisvollen Faschingsdienstage hatte Marco keine Vergnügungen mehr aufgesucht; und jetzt war es bereits Anfang Mai. Im Frack, mit weißer Krawatte, trat er den nächsten Dienstagabend in die stille Studierstube des Professors, der erstaunt von seiner Arbeit aufsah.

„Du hast Dich ja heute wunderschön gemacht!“

„Ich bin eingeladen: bei der Marchesa . . .“

Und er nannte den Namen eines der ältesten und edelsten römischen Adelsgeschlechter.

„Ich wußte gar nicht, daß Du die Marchesa kennst.“

„Schon seit dem Karneval. Du liebst es ja nicht, wenn ich Dir von meinem Verkehr mit jenen Leuten erzähle.“

„Wenn es Dir Freude macht —“

„In jeder neuen Bekanntschaft witterst Du womöglich gleich einen Treubruch gegen Dich.“

„Vielleicht nicht immer einen Glücksfall für Dich. Alle guten Freuden der Jugend und des Lebens gönne ich Dir von Herzen.“

„Nur daß Du auf jedes Gute, welches mir nicht von Dir kommt, eifersüchtig bist.“

Sofort bereute Marco sein hartes Wort, das er im herben Tone, mit seinem unguten Lächeln sagte. Den schmerzlichen Blick Richard Hilles bemerkend, rief er voll aufrichtiger Reue: „Anstatt dankbar zu sein, daß einem Menschen auf Erden daran gelegen ist, von mir geliebt zu werden, rechne ich Dir Deine Liebe zu mir womöglich als Unrecht gegen mich an.“

Mit leiser Stimme bat der Buonissimo: „Wenn Du mir nur immer alles sagen, mir nur stets in allem vertrauen wolltest.“

„Das kann ich nicht! Einfach — ich kann nicht! Ich bin ein junger Mensch. Du verstehst nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Das soll kein Vorwurf sein; denn wie solltest Du das verstehen können? Und es gibt so viele Dinge, die ich Dir nicht sagen, Dir nicht anvertrauen kann — wie Du's nennst. Jeder junge Mann hat in seinem Leben solche Dinge. Auch der Beste, der Reinlichste. Du mußt Dich daran gewöhnen, mich meine eigenen Wege gehen zu lassen."

Von allem hatte Richard Hille nur das eine gehört: er verstand nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Und Marco war jung! Er war gewissermaßen die personifizierte Jugend mit allen ihren heißen Hoffnungen und wilden Wünschen, allen ihren goldenen Träumen, davon das beginnende Alter nichts wußte, denen es fremd und feindselig gegenüberstand. Ja wohl: feindselig! Wenn auch ohne es selbst zu wissen oder gar zu wollen. Richard Hille, der Alternde, verstand nicht, mit jungen Leuten umzugehen! ... Richard Hilles Wahlsohn klagte sich zwar selbst des Unrechts gegen seinen Freund an; aber — der junge Mann hatte mit seiner Anklage — denn eine solche war es — nur zu sehr recht. Mit jungen Leuten umzugehen, verstand der Gelehrte nicht: wie konnte er sich dann einbilden, daß dieser glanzvolle Jüngling sich bei ihm glücklich fühlte, daß er bei ihm bleiben würde?

Marco nicht immer bei ihm bleiben; Marco einmal von ihm fortgehen? Er ohne ihn älter und älter, einsamer und einsamer werden? Denn einsam, trostlos einsam würde er alsdann sein — trotz Tante Dora und Paoluccia, trotz seiner hehren Wissenschaft und geliebten Antike.

Er eines Tages ohne seinen Jungen sein müssen —

Zum ersten Male durchzuckte ihn dieser Gedanke, während Marco neben ihm stand: im Frack, mit weißer Krawatte, ein junger Gott aus jener Welt, von der Richard Hille genau so wenig wußte wie von allen den Dingen, deren ein junger Mann bedurfte, um sein Leben voll zu

genießen. Unter diesen Genüssen war manches, war vieles, was der junge Mann seinem besten Freunde nicht anvertrauen konnte; deshalb nicht anvertrauen, weil derselbe ein Alternder und Unwissender war.

Sein Junge einmal nicht mehr bei ihm —

Ein Glück, daß ihm dieser Gedanke gekommen war! Er hätte sonst in den Tag hinein gelebt, ohne an jene Möglichkeit überhaupt nur zu denken. Das war notwendig. Er mußte sich an die Vorstellung gewöhnen, daß der Tag kommen konnte — kommen mußte, an dem Marco von ihm ging.

Es war sein Sohn, sein ‚Wahlsohn‘. Jeder Vater mußte seinen Sohn einmal hingeben. Das war eine Naturnotwendigkeit. Weshalb sollte er von der Regel eine Ausnahme machen? Welches Recht beanspruchte er für sich? So wenig wie jeder andere Vater besaß er ein Recht, seinen Sohn für sich zu behalten. Oder glaubte er etwa, er besäße dadurch ein Recht auf ausschließlichen Besitz seines Jungen, weil er ihn aus den Fluten eines reißenden Stromes gerissen hatte: in das Leben zurück, an sein Herz, in seine Seele, wo der arme Knabe geborgen bleiben sollte, vor jeder verderblichen Sturmflut des Lebens bewahrt?

Es kostete dem Gelehrten Überwindung, mit möglichst ruhiger Stimme, möglichst heiterer Miene zu sagen: „Jetzt habe ich Dich noch, j e t z t! ... Es ist jedoch höchste Zeit, in Deine Gesellschaft zu gehen. Schon Zehn vorüber!“

Marco belehrte ihn: „Es ist ein rout. Zu einem rout kann man kommen, so spät man will.“

„Denke an Deine Arbeit morgen. Du bist jetzt immer so wundervoll früh daran.“

„Ja, ja. Ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerst. Auch morgen werde ich wundervoll früh bei der Arbeit sein. Verlaß Dich darauf ... Sei nicht traurig, wenn Du jetzt allein bist. Du weißt, ich rede oft Dummheiten; heute war es offenkundiger Unsinn. Morgen denke ich nicht mehr daran.“

Richard Hille stand auf, ging zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Bisweilen kannst Du denjenigen, die Dich lieben, wehe tun, recht sehr wehe. Durch ihre allzu große Liebe zu Dir sind sie wehrlos. Daran denke. Du bist ja doch ein feiner Mensch."

Heftig rief Marco: „Du sollst mich nicht so nennen! Nicht heute! Ich will es nicht!"

„Ich werde Dich immer so nennen. Auch dann, wenn Du einmal von mir fortgehen solltest: deshalb von mir fortgehen, weil ich nicht verstehe, mit jungen Leuten umzugehen. Ein feiner Mensch und mein guter Junge bist Du und bleibst Du."

„Du willst es nicht anders haben; ich kann Dir also nicht helfen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ... Gute Nacht!"

„Gute Nacht. Es wird gewiß meine Schuld sein, einzig und allein die meine, wenn ich Dich einmal verlieren sollte."

Aber Marco war bereits hinausgeeilt. Der Professor hörte ihn auf der Treppe aus ‚Carmen' summen.

Seine Schuld *mußte* es sein, wenn sein Junge eines Tages nicht mehr — sein Junge sein sollte.

III

Der Palast der Marchesa lag in dem Quartier zwischen Via Giulia und dem Corso Vittorio Emanuele. Zu derselben großen Zeit wie der Palazzo Venezia entstanden, war auch dieses Haus von einem berühmten Architekten aus den gewaltigen Travertinquadern des Kolosseums erbaut: mit einem quadratischen Hof, den ringsum in einer Höhe von drei Stockwerken schöne, von antiken Säulen gestützte Loggien umschlossen. Ein Museum von Statuen, Sarkophagen, Gebälkstücken und Inschrifttafeln war in diesen offenen Galerien aufgestellt. Das edle Gebäude führte den Namen des erlauchten Geschlechts und stieß mit seiner Fassade an einen winkligen, von altertümlichem Mauerwerk eingefaßten Platz, den der nämliche stolze Patriziername bezeichnete.

Als Marco in seiner elenden Droschke in die gewölbte hallenähnliche Einfahrt einfuhr, stand der Platz voller Equipagen. Die meisten vornehmen Häuser stellten mit dem Ende des Karnevals ihre Abende ein; aber die Marchesa hielt ihren Empfang bis in den Sommer hinein: bis die römische große Welt aus dem glühenden Käfig der Kapitale in die Meerbäder sich rettete. Der lang ausgedehnte „ricevemente" verstieß daher gegen allen alten Brauch und jede gute Sitte. Für viele war es jedoch angenehm, in der saison morte ein offenes Haus zu haben. Überdies ein Haus, in dem man sich ausgezeichnet unterhielt. So waren denn die Dienstagabende, oder besser gesagt: die Dienstagnächte der Marchesa sehr in Mode; freilich nicht bei der ersten und besten Gesellschaft.

Umso ungenierter amüsierte man sich.

Der Ball in der Argentina, so exklusiv er sein sollte,

war immerhin eine Karnevalsunterhaltung gewesen, zu welcher schließlich selbst die Vicetta Zutritt gefunden hatte. Diesmal betrat Marco den Salon einer Frau, die — so vieles man ihr hätte nachsagen können — zur wirklich großen Welt zählte. Ganz Rom wußte, daß der Marchese ein überaus nachsichtiger Gatte war; aber ganz Rom rühmte die Klugheit seiner Frau, die jeden Eklat zu vermeiden verstand. Und so lange es zu keinem Skandal, zu keinem öffentlichen Ärgernis kam, konnte selbst die erste und beste Gesellschaft die Dienstagabende der Marchesa frequentieren. Bis Ende des Karnevals geschah dies auch. Erst dann zogen sich die strengsten Vertreter des Hergebrachten von den angenehmen Festen zurück, um sie mit Beginn des Winters sehr gern wieder zu besuchen.

Die mit kirschroten Teppichen belegte, glänzend erleuchtete Treppe hinaufsteigend, dachte Marco, nach seiner Weise sich beobachtend, und über sich reflektierend: ‚Wie ist Dir? ... Du fühlst Dich nicht im mindesten befangen. Dieses vornehme Haus mit aller seiner Pracht erscheint Dir als etwas durchaus Gewohntes, Deiner Natur Gemäßes. Und es geschieht doch zum ersten Male, daß Du in solcher Umgebung bist! Nimm Dich nur zusammen und begehe nichts Ungeschicktes. Nur nichts Falsches oder gar Lächerliches. Keiner von diesen vornehmen Leuten darf ahnen, daß Du der Sohn des Advokaten Luigi Lippi bist.‘

Er stieg die prächtige Treppe vollends hinauf — auch hier Antiken und Kunstwerke! und wurde im zweiten Stockwerk von Lakaien in rosa Seidenstrümpfen und silberbetreßter mauvefarbener Galalivree empfangen. Sie ließen den Neuling nach tiefer Verneigung in eine Halle treten, der in langer Folge Gemächer und Säle sich anschlossen. Marco sah kassettierte Plafonds, gemalte Friese, Seidentapeten, Gemälde alter Meister, Statuen, vergoldete Möbel, Majoliken und Bronzen. Überall Blumen, Wohlgerüche und Glanz vieler Kerzen.

Die ersten Räume waren leer. Marco durchschritt sie

langsam. An den Spiegeln vorübergehend, betrachtete er sein Bild. Seine Wangen färbte eine leichte Röte, seine Augen glänzten. Er sah prachtvoll aus. Aber — einen neuen Frackanzug mußte er haben! ... Dann betrat er die Salons, darin die Gäste sich aufhielten.

Ihm fiel sogleich eine Sache auf: es befanden sich weniger Damen als Herren in der Gesellschaft. Sie erschienen in großer Toilette, tief dekolletiert und trugen köstlichen Schmuck. Berühmte Schönheiten waren darunter. Man sprach ziemlich laut — etwas zu laut! Marco, der nur von einigen Jünglingen gekannt ward, fiel auf. Eine der Damen lorgnettierte ihn ungeniert und erkundigte sich, wer er sei? Er bemerkte es und hatte dabei das Gefühl, daß dieser Abend für ihn ein Ereignis bedeutete, dem ein neuer Lebensabschnitt folgen würde. Die Ahnung zukünftiger berauschender Siege, zukünftiger ungekannter Lebensfreuden überkam ihn. Seine erhobene Empfindung half ihm über jede Verlegenheit hinweg. Er nickte diesem und jenem seiner Bekannten flüchtig zu, bewegte sich, als sei er in der fremden Umgebung Habitué, mit den Augen die Wirtin suchend. Er fand sie und schritt auf die schöne Frau zu, um sie zu begrüßen. Alles dies tat er tadellos.

Im leichtesten Tone entschuldigte er sich, nicht früher gekommen zu sein, und erhielt für dieses Vergehen — gleichfalls im leichtesten Ton — Absolution. Wie angenehm waren diese Formen, wie bequem! Jedenfalls war die große Welt s e i n e Welt, in der zu leben nicht schwer sein konnte: man brauchte dafür nur Talent zu haben. Was ihn selbst betraf, so schien sein Talent auch in dieser Kunst geradezu Genie zu sein, so heimisch fühlte er sich in diesem ungewohnten ‚ambiente‘. Er plauderte mit der Marchesa und den anderen schönen eleganten Frauen — nur mit den schönsten und elegantesten! — ohne zu wissen, wer sie waren, ohne sich darum zu kümmern, erfüllt davon, daß er gefiel, außerordentlich gefiel, ein Bewußtsein, welches auf ihn wie ein Narkotikum wirkte. Er war nicht

nur liebenswürdig, sondern auch witzig, fast geistvoll. Übrigens waren die Gespräche herzlich fad: banalstes Salongeschwätz. Aber Marco fand auch das ‚herrlich'. Einmal gedachte er Sor Riccardos; jedoch nur, um zu wünschen: ‚Wenn der Gute Dich hier sehen könnte!'

Richard Hille in den Salons der Marchesa unter allen diesen römischen Aristokratinnen, diesen Elegants: der kleine verkümmerte Herr mit dem schleppenden Fuß, dem welken Gesicht, in einem Kostüm, wie es auf der ganzen zivilisierten Welt nur ein Deutscher tragen konnte, nur ein gelehrter Deutscher! Der gute Richard Hille hätte unter diesen Menschen eine seltsame, geradezu komische Figur gemacht.

Da man weder vorgestellt ward, noch sich selbst vorstellte — alle kannten einander — so wurde die Dame des Hauses häufig nach Marco gefragt. Ihre Antwort lautete regelmäßig: „Ein junger Bildhauer von großem Talent. Aristide Minardi soll entzückt von ihm sein. Denken Sie doch: Aristide Minardi! Sein Atelier befindet sich in der Villa Strohl-Fern. Ich glaube, er heißt Lodi oder ... Jedenfalls ist er jemand, den man empfangen kann. Dabei geradezu wundervoll gewachsen."

Die Gesellschaft unterhielt sich über den Neuling: „Ein genialer Bildhauer... Minardi ist für ihn begeistert... Er heißt Lodi oder so ähnlich... Und wie wundervoll gewachsen er ist!" Marco wurde einige Male: „Signor Lodi!" angesprochen. Er mußte verbessern: „Nicht Lodi, sondern Lippi."

Ein vulgärer Name! In dieser Gesellschaft doppelt vulgär. Und wenn er gefragt worden wäre: „Sind Sie verwandt mit dem Advokaten Lippi? Sie wissen doch?"

Ob er wußte! Hätte man erfahren, daß er der Sohn des Advokaten Lippi sei, so wäre er in dieser illustren Gesellschaft unmöglich gewesen. Er aber wollte von ihr akzeptiert werden, wollte zu ihr gehören! Nicht durch seine Geburt, sondern durch Neigung, Anlage, Anpassungsvermögen. Ihre Formen und Ansichten waren seine

Formen und Ansichten. Wie sie, bedurfte auch er dieser vornehmen Umgebung, dieser verfeinerten Kultur, dieses Extraktes von Schönheit in allem, was das Auge sah, die Sinne erregte. Gleichsam durch Offenbarung wurde er sich an diesem Abend seiner ästhetischen, seiner aristokratischen Natur bewußt: an diesem Abend entdeckte Richard Hilles Wahlsohn seine Natur!

Welcher Unterschied zwischen den Menschen aus jener andern Welt und diesen prachtvollen Frauen, diesen distinguierten Männern! Welcher Gegensatz: dieser Palast und das Haus in der Via Rasella — von der trostlosen Straße jenseits des Tibers gar nicht zu reden. Was konnte er für seine Empfindung? Es war die eines Künstlers, für den die Schönheit als höchste Gottheit galt. Und Vornehmheit, Eleganz, Pracht — wahrhaft vornehme Eleganz und Pracht — war Schönheit! Wenn das Wohlbehagen, das er in dieser Umgebung empfand, Treubruch und Verrat an seiner Vergangenheit sowohl wie an seiner Gegenwart war, so trug seine Künstlernatur daran die Schuld.

‚Das ist meine Welt! Ich muß in meiner Welt Platz finden, muß sie zu der meinen machen!‘ dachte er beständig, mehr und mehr fühlend, wie sehr er gefiel. In seinen Augen, seinen Mienen strahlte sein Triumph. Über die banalsten Dinge plauderte er so brillant, daß ihm sogar eine Prinzessin zuhörte, die mit dem königlichen Hause von Savoyen verwandt war. Sich immer sicherer fühlend, wagte er einige Cynismen, die das Glück hatten, diskret belächelt zu werden. Aber — einen neuen perfekt sitzenden Frackanzug mußte er unverzüglich haben!

Einer seiner Bekannten von Café Aragno gratulierte ihm zu seinem stupenden succès. Diesen höflichen Herrn ersuchte er, ihm die Namen der Damen zu nennen, bei denen er, der gesellschaftlichen Sitte gemäß, im Laufe der nächsten drei Tage Karten abwerfen mußte. Er setzte eine förmliche Liste auf und nahm sich vor, Visitenkarten anfertigen zu lassen:

Marco Lippi-Hille.
Scultore.
Villa Strohl-Fern.

Der Doppelname würde Sor Riccardo freuen. Überdies klang es weniger plebejisch als nur: ‚Lippi‘.

Nach Mitternacht brachen die meisten auf. Auch Marco wollte sich entfernen. Ein Herr sprach ihn an, den Marco völlig übersehen hatte. Er war ältlich und etwas allzu künstlich frisiert, trug gefärbte Moustaches und Monocle. Im übrigen war er von großer Distinktion; doch kümmerte sich keine Seele um ihn.

„Sie wollen schon gehen?“

„Es ist spät.“

„Bleiben Sie doch.“

„Sie sind sehr liebenswürdig.“

Marco wollte sich kühl abwenden, als er bemerkte, was für einen ausgezeichnet gemachten Frack der Herr trug; seines süperben Frackes willen hätte der distinguierte Herr dem jungen Manne gleich auffallen müssen.

„Würden Sie mir einen Gefallen erweisen?“

„Mit Vergnügen.“

„Und mir die Adresse Ihres Schneiders geben?“

Der distinguierte Herr nannte sie.

„Danke ... Verzeihen Sie, ich muß mich jedoch von der Marchesa verabschieden.“

„Meine Frau wird bedauern, daß Sie schon aufbrechen wollen.“

Der ältliche Herr mit dem gefärbten Schnurrbart, um den keine Seele sich kümmerte, war der Hausherr. Marco hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß es in diesem Hause überhaupt einen Hausherrn gäbe. Als dieser sich ihm auf solche Weise vorstellte, unterließ der Gast, sich für seine Gedankenlosigkeit zu entschuldigen.

Marco blieb. Der kleine Kreis von Intimen, zu denen jetzt auch Marco zählte, begab sich in das Boudoir der Marchesa, einen kleinen entzückenden Raum, ganz aus Gold, Marmor und Spiegelscheiben, mit Rosenfestons und

flatternden Amoretten bemalt. Es wurde Sekt serviert und die Stimmung sehr animiert. Ein Herr — es war nicht der Hausherr — schlug vor, zu jeuen. Man akzeptierte die Anregung, und der Marchese übernahm die Bank.

Marco beteiligte sich an diesem Vergnügen lediglich als Zuschauer. Als er zu dem rout der Marchesa ging, wollte er von dem Gelde — das zwar sein Eigentum war, das jedoch Sor Riccardo gehören sollte — einige Kassenscheine zu sich stecken. Schließlich unterließ er es, was ihn jetzt reute. Übrigens forderte ihn niemand auf, mitzuhalten.

Mit wachsender Erregung sah er zu.

In dem kleinen entzückenden Boudoir der Marchesa wurde sehr hoch gespielt. (Die Dame des Hauses hatte die Lakaien fortgeschickt, und die Herren selbst bedienten.) Mehr noch als der Champagner stieg allen der Rausch des hohen Spieles zu Kopf. Marco bebte und brannte. Mit heißem Atem und Herzschlag sah er zu, wie bedeutende Summen verloren und gewonnen wurden: ganze Vermögen verloren und gewonnen!

Noch immer kümmerte sich niemand um ihn. Nur die Marchesa sah bisweilen zu ihm hinüber: flüchtig scheinbar und doch mit einem tiefen bedeutungsvollen Blick. Mit ihren schlanken weißen Fingern, die von Brillanten und Edelsteinen funkelten, wühlte sie in dem Haufen Gold, der vor ihr lag.

Sie hatte viel Glück im Spiel, die Marchesa!

Das nächste Mal: am nächsten Empfangsabend der schönen Frau, also bereits am nächsten Dienstagabend, würde auch er —

Bedeutende Summen, ganze Vermögen wollte er gewinnen, um Sor Riccardo seine Schuld zurückzuzahlen: zehnfach, dreißigfach.

Wenn er dadurch mit Richard Hille quitt werden könnte!

IV

„Ich komme, um Sie zu bitten, sich wieder einmal bei uns sehen zu lassen. Alle würden sich freuen. Auch — Lella. Die Abende auf Tante Doras Terrasse sind jetzt wundervoll: man sitzt förmlich eingehüllt in Rosen. Das ist etwas für Sie! Nicht wahr: Sie kommen? Heute abend schon! Gerade heute würde es prächtig passen. Bitte, kommen Sie!"

Eigens um Minardi selbst zu bitten, ging Marco zu ihm; und es freute ihn, daß er gegangen war: er hatte damit einer edlen Regung nachgegeben. Besonders in letzter Zeit tat es ihm wohl, wenn er sich sagen durfte: ‚Das war von Dir schön empfunden!' Und schön von ihm empfunden war, daß er selbst kam, um Minardi zu bitten. Dieser sollte erkennen: ‚Er ist doch ein nobler Bursch, dieser junge Mann! Obwohl er weiß, daß Du die kleine Elfe —. Er aber kommt selbst und bittet Dich!'

Minardi war denn auch sichtlich erfreut: es gab also Menschen, die sich um ihn kümmerten, die ihn gerne bei sich sehen würden, die versuchten, ihn seiner Kaisergruft zu entreißen? In früherer Zeit hätte er solche guten Freunde für seine Feinde gehalten, wäre er wild geworden, wenn jemand gewagt hätte, ihn bei seiner Arbeit zu stören; früher hatte er von keinen ‚guten Freunden' wissen wollen. Auch nicht von einem ‚Feenwesen'. Von einem solchen am wenigsten. Aber seit einiger Zeit: seitdem ein letzter, allerletzter Entwurf entstanden war und er sich täglich zu dem Entschluß aufraffen wollte, die Besichtigung seines Werks durch eine Kommission zu verlangen — seitdem fing er an, unruhig zu werden. Täglich wuchs seine Aufregung und mit dieser das Gefühl seiner Einsamkeit.

Eine ungeheure Angst ergriff ihn seit einiger Zeit. Angst wovor? Vor einem Unglück? Welches Unglück konnte ihn treffen, da er sicher war, felsenfest davon überzeugt, daß er diesesmal mit seinem Königsdenkmal seiner Nation ein nationales Werk schenkte?

Trotzdem zauderte er von Tag zu Tag, den bedeutungsvollen Brief zu schreiben oder selbst zum Minister zu gehen. Und beständig in ihm diese Unruhe, Aufregung, Angst.

Angst vor einem Schicksal ... Das war das richtige Wort!

In solcher Gemütsverfassung ertrug er das Alleinsein nicht mehr. Aus Furcht vor demselben kam es jetzt vor, daß er manchen Tag gar nicht in seinem Studio erschien. Auch in seiner Wohnung hielt er es nicht aus. Er lief durch die Stadt. Halbe Tage lang, halbe Nächte lang trieb er sich umher. Der menschenscheue Mann suchte plötzlich das Gewühl, stürzte sich hinein, begrub sich förmlich darin. Oder er lief von Monument zu Monument: vom Denkmal Garibaldis auf dem Janiculus zum Marc Aurel auf dem Kapitol. Vor dem Reiterstandbild des großen Nationalhelden hob sich Minardis Selbstgefühl mächtig; aber auch vor der berühmten Antike auf dem feierlichsten Platz der Welt schwand dieses nicht: sein König von Italien konnte sich dem römischen Kaiser getrost zur Seite stellen.

Erst Marcos Stimme erinnerte ihn wieder an des jungen Mannes Gegenwart. Wieder hörte er sich dringend gebeten: „Sie kommen doch heute abend? Bitte, bitte!"

Von Minardis einsamem Leben waren seine Abende das Einsamste, Ödeste — einsam und öd, wenn er sich auch mitten im Gewühl befand. Sie waren so einsam, daß er einige Male nach der Via Rasella unterwegs gewesen war, um jedesmal voller Scham über seine Schwäche umzukehren. Wenn er der Einladung Folge leistete, so brauchte er sich nicht zu schämen, seinem heimlichen Verlangen nach der Gesellschaft dieser guten Menschen — nach dem Anblick des holdseligen Kindes — nachgegeben zu haben.

Würde dieser Anblick ihn nicht an die Gruppe der drei erinnern? ... Er hatte sie zertrümmert, er: der Entsagende. Und so antwortete er denn dem Bittenden: „Es ist sehr freundlich von Ihnen. Ich bin solche Freundlichkeit gar nicht gewöhnt. Wenn mein Besuch jedoch keinerlei Störung verursachen und ich Ihrer Familie wirklich willkommen sein sollte — Ich komme nämlich sehr gern."

„Das ist prächtig! Sie werden selbst sehen, wie alle sich freuen. Am behaglichsten wäre, wenn Sie zum Abendbrot kämen. Sie sollen unter einem Purpurbaldachin von Rosen sitzen, ganz Rom zu Ihren Füßen. Paoluccia wird selig sein, Ihnen ihre famosen, mit jungen Erbsen gedämpften Wachteln vorsetzen zu dürfen. Also: es bleibt bei heute abend!"

Marcos Gesicht war ein einziges Lachen und Leuchten. Und wie liebenswürdig der hübsche Bengel bitten konnte! Unmöglich, seine Bitte abzuschlagen; selbst für solchen mürrischen Einsiedler unmöglich. Minardis Versprechen: schon zur cena zu kommen, war ein Erfolg seines Besuches, darauf er nicht gehofft hatte. Zu Hause würden sie Augen machen!

Er konnte nicht erwarten, fortzukommen, sagte hastig lebewohl, nahm in der Via Ripetta einen Wagen und beschloß, mit den Seinen heute einen Festabend zu feiern, zu dem er selbst die Einkäufe machte. Zunächst fuhr er nach Piazza S. S. Apostoli zu Latour, der für gewisse kleine Torten, für Fondants und Schokoladen berühmt war. In einer großen Weinhandlung kaufte er Asti spumante und in der Via Tritone nicht nur Früchte — es war die Zeit der Erdbeeren vom Nemisee! —, sondern auch Wachteln und junge Erbsen. Außerdem Lachsforellen, die, in Lattichblätter gewickelt, frisch von Tivoli eingetroffen waren, in dem nämlichen Bergfluß gefischt, darin Kaiser Nero den köstlichen Fisch bei Gesang und Lautenspiel in goldenen Netzen gefangen hatte.

Den Wagen voll guter Dinge, befahl Marco dem Kutscher, in die Via Rasella zu fahren. Tante Dora

würde mit seinen Einkäufen natürlich nicht zufrieden sein. Für Tante Dora gab es nämlich in Rom nur eine Persönlichkeit, die herrlich einkaufen konnte: Paoluccia! Und zu welchen Spottpreisen! Alle Händler von Gemüsen und Früchten, sämtliche Verkäufer von Fleisch und Fischen, von Geflügel und Wildbret fürchteten daher die stattliche Erscheinung von Tante Doras Allergetreuester. Denn diese suchte sich die frischesten Fische, die fettesten Enten, den stärksten Spargel, die saftigsten Orangen einfach aus den Vorräten aus, nahm sie einfach mit, um dafür wahre Spottpreise zu zahlen und sie im Triumph nach Hause zur Herrin zu tragen, der sie mit Heuchlermiene klagte: „Heute bekam ich rein gar nichts!"

Und sie hielt einen Riesenragusta oder eine junge fette Schnepfe oder einen Staatskapaun in die Höhe. Dann fragte sie tiefbetrübten Tons: „Wieviel kostet es wohl?"

„Ach, Paolucc', gewiß furchtbar teuer?"

„Furchtbar!"

Paolucc' sprach dieses Wort in dem geliebten Deutsch ihrer Signora, mit dem Pathos einer echten Römerin, und nannte darauf für die erhandelte köstliche Ware einen Spottpreis, an dem Staunen ihrer Herrin sich weidend. Dieser Auftritt wiederholte sich in der Via Rasella jeden Vormittag, eine Szene, der weder Herrin noch Dienerin überdrüssig wurden. Heute nun hatte Marco eingekauft, ohne einen Centesimo abzuhandeln, also unerhört teuer. Sicher waren die Anioforellen nicht frisch, waren die Wachteln von Nettuno zum Erbarmen mager!

Tante Doras Gesicht sich vorstellend, lachte Marco im Wagen hell auf. Seltsam! So recht von Herzen lachen konnte er nur in der Via Rasella: nur in dem durchaus nicht eleganten ‚Milieu' der beiden Alten, die beide doch ganz und gar nicht distinguiert waren, nach dem Kodex der Welt, die fortan Marcos Welt werden sollte, sogar höchst undistinguiert.

Wie Marco dem erwarteten Gast vorausgesagt hatte, freuten sich alle auf Minardi. Und daß der einsame Mann

sogar die cena mit ihnen nehmen wollte! Dieses Wunder konnte in Rom nur einer vollbringen: der junge feine Herr, der seit kurzem auf seiner Visitenkarte den Italien und Deutschland verbindenden Doppelnamen führte — nicht so ganz zur stolzen Freude des alten Germanen, wie Marco Lippi-Hille erwartet hatte. Und er hatte es doch im Grund genommen lediglich seinem Mentor zur Liebe getan.

Tante Dora war über Minardis Kommen so glücklich, daß sie den von Marco für die Abendtafel eingekauften guten Dingen ungeteilten Beifall zollte, die Wachteln fett, die Forellen köstlich fand und völlig vergaß, nach dem Preise zu fragen oder Paoluccias Meisterschaft im Einkaufen zu rühmen. Sie kramte ihr bestes Damastgedeck hervor — es stammte noch von Frau Medizinalrat Petersen her — und einen Tafelaufsatz, den ihre Großeltern zur silbernen Hochzeit bekommen hatten. Marco machte den Tafeldecker. Er fand das Prachtstück des Hauses Petersen entsetzlich geschmacklos, wollte jedoch Tante Dora die Kränkung ersparen und verhüllte das altmodische Ungeheuer von Silbergestell mit Ranken blühender Rosen.

Um diesen hochragenden festlichen Mittelpunkt ließ er ein ungemein kunstvoll ausgeführtes ‚nur in Rom mögliches‘ Rosenwunder erstehen, ein Miniatur Rosen-Eden darstellend: einem Kreise schneeweißer Knospen, die dicht aneinander sich drängten, folgten in sanft ansteigenden Ringen Reihen rosiger Blüten. Mit jeder neuen Blumenschicht färbte sich in sorgfältig abgetönten Schattierungen der Rosengarten dunkler und dunkler, bis der reizvolle Aufbau in einer Korona von schwärzlichem Purpur siegreich abschloß. Ein Rosenbaldachin überglänzte die kleine Tafelrunde; ein Rosenteppich bedeckte den Boden, und eine Rosenkrone sollte zu Ehren des Künstlerfürsten das Nymphlein tragen.

Gleich nach dem Aveläuten erschien der Gast, Paoluccia öffnete ihm, ohne ihr fragendes: „chi è?“ gerufen zu haben, und ihn begrüßend, als ob er der ‚Buonissimo‘ in eigener

Person wäre. Dann stürmte Marco herbei, herbei eilten Tante Dora und Sor Riccardo, alle mit solchen frohen Gesichtern, solchen lebhaften Ausrufen der Freude, daß es dem Ankömmling wunderlich zu Mute ward. In seiner vereinsamten und umdunkelten Künstlerseele erwachten längst verklungene Melodien aus der Kinderzeit.

„Wie lange Sie uns nicht besuchten! Gerade, als ob Sie sich von uns vermissen lassen wollten. Wenn das Ihre Absicht war, so haben Sie sie erreicht. Aber es ist gar nicht hübsch von Ihnen.“

Tante Dora hielt diese Strafpredigt, zu deren strengem Ton das freundliche Gesicht und die leuchtenden Augen, die heute besonders tiefblau waren, gar nicht recht paßten. Die gute Dame trug ihr Festgewand aus dunkelbraunem Seidenrips — sogar das hatte der junge Herr, der die casa Hille-Petersen tyrannisierte, durchgesetzt — sah daher höchst feierlich aus, was von Minardi nicht einmal bemerkt wurde. Richard Hille war ganz Glanz und Glück, und Marco prangte sich selbst zu Ehren in einer Weste aus perlgrauem Samt, nach einem Schnitt eigener Erfindung, dessen ‚Genialität‘ seinen Schneider — es war der Komponist jenes süperben Frackanzuges des Marchese — in helles Staunen versetzte.

„Wo ist denn Lella?“

Niemand wußte es. Marco, der die Abwesenheit des jungen Mädchens sogleich an Minardis Gesicht bemerkte, stellte seine stillen Betrachtungen an: ‚Wir andern sind ihm vollständig gleichgültig. Nur an das Hexlein denkt er — wie er lediglich des hübschen Dinges willen kam. Und er kam, weil er es vor Sehnsucht nach Paoluccias Töchterlein nicht länger aushielt ... Wo steckt die kleine Kokette? Es war wirklich nett von mir, ihn herzuschaffen, bin nur neugierig, was daraus wird? ... Nun, ich gönne sie ihm; denn ich ... Was geht sie mich an!‘

Seinen Gedankenmonolog unterbrach die fröhliche Stimme Tante Doras, die dem aus der Kaisergruft Ent-

stiegenen zurief: „Kommen Sie gleich auf die Terrasse; denn Sie müssen gleich meine Rosen sehen!“

Auf der Terrasse war Lella, an der umrankten Brüstung lehnend. In den Umrissen einer Psyche hob sich die feine Gestalt gegen den Abendhimmel ab. Sie trug ein Kleid aus dünnem mattgelbem Stoff und hatte einen Kranz dunkelroter blattloser Rosen im Haar.

„Da bist Du ja, Kind! ... Aber dieser Abendhimmel! Und das Kind mit dem Rosenkranz! Das sollte einer malen können! Ich kann's nicht ... Lieber Minardi, was sagen Sie dazu?“

Minardi sagte nichts. Er schaute auf das bekränzte junge Mädchen, wie es von den Flammen des Sonnenuntergangs umloht wurde, und blieb stumm.

Als man zu Tisch ging, mußte die Bekränzte den Ehrengast an seinen Platz führen, was Sor Riccardo zu der halblaut gemachten Bemerkung veranlaßte: „Es ist, als ob unsern lieben Künstler seine Muse bei der Hand nimmt!“ Auch Marco war von der Gruppe begeistert; und er war es in aller Aufrichtigkeit, nicht daran denkend, daß er auf den so lieblich Geleiteten noch vor kurzem eifersüchtig gewesen. So setzte sich denn die kleine Gesellschaft in bester Stimmung, ohne daß Minardi gegen die anmutigen Ehrenbezeigungen protestiert hätte.

Paoluccia hatte sich heute selbst übertroffen! Kaiser Nero hatte solche Anioforellen in solcher Kräutertunke niemals gespeist; von den jungen, in Speck gewickelten und in zarten Erbsen gedämpften Wachteln gar nicht zu reden. Zu den Erdbeeren vom wunderschönen Nemisee gab es ‚crema battuta‘ — ‚Schlagsahne‘, wie Richard Hille gänzlich unrömisch noch immer sagte, was ihm von Tante Dora allen Ernstes übelgenommen wurde. Die Fruchttorten und das Konfekt von Latour hatte Marco wie für eines Königs Tafel gewählt. Darauf verstand sich der Junge!

Als Sekt diente der Asti spumante. Als der süße Trunk in den Kelchgläsern schäumte, holte Marco die

wackere Paoluccia, die mit lautem Applaus empfangen wurde. Ein glanzvoller Sternenhimmel leuchtete zum Nachtisch, und die Schönheit der römischen Mainacht, die die Farben der Rosen nicht auslöschen konnte, löste die Seelen der kleinen Gesellschaft. Glühwürmer begannen in Tante Doras ‚hängendem Garten‘ zu schwärmen. Die schwebenden Funken verfingen sich in dem blühenden Gerank, durch welches hier und dort ein Stern funkelte. Marco haschte eine Handvoll der tanzenden Flämmlein und streute sie Lella in die Rosenkrone und in ihr dunkles Haar. Jetzt glich das Nymphlein vollends einem Märchenwesen.

Jeder tat das Seine, um die Stunden köstlich zu machen. Marco holte die Guitarre und sang zu seinem Spiele sehnsüchtige Liebeslieder, wobei er mehr als je einem modernen Apoll glich. Nach diesem etwas elegischen Konzert mußte Paoluccia auf allgemeines Verlangen eine ihrer famosen Marktszenen im römischen Dialekt vortragen. Da begab sich denn das Außerordentliche, daß Aristide Minardi hell auflachte.

Wahr und wahrhaftig: der Mann, den kein menschliches Auge jemals hatte lachen sehen, lachte wie ein lustiger Schulknabe. Es war des Festes Höhepunkt.

Das weitere Programm des Abends brachte Schilderungen der Cervaragrottenfeste deutscher Künstler aus dem ehemaligen ‚alten Rom‘ von Richard Hille und einige der unvergleichlichen Kindergeschichten Tante Doras. Jetzt sollte auch Minardi erzählen.

Aristide Minardi und erzählen! ... Das sollte der Mann! Irgend etwas aus seiner Jugend, seiner Heimat.

Eine lange Weile, während alle stumm blieben, saß der nach diesen köstlichsten Erinnerungen eines Menschen Befragte in tiefes Sinnen versunken. Dann begann er zu reden, als hätte er seine Umgebung vergessen und spräche von seiner Jugend, seiner Heimat zu sich selbst:

— — — — — — — — — — — — —

„Meine Eltern waren nämlich Bauern, müssen Sie

wissen: gewöhnliche Bauern, hoch droben in den umbrischen Felsenbergen. Dort ist es heute genau ebenso, wie es vor Jahrtausenden war: Fels, nichts als Fels! Und in der Tiefe Steineichen, gleich Urwald so hoch und dicht. Auf dem Fels wächst kein Halm. In kleinen Körben muß der Bauer aus dem Walde die Erde hinaufschaffen, die ihm sein Korn tragen soll, davon er sein Brot essen will. Und er muß die Scholle an geschützten Stellen der Felswände förmlich befestigen, auf daß der Sturm sie nicht herunterreißt. In winzigen Büscheln sammelt er die köstlichsten Spenden von Mutter Erde, damit das Wort des Herrn erfüllt werde und der Mensch sein Feld im Schweiße seines Angesichts baue.

Das ist eine Sorge, ehe die Saat aufgeht; das ist eine Angst, ehe die magere Scholle Frucht trägt und die Frucht reift! Jeder Halm ist eine Kostbarkeit. Um jeden Halm wird der Himmel angefleht, für jeden Halm dem Himmel gedankt. Trotz dieser heißen Bitt- und Dankgebete gab uns der Himmel oft nicht genug Ähren, um uns satt zu machen. Am meisten hungerte meine Mutter, damit wir Kinder am wenigsten hungern sollten. Sie tat es so heimlich, daß wir es erst nach ihrem Tode erfuhren. Bevor sie sich zu ihrem schweren Sterben niederlegte, buk sie ihren Kindern noch das letzte Brot ...

Ich hütete die drei Ziegen, die uns zu unserm Brote Milch geben sollten. Unter den Steineichen wuchs kein Gräslein und auf den Felsen auch nicht. Ich mußte daher meine Geißen vom Hause weit fort treiben: dorthin, wo es in der Wildnis Gesträuch und Gestrüpp gab.

Es war ein mühseliges Leben; aber schön war es doch!

Schön war der rauhe Fels, schön der schwarze Wald, daran keine Axt rührte; schön der Himmel, an welchem die goldene Sonne stand, Mond und Sterne hinzogen und Tag und Nacht die Wolken. Die Wolken waren das Allerschönste! Aus den Wolken machte ich mir Gestalten, mächtige, herrliche. Den ganzen Himmel schuf ich mir davon voll, tauchte sie in Sonnengold und in Mondessilber,

ließ sie in Morgenröte erglühen und umkleidete sie mit der Pracht des Sonnenuntergangs. Zog ein Gewitter über die Gipfel, trieb der Sturm schwarze Dunstmassen vor sich her, so saß ich kleiner Knabe, und beim Leuchten der Blitze, beim Heulen der Windsbraut schuf ich und schuf ...

Auf unserem hohen Berge währte der Winter lange und war grimmig kalt. Unser Haus war aus rohen Felsstücken aufgemauert, einer künstlichen Höhle gleich. Es hatte keine Fenster. Wenn auf dem Herde ein Feuer brannte, mußte der Rauch durch die offene Tür hinausziehen. Oft stürmte es tagelang, wochenlang. Dann konnten wir kein Feuer haben; denn wir mußten die Türe geschlossen halten. Also kauerten wir im Finstern, hörten auf den Sturm, und die Mutter erzählte uns Geschichten ...

Es war schauerlich, und doch war es schön! Solche Einsamkeit, solche Wildnis, solche Größe, solche stolze königliche Welt! Im Sommer brannte die Sonne, als ob sie Wald und Fels in Flammen setzen wollte. Des Futters wegen mußte ich mit meinen Ziegen noch höher klettern, immer höher, bis ich hoch über allem war, bis die ganze Welt tief unter mir lag. Und die ganze Welt dort oben war Felsgipfel an Felsgipfel.

Auf einem solchen Gipfel wollte ich leben! Immer höher und höher und höher wollte ich hinauf! Hinauf auf den Gipfel des Lebens! Und war doch niedriger Leute Kind.

Einige Male im Jahre stiegen wir von unserem Fels tief hinab durch den Steineichenwald nach der Stadt Spoleto. Dieses geschah an des Jahres großen Festtagen. Dort unten, in der Tiefe, sah ich Menschen. Und ich sah Menschenwohnungen, Menschenwerke. Sie erschienen mir wunderlich. Ich sah Häuser, Paläste und Kirchen. Und in den Kirchen sah ich die ersten Kunstwerke.

Es waren Bilder und Statuen. Statuen aus Marmor und Erz. Sie erschienen mir wunderbar. Ich begriff nicht, daß Menschenhand dergleichen schaffen konnte. Aber das, was meine Phantasie aus den Wolken schuf

und was meine Seele an Gestalten in sich trug, war noch viel wunderbarer, unirdischer, herrlicher.

Im Dom zu Spoleto betete ich die Gottheit an; aber droben auf den Gipfeln, in der Einsamkeit und Öde offenbarte sich mir die Gottheit: die Gottheit der Kunst, meine Gottheit!

Als ich größer ward, wollte ich nicht mehr aus Wolken Gestalten und Angesichter schaffen. Ich nahm meines Vaters Axt und schlug damit in das Gestein: in das Gestein meiner Heimat meißelte ich mein erstes Werk.

Es war ein gewaltige Gestalt: wie ich mir die Gottheit dachte, wenn sie im Sturme über Felsengipfel dahinfährt und hinabschaut auf die Erde, wo ihre Menschen sind, die geboren werden, um zu leiden, zu entsagen, zu sterben.

Die gewaltige Gestalt meines Gottes hatte ein todtrauriges Antlitz: deshalb todtraurig, weil er seine Menschen schuf, um leben und leiden, um entsagen und sterben zu müssen.

Leiden und entsagen wollte auch ich; aber ich wollte zugleich anderes: aus den Leiden wollte ich mich emporringen, aus den dunklen Tiefen der Entsagung wollte ich zu Felsgipfeln hinansteigen. Klimmen und klettern wollte ich, sollte ich mir auch Hände und Füße blutig reißen, mir blutig reißen die Seele ...“

Minardi schwieg. Auch von den anderen sprach niemand. Erst jetzt bemerkte Marco, daß Lella, während Minardi sprach, aufgestanden und zu ihm gegangen war. Als müßte sie dem Manne, der mit blutender Seele klimmen und klettern wollte, wie ein Schutzgeist, ein Genius zur Seite sein, stand sie neben ihm und schaute ihn an.

Doch von allen am tiefsten ergriffen war Marco. Eine Empfindung bemächtigte sich seiner, wie niemals zuvor: Begeisterung und Ehrfurcht, Schmerz und Scham — Sehnsucht. Solche tiefe Scham, solche wütende Sehnsucht!

„Weiter! Sprechen Sie weiter!“

Er stieß die Worte mit erstickter Stimme hervor, von

der Gewalt seiner Empfindungen wie von Fieberschauern geschüttelt.

Minardi sprach weiter. Er bemerkte nicht die Ergriffenheit seiner Zuhörer, sah nicht die junge rosenbekränzte Gestalt an seiner Seite, schaute tief, tief in sich hinein, erblickte in sich Bild auf Bild. Und jedes Bild war eine Station seines Leidenswegs.

— — — — — — — — — — — — —

„Meine Mutter war tot. Tot war die große Liebe meines Lebens. Ich habe seitdem nie wieder geliebt ...

Als meine Mutter gestorben war, saß ich noch den ganzen Winter über in der aufgemauerten Felsenhöhle bei den Meinen, für die keine zärtliche Hand mehr das Brot buk. Durch Wochen heulte der Sturm Tag und Nacht. Da meine Mutter uns nicht mehr Geschichten erzählen konnte, so saß ich in dem dunklen eiskalten Raum, auf den Sturm lauschend. Und ich lauschte auf die Stimme in meinem Innern.

Sie raunte mir zu, daß ich fort müßte: hinaus aus dem verödeten Elternhaus und hinab in die Tiefe, um aus der Tiefe von neuem emporzusteigen. In einer Felsenhöhle weiter leben und weiter hungern wäre nicht sonderlich schwer gewesen — ich mußte Schwereres vollbringen.

Wir wurden in diesem Winter nach meiner Mutter Tod so arm, daß wir unsere Ziegen schlachten mußten. Also hätte ich im Sommer nicht mehr hüten können.

Das Fleisch der geschlachteten Tiere schnitten wir zu schmalen Streifen und dörrten es über dem Herdfeuer, dessen Rauch uns fast erstickte. Zu dem getrockneten Ziegenfleisch gab es Brot aus dem Mehle wilder Kastanien, die meine Geschwister in den Tälern auflasen. Nur die anderen verspürten den grimmigen Hunger. Ich dachte stets an die Speise, die meine Seele bekommen würde, wenn sie erst auf dem hohen Gipfel stand und Menschen schuf: Menschen aus Fels!

Menschen aus meinem Geiste ...

Im Frühling also ging ich fort: hinaus aus unserer

Steinhöhle, hinunter von unserem Berg. Ich kam in die Stadt und fragte irgend jemand: ‚Wo geht's nach Rom?' Der Irgendjemand wies mir den Weg. Ich ging und ging. Wenn mich hungerte, trat ich in irgend ein Haus am Wege und sagte: ‚Gebt mir ein Stück Brot. Ich muß nach Rom!' Die Leute gaben mir immer das, um was ich bat; und immer sahen sie mich erstaunt an. Denn solcher Knirps wollte nach Rom! Die Frauen waren voll Mitleids. Sie hatten alle etwas Mütterliches gegen mich; und alle wollten wissen, weshalb ich nach Rom ging? Ob ich in Rom ein Gelöbnis erfüllen wolle? Das könne ja doch nicht sein, da ich fast noch ein Kind sei ... Ich wußte, was ich in Rom wollte; aber sagen konnte ich's den guten Frauen nicht.

Ich ging Tag und Nacht, ging, bis ich todmüde war. Dann legte ich mich irgendwo am Wege nieder und schlief. Hernach war ich wieder ausgeruht. Wer einen großen Glauben in sich trägt, ist geweiht! Ich hatte den stärksten Glauben, den ein Mensch haben kann: den Glauben an sich selbst.

An einer Stelle führte die Straße einen Hügel hinan, der war weiß von der Blüte des Schlehdorns. Hinter dem weißen Hügel wölbte sich etwas Blauendes, wie die Kuppe eines fernen Felsenberges. Es war jedoch die Peterskuppel! Es war Rom!

In Rom wollte ich noch höher als die Peterskuppel! Auf die höchsten Höhen des Lebens, auf den Gipfel der Kunst.

Ich kam an in Rom ...

‚Wo wohnt der Mann, der aus Steinen Menschen macht?'

Ich fragte und fragte. Es dauerte lange, bis ich jemand fand, der meine Frage verstand. Dieser freundliche Jemand wollte mir den Menschenmacher zeigen. Ich sagte ihm: ‚Es muß aber ein Mann sein, der auf einem hohen Berge wohnt und dessen Steinmenschen Leben haben.'

Der freundliche Jemand lachte, und lachend zeigte er mir den Weg zu dem Manne, zu dem ich wollte.

Er wohnte in einem gewaltigen Hause, und auf dem Hofe vor seiner Tür lag es weiß und schimmernd: Stein an Stein, Felsblock an Felsblock, Marmor an Marmor.

Ein ganzes Geschlecht konnte der Mann aus den Steinen hervorgehen lassen.

Menschen und Götter!

An die Tür klopfte ich, und zu dem, der mir öffnete, sagte ich: ‚Ich will zu dem Manne, der aus den Steinen dort draußen Menschen macht.‘

Der, zu dem ich so sprach, ließ mich stehen und machte die Tür wieder zu. Vor der geschlossenen Tür stand ich und wartete. Nachdem ich lange gewartet hatte, wurde die Tür ein zweites Mal geöffnet, und ein Mann stand vor mir, der hatte einen Blick wie ein Adler. Mit seinem Adlerblick sah er den zerlumpten Bauernknaben an: er sah ihm steif ins Gesicht.

‚Was willst Du von mir?‘

‚Ich will lernen, Menschen schaffen.‘

‚Künstler willst Du werden?‘

‚Menschen schaffen will ich!‘

‚Komm herein!‘

Und ich ging hinein ...

Ich trat in einen weiten Saal. Darin waren Steine, Steine, Steine, weiß und schimmernd. Jeder der weißen schimmernden Steine stellte einen Menschen dar. Es waren herrliche Gebilde; aber unter allen befand sich keine einzige Gestalt, der gleich, die ich in mir trug und die ich aus mir hervorholen wollte: nicht ein einziger von dieser ganzen Schar Geschaffener war das Geschöpf eines göttlichen Geistes!

Der Mann, der mich eintreten ließ und der mir mit seinem Adlerblick noch immer steif ins Gesicht sah, sprach jetzt: ‚Dort liegt Ton. Nimm davon und schaffe Menschen!‘

Ich nahm den Ton, der sich weich und feucht anfühlte. Lange Zeit stand ich und hielt die weiche feuchte Erde in

der Hand. Und ich dachte an den ersten Menschen, welchen Gott, der Schöpfer, aus solcher weichen feuchten Masse geschaffen hatte ... Während ich noch dachte, begann meine Hand zu kneten und zu formen.

Ich stand und wußte kaum, was meine Hand tat.

Mein Geist war nicht auf der Erde! Er war emporgehoben.

Und ich fuhr fort zu kneten und zu formen ... Der Mann, der die steinernen Menschen schuf, stand neben einem gewaltigen Marmorblock, hielt in der einen Hand Stemmeisen und Meißel und schlug in den Marmor hinein. Es tönte aus dem Stein wie Musik. Der Mann mit dem Meißel kümmerte sich nicht um mich, und ich kümmerte mich nicht um ihn: ich hörte nur immer, wie es aus dem Marmor zu mir herüberklang. Während des Klingens knetete ich, formte ich und wußte nicht, was ich knetete und formte.

‚Du, Knabe! Wer bist Du?‘

Ich sagte es ihm.

‚Woher kommst Du?‘

Ich sagte es ihm.

‚Wessen Gesicht ist das, was Du da schaffst?‘

‚Das ist das Gesicht, welches ich in mir trage.‘

‚Es ist das Antlitz eines Genius ... Weißt Du, was Du bist — was Du werden wirst?‘

Ich wußte es nicht.

Da sagte es mir der Mann:

‚E i n K ü n s t l e r!‘

Er sagte mir auch, daß ich bei ihm bleiben könnte, daß er mein Lehrer sein wollte.

Der Mann, der mich bei sich bleiben ließ und der mich lehrte, hieß M o n t e v e r d e. Dieser Mann wohnte auf einem hohen Berge. Ich mußte jedoch noch höher steigen, viel höher: h o c h ü b e r a l l e m! ...“

Wiederum schwieg Aristide Minardi, und wiederum drängte Marco mit erstickter Stimme: „Weiter, weiter!“

Und Aristide Minardi erzählte weiter: „Also begann

ich zu steigen. Ich ging durch Disteln und Dornen; ich ging an Abgründen hin und durch schwarzes Nebelgewölk. Aber es tat mir nichts. Über den Abgründen, durch die Nebel leuchtete mir der Gipfel entgegen.

Also stieg ich und stieg.

Oft hungerte ich und fühlte es nicht; meine Füße wurden oft wund, und ich fühlte es nicht; meine Seele wurde blutig gerissen, und — ich fühlte es nicht. Ich lebte unter den vielen Menschen wie in der Öde. Freunde hatte ich nicht, wollte ich nicht haben. Ich hatte keine Zeit für Menschen und Freundschaft; denn ich mußte steigen, steigen — klimmen, klimmen.

Wie ich keine Freunde haben wollte, so wollte ich auch kein Weib lieben: ich w o l l t e nicht!

Ich wollte kein Weib lieben, weil ich steigen und klimmen mußte; wollte kein Weib lieben, weil ich ein allzu einsamer Mensch war mit blutender Seele; denn ich hätte auch das Weib, das ich liebte, mutterseeleneinsam sein lassen und ihre Seele blutig gemacht.

Und jetzt —

Jetzt denkt Ihr gewiß: ich stünde auf einem Gipfel und sähe unter mir die Welt.

Ihr irrt Euch!

Was ich durch Distel und Dornen, mit blutender Seele bis heute erstieg, ist nur ein Hügel. Auf dem Hügel stehe ich und erkenne, daß ich ein einsamer Mensch bin ohne Freund, der meine Einsamkeit teilt; ohne Weib, dessen Seele ich könnte schaffen zu m e i n e r Seele."

Minardi stand auf. Vor sich sah er Lella stehen. Erst jetzt sah er sie! An ihr vorüber wollte er das Zimmer verlassen. Da nahm sich das Kind den Rosenkranz ab und ließ die purpurnen Blüten vor die Füße des Mannes fallen, der kein Weib lieben w o l l t e.

V

Aristide Minardis ‚Gipfel' war eine andere Höhe als die, zu der Marco Lippi sich emporschwingen wollte, um in Sonnennähe hoch über allem zu stehen — wie es Richard Hilles heißer Wunsch für seinen Jungen war. Aber selbst Aristide Minardi befand sich nach allem seine Seele wund reißenden Klimmen und Klettern noch immer erst am Fuße des Berges, zu dem seine Künstlersehnsucht hinauf verlangte, ein armer Sisyphus, der den Felsblock wälzte und wälzte. Und aus diesem den Händen des Künstlers beständig entgleitenden Stein wollte er Menschen schaffen: Menschen nach s e i n e m Bilde. —

Marco empfand den Unterschied zwischen seiner Lebensauffassung und der des einsamen Meisters aus dem Grabmal des Augustus. Der Kontrast hatte etwas geradezu Schreiendes und gellte durch die Seele des jungen Mannes, die in einem ewigen Auf und Ab zwischen Gut und Böse schwankte. Daß er den Gegensatz überhaupt fühlen konnte, dankte er nicht sich selbst, sondern einem anderen. Und er war sich dessen vollkommen bewußt: „Das hast Du an mir vollbracht: Du hast mein Seelenleben geweckt. Als ich meiner Mutter willen sterben wollte, geschah es in einem dumpfen Drang, mich aus dem Leben zu flüchten. Es geschah aus Angst vor dem Leben! Vor jenem Leben, das ich in mir trage. Jede Willensregung zum Starken und Guten war bereits in mir erstorben, als ich sterben wollte. Da kamst Du, und Deine Seele rührte an die meine und weckte sie. Dir dank' ich mein Menschentum! Früher wußte ich nicht, was es bedeutet, Mensch zu sein. Es ist so schwer. Oft ergreift mich Entsetzen, wenn ich bedenke, w i e schwer es ist. Für mich wenigstens! Du

wirst es nicht glauben; aber ich arbeite beständig an mir, um meinen von Dir zum Leben erweckten inneren Menschen am Leben zu erhalten. Nicht nur am Leben, sondern im Sonnenlicht, auf Bergeshöhen."

„Du mußt beständig an Dir arbeiten?"

„Du weißt ja doch! Von meinen vielen dunklen Stunden weißt Du. Ich machte Dir daraus niemals ein Hehl. Du kannst mir also niemals einen Vorwurf machen."

„Das werde ich niemals. Und worüber einen Vorwurf?"

„Man weiß nicht, was geschieht. Kein Mensch kennt sich selbst. Also kann kein Mensch für sich einstehen."

„Wir können dafür einstehen, jederzeit und in allem als anständige Menschen zu handeln."

„Wenn Du's für Dich kannst — für mich kann ich's nicht."

„Dann steh' ich für Dich ein!"

„Nimm Dich mit Deiner Bürgschaft in acht!"

Trotz dieser mit leidenschaftlicher Heftigkeit geäußerten Warnung wiederholte Richard Hille so feierlich, als leistete er ein Gelübde: „Ich stehe für Dich ein!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Seiner Natur gemäß stand Marco einige Zeit ganz unter dem Eindruck von Minardis Erzählung und dessen machtvoller Persönlichkeit. Während dieser Periode — sie dauerte nicht lange, was auch seiner Natur gemäß war — besuchte er sogar nicht die Dienstagabende der Marchesa, obgleich er in diesem exklusiven Kreise in aller Form unter die ‚Intimen' aufgenommen war und bereits angefangen hatte, sein kleines Kapital mit wechselndem Glück für Sor Riccardo anzulegen: im heimlichen verbotenen Spiel, am grünen Tisch!

Inzwischen trat eine andere und größere Gefahr in sein Leben, das an ‚dunklen Stunden' reicher war als an hellen, allen ehrlich gemeinten Versuchen zum Trotz, den Berg zu erklimmen, und sollte dabei seine junge Seele zerrissen werden und bluten müssen.

Früher, wenn Marco von seiner Wohnung nach seinem Atelier ging, nahm er den Weg durch die Via Sistina und über den Monte Pincio hinunter zur Piazza del Popolo. Seit einiger Zeit schlug er meistens einen anderen Weg ein. Wegen dieses anderen Weges kämpfte er jeden Tag mit sich. Bisweilen brachte er es fertig, über sich zu siegen. Dann triumphierte er, fühlte sich kraftvoll und seiner sicher, um sehr bald eine neue Niederlage zu erleiden, derentwillen er sich von neuem mit leidenschaftlichen Vorwürfen überhäufte, der Schwäche und Feigheit sich zeihend. Dieser häufig wiederkehrende Vorgang konnte indessen nicht verhindern, daß der Niederlagen mehr und mehr wurden.

Also stieg Marco jetzt zumeist von Trinità de' Monti die spanische Treppe hinab, schlenderte über den Platz, bog in die Via Babuino ein, um durch diese zur Piazza del Popolo zu gelangen.

„Denn Du wirst zu mir kommen ...“

Als die Vicetta ihm diese Worte nächtlicherweile unter der Bresche von Porta Pia zuraunte, lachte Marco ihr mit kaltem Hohn ins Gesicht, sich verächtlich von ihr wendend. Voller Hohn und Verachtung wiederholte er sich selbst während der ersten Zeit, die jener unvergeßlichen Nacht folgte, ihren dämonischen Ausspruch. Es gewährte ihm eine fast wilde Lustempfindung, zu denken, wie sie wartete und wartete — vergeblich wartete! Gewiß saß sie in ihrer Wohnung in der Via Babuino wie ein Raubtier in der Höhle, um ihrer Beute, ihrem Opfer aufzulauern; denn ihre Beute, ihr Opfer würde er sein, w e n n er kam. Sobald er ihre Schwelle überschritt, würde sie sich auf ihn stürzen, ihn umklammern und ihm das Blut aussaugen: sein Lebensblut. Es gab für ihn keine Hilfe und Rettung — sobald er nur ein einziges Mal kam.

Er kam jedoch nicht.

Darin durfte er sich stark fühlen und seiner Kraft vertrauen. Wenigstens in diesem einen, einzigen durfte er das.

Es kamen Tage, wo er sich ihr vergebliches Warten

beständig vorstellen mußte: während seiner Arbeit, während er zu Hause im Kreise der Seinen war, während er in den Salons der Marchesa jenen Höhen zustrebte, die ihn in die große Welt führen sollten: in jene Welt, der er sich in ganz anderer Weise wahlverwandt fühlte als dem Manne, dessen Wahlsohn er so gerne und so freudig sich nannte. In seinen schlaflosen Nächten, seinen fiebernden Träumen vernahm er ihre teuflischen Worte: „Denn Du wirst zu mir kommen ...“ Oft schreckte er mit einem Schrei empor, oder er hörte sich selbst mit lauter Stimme der Versucherin antworten: „Ich komme nicht!“

Eines Tages war das Wetter kalt und stürmisch, so daß Marco ohne jedes Besinnen den kürzesten Weg nach seinem Studio einschlug. Dieser kürzeste Weg von der Via Rasella zur Piazza del Popolo führte über den spanischen Platz und durch die Via Babuino. Erst als er sich bereits in dieser Straße befand, merkte er, welchen Weg er heute nahm. Ein fröstelndes unangenehmes Gefühl beschlich ihn plötzlich: jener kalte Schauer, der — einem alten Aberglauben zur Folge — den Menschen befällt, wenn „jemand über sein Grab schreitet“.

Marco fiel das Sprichwort ein, und er monologisierte: ‚Jetzt schreitet jemand über mein Grab. Sollte es die Vicetta sein, welche ... Richtig, die Vicetta! Sie wohnt in dieser Straße. Wenn ich jetzt zu ihr ginge, könnte es leicht geschehen, daß — Ich brächte sie sicher eines Tages um. Dann könnte sie nicht über mein Grab gehen ... Jetzt phantasierst Du wieder einmal, ohne das Fieber zu haben. Oder fieberst Du etwa bei dem bloßen Gedanken an die Vicetta? ... Du solltest umkehren und durch die Via Croce in den Korso gehen. Dann brauchtest Du nicht an ihrem Hause vorbei ... Welche Nummer wohnt sie doch gleich? Ich glaube Nummer 86. Das muß ganz in der Nähe sein ... Ich möchte mir das Haus wenigstens ansehen.‘

Er ging weiter und kam zu dem Hause Nummer 86.

‚Ein merkwürdig gesittetes Haus für eine wie diese

Vicetta! Es scheinen darin lauter solide Leute zu wohnen. Sie lebt bei einer Marini oder Martini ... Sollte sie wirklich einen anständigen Lebenswandel führen? Und das nur, weil sie mich liebt! Ich wußte nicht, daß ein Weib so lieben kann ... Unsinn! Wie ein Tier liebt sie mich! Wie ein beutelüsternes blutgieriges Raubtier ... Sie weiß, daß ich mich auch dann nicht um sie kümmern würde, sie auch dann vergeblich warten müßte, wenn sie mich in anderer, in edlerer Weise lieben sollte ... Ob sie jetzt wohl in ihrem Zimmer ist? Ihre Witwe wohnt im dritten Stock. Gewiß ist sie am Fenster ... Ich darf nicht hinaufsehen!'

Ohne hinaufzusehen, ging er vorüber, tief Atem holend, als wäre er glücklich einer Gefahr entronnen ... Als ob es für ihn eine Gefahr bedeutet hätte, nur an ihrem Hause vorüber zu gehen!

Wenn sie aber ausgegangen wäre und ihm jetzt begegnen würde? Gerade heute!

Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Weshalb hatte er auch gerade heute diesen Weg eingeschlagen? ... Begegnen konnte sie ihm übrigens jeden Tag, zu jeder Zeit. Sie brauchte ihm durchaus nicht aufzulauern. Merkwürdig, daß sie's nicht tat ... Das war nur eine von ihren infamen Listen: um ihn desto sicherer anzulocken, ihn unentrinnbar in ihre Schlingen und sein Verderben zu ziehen.

Marco beschleunigte seine Schritte, um möglichst schnell aus der dämonischen Nähe fortzukommen. Auf Piazza del Popolo ging er hart an dem Obelisken vorbei, den wasserspeienden antiken Leuen vergnügt zunickend, als hätte er von eines Löwen Rachen verschlungen werden sollen.

Trotz des trüben Wetters sollte es gerade heute ein prächtiger Arbeitstag werden!

Es wurde jedoch ein sehr schlechter. Denn seine Gedanken weilten beständig bei der Vorstellung einer Begegnung mit der Vicetta. Wie würde sie sich dabei wohl

benommen haben? Natürlich hätte er sie gar nicht beachtet ... Wenn sie ihn nun eines Tages auf der Straße anredete? Das wagte sie nicht ... Immerhin war das Haus Nummer 86 sehr anständig, und daß sie ihm nicht mehr auflauerte, war jedenfalls merkwürdig.

In den nächsten Tagen ging er standhaft über Monte Pincio.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann hatte er bei einem Marmorarbeiter zu tun, der zugleich ein vortrefflicher formatore war. Des Mannes Geschäft lag in der Via Babuino und der fatalen Nummer 86 gerade gegenüber.

Marco suchte den Mann auf, besorgte seine Angelegenheit, geriet mit dem Manne ins Schwatzen. Es war jemand, mit dem es sich vortrefflich plaudern ließ; sogar über Kunst. Also auch über Modelle. Marco klagte dem Manne, der in seiner Art auch ein Künstler war, seine Künstlernot um ein Modell.

„Ich brauche etwas ganz Besonderes. Nichts von der Straße! Es muß etwas geradezu Vollkommenes sein."

„Nichts von der Straße? Sollte Ihnen das schwer fallen? Sie haben doch gewiß die Auswahl."

Nicht ohne sich geschmeichelt zu fühlen, belehrte der Adonis von der Via Rasella den klugen Römer: „Es handelt sich nicht um einen Frauenakt; denn wenn es mir um solchen zu tun wäre —. Es muß ein junges Mädchen sein, fast noch ein Kind, rein und unschuldig, das Urbild aller Jungfräulichkeit, dabei fein und zart, wie ein Lilienstengel, wie die Psyche von Neapel. Sie begreifen, daß es schwer hält, selbst für —" Er brach ab.

Lächelnd ergänzte der Mann, der als echter Römer Witz besaß und überdies seinen Kunden sofort erkannte: „Selbst für Sie. Und das will viel sagen! Also werden Sie sich wohl oder übel mit einem Berufsmodell behelfen müssen."

„Das will ich nicht."

„Müssen Sie."

„Sie kennen mich schlecht.“

Marco ging, kehrte wieder um, sagte in leichtem Ton: „Da fällt mir ein —“

„Ein Modell für Ihre Psyche?“

„Es ist keine Psyche. Allerdings etwas Ähnliches ... Was ich sagen wollte: kürzlich begegnete ich in Ihrer Straße einem jungen Mädchen. Sie müssen es kennen.“

„Muß ich?“

„Es wohnt Ihnen gerade gegenüber. Wenigstens kam sie dort drüben aus dem Hause. Ein merkwürdiges Geschöpf!“

Der Mann kannte es: „Gelbes Haar, weißes Gesicht, schwarze Augen und eine Gestalt, zart und fein wie ein Lilienstengel?“

„Sie ist es! Sollte diese nicht — Was meinen Sie? Sie werden es sicher wissen.“

„Ich weiß von ihr nicht mehr, als was man so hört.“

„Und was hört man von ihr? Daß sie einen Liebhaber hat?“

„Sie hat keinen ... Wollen Sie sie kennen lernen?“

„O, ich ... Ich will sie nicht kennen lernen!“

„Ich glaubte, Sie wollten es wegen ihrer Figur und weil Sie sicher die beste Hoffnung haben dürften.“

Marco lachte gezwungen und sagte: „Wenn das Mädchen so anständig ist, wie Sie sagen, hätte ich sicher nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg ... Wohnt sie allein?“

„Bei der Witwe Marini. Das ist eine solide Frau. Sie würde das Mädchen nicht eine Stunde im Hause behalten, wenn es nicht auch solid wäre.“

„Sie sehen also: nicht die mindeste Hoffnung für mich! Auch nicht als Modell für meine Plastik.“

Mit diesen Worten entfernte sich Marco. Der kluge Römer sah ihm nach und murmelte: „Du hast mich nicht ohne Absicht ausgefragt.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatte ihn wahrhaftig nicht belogen! Bei einer anständigen Frau wohnend, führte sie ein anständiges

Leben. Sie führte es, weil sie ihn liebte und weil sie auf ihn wartete; denn: „Du wirst zu mir kommen!“

Es mochte ihr schwer genug fallen, ein anständiges Leben zu führen. Wie leidenschaftlich mußte sie ihn lieben, mit welcher Angst auf ihn warten: Tag für Tag! Und Tag für Tag vergeblich. Ihr geschah recht. Alles, was ihr an Unglück und Jammer geschehen konnte, war gerechte Strafe für das Unglück und den Jammer, den sie über seine Mutter gebracht hatte.

Die gerechte Strafe des Schicksals war's!

Ob sein Vater sie immer noch suchte? Oder ob er sie bereits gefunden hatte? Dann war er gewiß bei ihr gewesen ... Was mochte zwischen diesen beiden leidenschaftlichen Menschen vorgefallen sein?

Jedenfalls war sie zu seinem Vater nicht wieder zurückgekehrt. Auch nicht, um ihn zu quälen. Sie wußte allerdings, daß des Mannes Qual zur Marter wurde, wenn er sie gefunden hatte und sie sich trotzdem weigerte, mit ihm zu gehen.

Diese Vorstellung bereitete Marco neue Unruhe: ob sein Vater die Vicetta gefunden hatte? Er würde dann viel in der Via Babuino sein und vor ihrem Hause Wache stehen. Besonders spät abends.

So kam es, daß Marco häufiger und immer häufiger durch die Via Babuino zu seinem Atelier ging. Und das nicht nur bei Tage, wenn ihn sein nächster Weg durch die Straße führte, sondern auch zu Zeiten, wo er dort nichts zu tun hatte. Besonders spät abends. Er lauerte dann, ob sein Vater ihr auflauerte: ihr, der Vicetta!

Und eines späten Abends erfuhr Marco, daß der Advokat sie gefunden hatte.

In einem Augenblick, da er gar nicht daran dachte — er kam aus der Via Condotti und wollte sich direkt nach Hause begeben — tauchte die hohe, schlanke Gestalt vor ihm auf, die er so gut kannte.

‚Mein Vater! Wohin geht er? Gewiß in die Via Babuino! Ich muß ihm nachgehen!‘

Marcos Vermutung bewahrheitete sich. Der Advokat — sein Sohn gewahrte zum ersten Male, daß der Mann anfing zu altern — kam aus der Via due Macelli, ging an dem rauschenden Wasserbecken vorüber und der Nordseite des Platzes zu. Er ging in die Via Babuino, gelangte zu dem Hause Nummer 86, blieb davor stehen, schien zu zaudern, schien einen Entschluß zu fassen, trat in das Haus ... Wenige Augenblicke später folgte sein Sohn.

‚Was tu' ich nur? Das hat ja gar keinen Zweck! Geh also nicht weiter! Es könnte ein Unglück geben. Was kümmern dich diese beiden Menschen? Dieser Mann, der dich für Geld einem Fremden überließ, und dieses satanische Weib. Kehre um!‘

Dieses denkend, stand er bereits in dem matt erleuchteten Flur.

Er wollte allen Ernstes umkehren, hörte den Advokaten die steinerne Treppe hinaufsteigen — stieg ihm nach: lautlos, wie schleichend, als befände er sich auf verbotenem Wege ... Angekommen im zweiten Stockwerk, hörte er den, der vor ihm hinaufstieg, über sich mit dem metallenen Klopfer gegen die Tür schlagen.

‚Ob er wohl zum ersten Male kommt? Das werde ich gleich erfahren. Wenn die Witwe Marini ihn ohne weiteres eintreten läßt, so kommt er als alter Bekannter. Aber die Witwe Marini gilt als anständige Frau, die nur anständige Mieterinnen bei sich wohnen läßt ... Was soll dieses alles? Zu töricht von Dir, nicht sofort umgekehrt zu sein. Wenn Sor Riccardo das wüßte!‘

Daß er bei allem immer gleich an Richard Hille denken mußte! Auch bei Gelegenheiten, wo er gar nicht an ihn denken wollte. Dann gerade! Es geschah wohl, weil er fühlte: ‚Er ist Dein bester, Dein einziger Freund; Du wirst niemals einen besseren besitzen‘... Dazu das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu tun, sobald er seinem besten und einzigen Freunde den Rücken kehrte. Das Bewußtsein seines Unrechts hatte er stets; aber begehen mußte er das-

selbe trotzdem. Es war wie ein innerer Zwang, dem er untertan war und dem er erlag.

Was alles in einer Menschenseele vorgehen konnte!

Jetzt hörte er von oben herab durch die verschlossene Türe des dritten Stockwerks von einer lauten Frauenstimme dem späten Besucher die übliche Frage stellen, hörte die bekannte Stimme die übliche Antwort geben.

Seit seiner Mutter Tod hatte Marco diese Stimme nicht mehr gehört. Es war die Stimme, deren harter Ton auf seine Kindheit und erste Jugend wie der Schlag eines Eisenhammers gefallen war, das Glück seiner Kindheit zermalmend. Die nämliche Stimme war's, die zu seiner Mutter gesprochen, welche sich gleich glühenden Nadeln in das Hirn und Herz der armen Frau gebohrt und sie ihrem Todessturz zugetrieben hatte. Seit seinem frühsten Erinnern hatte Marco diese mörderische Stimme gehaßt.

Jetzt redeten sie oben zusammen.

„Ist die Vicetta zu Hause?"

„Wer sind Sie?"

„Das geht Sie nichts an."

„Ich bin die Wirtin."

„Ich wünsche die Vicetta zu sprechen."

„Was wollen Sie von ihr?"

Jetzt wußte es Marco: sein Vater kam heute zum ersten Male!

Die Wirtin schien die Tür schließen zu wollen und der Advokat die Frau daran zu hindern.

Mit erhobener Stimme tat sie ihre Frage noch einmal: „Was wollen Sie von der Vicetta?"

„Das werde ich ihr selbst sagen."

„Kommen Sie morgen wieder."

„Ich muß die Vicetta heute noch sprechen."

Aus dem Innern der Wohnung rief die Stimme der Vicetta: „Wer ist es? Den lassen Sie nur herein!"

Der Eindringling schien die Frau, die zu später Stunde einem Unbekannten den Eintritt verwehrte, einfach bei-

seite zu schieben und einzutreten. Marco hörte die Frau heftig schelten. Dann schloß sie die Tür.

Jetzt war sein Vater bei der Vicetta, jetzt sprachen die beiden miteinander. Was? Würde der Advokat lange bei dem Mädchen bleiben? Und wenn er wieder heraus kam — Dann fand er seinen Sohn auf der Treppe. Das durfte nicht sein.

Aber anstatt das Haus sogleich zu verlassen, stieg Marco bis in das dritte Stockwerk hinauf und noch einige Stufen höher. Hier stand er, drückte sich gegen die Wand, horchte und spähte hinab ... Wenn sein Vater die Wohnung der Witwe Marini wieder verließ, konnte er sein von dem matten Schimmer der Öllampe beleuchtetes Gesicht sehen. Mit welchem Gesicht würde der Mann hinweggehen?

Unten blieb alles still ... Was erwartete Marco eigentlich? Von seinem Posten aus die beiden in der Wohnung reden zu hören? Als ob sie schreien würden.

Die Vicetta um Hilfe schreien, um Hilfe gegen seinen Vater ... Welche tolle Phantasien! Sie wirkten gefährlich. Er besaß eine kranke Einbildungskraft. Daraus entsprang das, was er seine dunklen Stunden nannte. Das wußte er, der sich beständig mit sich selbst beschäftigte, sehr genau.

Jetzt!

Die Tür der Wohnung der Witwe Marini wurde aufgerissen, und der Advokat trat heraus.

Wie sah der Mann aus!

Wie ein Gemordeter! Nicht doch: wie jemand, der morden wollte. Zu einem Wesen mit solchem Gesicht konnte die Leidenschaft den Menschen machen! ... Zum ersten Male, daß dem Jüngling die Ahnung davon kam, was Leidenschaft war und welchen Gewalten der Mensch untertan. Wie er seinem Vater in das entstellte fahle Gesicht schaute, grauste ihm.

Zu der Padrona, die Marco nicht sehen konnte, sagte der Advokat:

„Ich komme wieder. Es ist vergeblich, mich nicht hineinlassen zu wollen. Ich werde immer wieder kommen, so lange bis — Das ist meine Sache. Aber besser, Sie versuchen erst gar nicht, mich auszuschließen. Es würde Ihnen nichts helfen. Was ich will, das will ich. Hüten Sie sich also."

Mit seinem weißen verzerrten Gesicht, seinen stieren Augen stand der Sprecher in der offenen Tür und stieß jedes Wort mühsam hervor. Dabei sprach er sehr langsam, sehr deutlich, damit die Frau jedes Wort gut verstand.

Die Witwe Marini rief wütend: „Sie mögen sein, wer Sie wollen. Jedenfalls sind Sie ein Unverschämter, ein Verrückter. Unterstehen Sie sich nicht, wieder zu kommen."

„Ich werde mich unterstehen."

Aus dem Innern der Wohnung drang ein Hohnlachen. Darauf die Stimme der Vicetta: „Kommen Sie nur! Ich werde Ihnen, so oft Sie kommen, von Ihrem Sohn erzählen. Hören Sie wohl? Von Ihrem Sohn, den ich liebe. Denn ich liebe ihn, liebe ihn!"

Und wieder ein Lachen, wie die Sünde lacht, die schöne satanische Sünde.

Dem Lauscher auf der Treppe stockte der Atem. Jetzt mußte sich unter ihm etwas ereignen! Etwas Furchtbares. Der Verhöhnte würde einen Revolver oder ein Dolchmesser ziehen — trug er doch die eine oder die andere Waffe stets bei sich — würde zurückstürzen in die Wohnung, und Marco würde sogleich einen gräßlichen Schrei vernehmen, einen Hilfeschrei, einen Sterbeschrei. Ehe das nicht geschah, würde die lachende höhnende Frauenstimme nicht still sein: sie mußte gewaltsam stumm gemacht werden.

Wie konnte Marco das so genau wissen? Seine kranke Einbildungskraft führte ihn bis zur Verrücktheit. Er erhielt auch umgehend den Beweis, wie töricht seine Phantastereien waren: nichts als Hirngespinste! Der Advokat

ließ die Vicetta ihn beschimpfen, ließ sie spotten und hohnlachen, griff weder nach Dolch noch nach Revolver, stürzte auch nicht wieder zurück, sondern trat vollends heraus und stieg, ohne ein Wort der Entgegnung, die Treppe hinunter.

Aber — mit welchem Gesicht!

Oft, oft sollte Richard Hilles Wahlsohn an dieses Gesicht seines Vaters denken müssen.

VI

„Denn Du wirst zu mir kommen ...“

Marco mochte sich wehren, wie er nur konnte: er bekam die Worte der schönen Teufelin nicht aus dem Sinn. Seitdem er, auf der dunklen Treppe stehend und seinem Vater in das entstellte Gesicht blickend, ihre Stimme wieder vernommen hatte, hörte er diese beständig zu ihm sagen: „Denn Du wirst zu mir kommen ...“

In seinem Innern sprach Vicettas Stimme die wenigen Worte langsam und leise, ruhig und zuversichtlich wie etwas Vorausbestimmtes, dem der Mensch nicht entgehen kann, dem er verfallen ist, ohne Hoffnung auf Rettung. Die mit unumstößlicher Gewißheit leise und ruhig gesprochenen Worte wurden Marco in den Tagen, die jenem Abend folgten, zu einem Orakelspruch, der sich erfüllen mußte. Nur auf eines kam es an: auf das Wann der Erfüllung. Einmal unter dem Banne dieser Zwangsvorstellung bedurfte er seiner ganzen Kraft, um dieses verhängnisvolle Wann nach Möglichkeit hinauszuschieben.

In seiner Angst vor sich selbst, vor den dunklen Gewalten seiner Seele, arbeitete er in dieser qualvollen Zeit fieberhaft an seiner ‚Sehnsucht‘. Da er noch immer keine ‚Psyche‘ gefunden hatte, so modellierte er einstweilen nach irgend einem Berufsmodell lediglich für Pose und Proportionen.

Es war eine freudlose Arbeit; und sie sollte doch seine erste große feierliche Lebensfreude werden! Nicht nur die seine — mehr noch die seines grauen Freundes, der mit fast andächtiger Erwartung des Tages harrte, an dem ihm Marco von seiner Idee sprechen und die Tür seines Heiligtums öffnen würde: war doch für Sor Riccardo jede

Künstlerwerkstatt geweihte Stätte! Wenn der gute Herr von des jungen Künstlers Gedanken gewußt hätte, die diesem nicht aus dem Kopfe wollten: ‚Da gestalte ich nun meine Sehnsucht. Sie soll etwas von der Erde Fortstrebendes, zum Himmel Aufsteigendes sein: der höchste Flug einer Menschenseele. Und was ist meine Sehnsucht in Wahrheit? Wildes Verlangen nach einer Macht, die den Menschen in Abgründe hinabzieht, ihn gewaltsam hinabreißt; wütende Gier nach dem Niedrigsten und Unheiligsten. Anstatt meine Sehnsucht zu bilden, sollte ich meine Begierde darstellen; anstatt ein göttliches Geschöpf mit Seraphsschwingen ein Weib mit Geierskrallen und dem Blick eines hungrigen Raubtiers.‘

Es lag nicht in Marcos Natur, sich selbst zu verklären. Im Gegenteil! Bei jeder Gelegenheit verfolgte er sich selbst mit den schwersten Anklagen, dem bittersten Hohn, den Stachel einer unerbittlichen Selbstkritik sich wie einen Dolch in die Seele stoßend. Es tat ihm jedoch nicht weh. Anstatt heftiger Schmerzen empfand er bei dieser grausamen Selbstverstümmelung ein entschiedenes Lustgefühl, sogar die Qual genießend.

In solcher Gemütsverfassung begann der junge Mann seine Wahlverwandten möglichst zu meiden, als Vorwand für seine Isolierung seine Arbeit nehmend. Er brauchte dieses Wort nur auszusprechen, um für alles, was er tat und nicht tat, die begeisterte Billigung der beiden vereinigten Haushaltungen zu finden. Es war gleichsam ein Zauberwort, das ihn in ein Gewölk einhüllte und aus der Via Rasella forttrug. Trotz der langen Tage gab er an: es störe ihn bei der Arbeit, wenn er Nachmittags zum Speisen nach Hause müsse.

Das verstanden Tante Dora und Richard Hille sehr gut — so still ihre Mahlzeiten jetzt ausfielen, so laut Paoluccia jetzt jammerte, nicht des Signorinos Lieblingsspeisen bereiten zu können. Um sich durch die weiten Nachhausewege nicht mitten in seiner Arbeit ‚stören‘ zu lassen, speiste Marco fortan in den der Villa Strohl-Fern

nahe gelegenen Tre re. Diese heiligen Drei Könige waren eine wegen ihres risotto und ihrer maccaroni al sugo hoch berühmte Künstlertrattorie; und jeden Mittag ertappte sich jetzt Sor Riccardo dabei, daß es ihm zu Hause nicht mehr schmeckte — an Tante Doras Tisch, bei Paoluccias Küche nicht mehr schmeckte! Seine alte Sehnsucht nach einer römischen Trattorie: einer trattoria romana antica überkam ihn jetzt häufig mit solchem Ungestüm, daß er sich vor sich selbst schämte, derartige ‚dunkle Gewalten' in sich zu tragen und dagegen ankämpfen zu müssen. Natürlich unterwarf er sich nicht. Wie schön wäre es jedoch gewesen, wenn Marco ihn eines Tages aufgefordert hätte: „Speise doch heute mit mir in den ‚Drei Königen'. Ich sitze dort so allein. Es wäre so gemütlich, wenn Du einmal kämst. Und welche Makkaroni! Das darfst Du aber Tante Dora nicht sagen."

Wie ein Grab hätte der Professor geschwiegen ... Leider bekam er keine Gelegenheit, seine Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen; denn Marco forderte ihn niemals auf, ihm bei seinen einsamen Mahlzeiten Gesellschaft zu leisten.

Übrigens waren diese stillen Tafelfreuden sehr unterhaltend. Sämtliche Künstler der Villa Strohl-Fern speisten in den Tre re und waren so lustig, wie nur Künstler das sein können, diese Auserwählten des Herrn für Erdenfreude und Daseinslust.

Die meisten waren Landsleute von Richard Hille. Aber sie waren Neu-Römer; also Menschen, die nicht ahnten, was das alte Rom gewesen war. Darunter hatte man jedoch nicht das Rom Kaiser Neros und Domitians zu verstehen; nicht das Rom Michel Angelos und Raffaels; auch nicht das Rom Goethes und der frommen Nazarener, sondern das Rom Anselm Feuerbachs und Hans von Marés, Ferdinand Gregorovius' und Joseph Kopfs. Alle diese bedauernswerten ‚Neuen' ahnten nicht, was es hieß, mit dem Vetturin durch Porta del Popolo einzufahren, auf den Prati dei Castelli und dem Monte Testaccio Wein-

lese zu feiern und im Frühling das Künstlerfest in den Cervaragrotten.

Merkwürdig, daß sie trotzdem glücklich waren, in Rom zu sein, von römischer Sonne sich bescheinen zu lassen, römischen Wein zu trinken und römische Frauen zu küssen: Gifte, an denen diese Knaben natürlich zu Grunde gehen würden; und das, ohne von dem wahren Rom auch nur eine Ahnung gehabt zu haben! Auch nicht von Michel Angelo und Raffael.

Denn diesen Modernen fiel es selbstverständlich nicht ein, den Gott der Sistina anzubeten und in den Stanzen Adoration zu halten ...

In seiner aufgeregten Stimmung befand sich Marco unter dem lustigen Künstlervölklein sehr behaglich, sich nicht schämend, die Genüsse der heiligen Drei Könige den Gerichten von Tante Doras Tafel bei weitem vorzuziehen. Immerhin machte es Eindruck auf ihn, als er entdeckte, daß er sich ohne seine Wahlfamilie wohler fühlte als mit derselben. Er hatte sich vorgenommen, den jungen Leuten zu gefallen, gefiel ihnen also; gefiel ihnen sogar derartig, daß sie, ohne eine Probe seines Könnens gesehen zu haben, von diesem überzeugt waren: hatte er doch das Leuchten des Genius in seinen Augen! Überdies war er ein Schüler des wunderlichen Heiligen aus der Gruft weiland Seiner Majestät des Kaisers Augustus. Seinen Mangel an Kenntnissen gestand er mit entzückendem Freimut ein, was ihm die Herzen vollends gewann, so daß ihm selbst seine mehr als gewählte Kleidung verziehen wurde. Der hübsche Junge war ja auch kein Germane! Ein Römer durfte solche brillante Westen, wunderbare Krawatten, weiße Kostüme, zierliche Schuhe und niedliche Spazierstöcke tragen.

Eines Tages wurde Marco folgendermaßen angeredet: „Sie sind ja wohl eine Art Adoptivsohn jenes närrischen Kauzes?“

„Wen meinen Sie?“

„Den Professor Richard Hille. Er soll ein furchtbar

gelehrtes Tier sein. Wie kamen Sie denn zu dem? Gerade Sie!"

„Er rettete mir das Leben."

Marcos Stimme klang gepreßt; er war bleich geworden.

„Wie geschah das?"

„Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen."

„Ihr Lebensretter also? Nett von dem Mann! Das hätten wir dem Alten gar nicht zugetraut."

„Bitte, sprechen Sie nicht in solchem Tone von meinem Freunde!"

„Unser Ton soll Sie nicht beleidigen. Übrigens ist es hübsch von Ihnen."

„Was ist hübsch?"

„Daß Sie dankbar sind."

„Ich verdanke Richard Hille alles."

„Sie sind ein anständiger junger Mann. Bei aller Dankbarkeit muß es aber doch tödlich langweilig für Sie sein."

„Was soll für mich tödlich langweilig sein?"

„Beständig mit solchem gelehrten alten Haus zu leben."

„Ich fühle mich dabei sehr glücklich."

„Ach was, glücklich. Sie sind jung! Jugend gehört zu Jugend. Mit allem Respekt vor ihrem alten Herrn ist er doch ein schnöder Egoist. Wie darf der Mann Sie bei sich behalten? Frei soll er Sie lassen! Jugend muß frei sein! Da sitzen Sie bei diesem Professor Hille unter lauter verstaubten Büchern und grauer Gelehrsamkeit und sehen zu, wie andere frische Jungen — Sie wollen schon aufbrechen?"

„Ich muß arbeiten."

„Wir alle sind nämlich der Meinung, daß es schade um Sie ist."

„Ich danke Ihnen allen."

„Machen Sie, daß Sie von Ihrem ehrwürdigen Egoisten fortkommen. Und das bald! Ein Mensch wie Sie... Werden Sie heute vor Ponte Molle im Tiber mit uns baden?"

„Ich glaube nicht."

„Erlaubt es Ihr Mentor nicht?"

Der junge Deutsche lachte; die anderen stimmten mit ein. Das Lachen war so wenig böse gemeint wie die Worte. Aber auf Marco machte beides tiefen Eindruck. Er grüßte kurz und ging.

Er hatte sich ‚anständig' benommen. Auch in dieser Sache anständig (er gedachte des Vorfalls in der Argentina), durfte also mit sich zufrieden sein. Weshalb war er es nicht? Wenigstens war er nicht ganz mit sich zufrieden. Er hatte seinen besten Freund in Schutz genommen, hatte, als man ihm zumutete, Richard Hille zu verlassen, dagegen protestiert ... Nein, das hatte er nicht! Er wollte es tun und hatte es unterlassen. Jedenfalls war es seine Absicht gewesen; also brauchte er sich keine Vorwürfe zu machen.

Im Grunde genommen war er weniger über sein eigenes Verhalten verstimmt als darüber, daß Sor Riccardo Leute, die ihn nicht kannten, durch seine vielen bizarren Eigentümlichkeiten zu solchem Gerede herausforderte. Ja wohl: geradezu herausforderte! Sie sollten Richard Hille kennen, dann würden sie anders sprechen. Niemand kannte ihn so gut wie er; also konnte ihn auf der ganzen Welt niemand so gut verteidigen wie er. Weshalb hatte er es heute unterlassen?

Als Marco von den Drei Königen aufbrach, beabsichtigte er, sich sogleich wieder zurück in sein Atelier und an seine Arbeit zu begeben. Diese war ihm jedoch durch das Geschwätz der lustigen jungen Leute für heute verleidet. Eigentlich waren es rohe Burschen, diese Deutschen! Viel Talent und wenig Lebensart. Dabei ein erschreckender Mangel an Grazie. Aber Deutsche und Grazie! Es war ein Glück, kein Deutscher, sondern ein Römer zu sein. Marco wußte, daß jeder dieser Germanen — w i e waren sie angezogen! — mehr Talent besaß als er; von Kenntnissen gar nicht zu reden. Dennoch fühlte er sich, wollte er aufrichtig sein, über sie hoch erhaben.

Trotz allen Könnens und allen Wissens blieben es eben — Barbaren.

Anstatt den Hügel bei der Villa Borghese hinaufzusteigen, nahm er sich vor Porta del Popolo mit plötzlichem Entschlusse einen Wagen und ließ sich in die Via Rasella fahren, dem Kutscher zurufend: „Über den Pincio!"

Das war nett von ihm, daß er sogleich die guten Leute in der Via Rasella aufsuchte! Ihm war zu Mute, als müßte er an Sor Riccardo etwas gut machen. Hatte er denn an ihm etwas verbrochen? Selbst die lustigen jungen Leute in den lächerlichen Kostümen, mit der schlechten Lebensart waren der Meinung: er hätte sich höchst anständig benommen.

‚Immerhin muß es für Sie tödlich langweilig sein... Sie sind jung! Jugend gehört zu Jugend! Der Alte ist ein schnöder Egoist ... Wie darf der Mann Sie bei sich behalten? Frei muß er Sie lassen! Jugend muß frei sein! Da sitzen Sie nun bei diesem Professor Hille, diesem verstaubten Bücherwurm, und sehen zu, wie andere frische Jungen ...‘ Wort für Wort hatte Marco ihre Reden behalten, und Wort für Wort wiederholte er sie sich jetzt. Ein brennendes Gefühl stieg plötzlich in ihm auf. Schmerz war es nicht. Auch nicht Liebe: M i t l e i d war es.

Mitleid mit dem Manne, der ein schnöder Egoist war und ihn an sich kettete: das welkende, dem Leben absterbende Alter die unsterbliche göttliche Jugend!

Sein Mitleid mit Richard Hille war es, das ihn jetzt zu diesem trieb; sein Mitleid mit Richard Hille würde es sein, das ihn bei diesem bleiben ließ, an diesen ihn „kettete": Mitleid mit dem Einsamen, der in ihm nicht die Jugend, sondern das Leben selbst liebte: alles das, was im Menschen gut und rein, edel und köstlich war ... Wenn Marco Lippis Mitleid mit Richard Hille ihn einmal nicht länger bei diesem bleiben ließ, wenn seine gefesselte sehnsüchtige Jugend eines Tags die Ketten sprengte und er sich gewaltsam frei machte, so — würde es nicht d a s sein, was Richard Hille alsdann vernichtete: nicht die Trennung von

seinem lieben Jungen, sondern der Schmerz um seinen Jungen! Denn Richard Hille würde mit ihm seinen Glauben an das Wahre und Gute, an das Schöne und Reine im Leben verlieren; sein Glaube an die Menschheit würde durch diesen Treubruch mitleidslos zerstört werden, zerstampft und zertreten. Und da Marco dies wußte, so würde sein Treubruch eine Judastat sein.

Was war das wieder? ... Und wieder entsetzte sich Marco vor sich selbst, plötzlich entdeckend, daß er Angst vor sich selbst hatte. Wie war diese Angst möglich, da seine Seele doch ein edles schönes Mitleid erfüllte?

— — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Familie saß noch bei der colazione, als Marco auf die Terrasse gestürmt kam, mit dem Ruf: „Mir ist nichts geschehen! Plötzlich bekam ich solche Sehnsucht nach Euch, daß ich's nicht aushielt. Da bin ich also! ... Wie Ihr Euch freut, Ihr guten Menschen! Und worüber? Weil ich so gnädig bin, mich nach Euch zu sehnen. Ich glaube, Paoluccia möchte mir um den Hals fallen. Bitte, Signora, genieren Sie sich nicht! Sogar das Nymphlein lächelt mich an. Wißt Ihr, was Ihr seid! Viel zu gute Menschen! Viel zu gut für solchen dummen Jungen und für die Welt überhaupt ... Bekomme ich noch etwas zu essen? Ich möchte es mir wieder einmal schmecken lassen!"

Paoluccia lief, Tante Dora und Lella liefen, um den Liebling des Hauses zu bedienen und ihm des Hauses Bestes vorzusetzen. Ein kleines Festmahl wurde improvisiert, als wäre der verlorene Sohn wiedergekehrt.

„Heute bleiben wir zusammen! Ich lade Euch zu einer Spazierfahrt ein: in einem Landauer! Scheußlich protzig, nicht wahr? Aber — ich bin ein reicher Mann. Wodurch ich das geworden bin, verrate ich nicht. Während ich den Wagen besorge, packt Ihr ein; denn wir machen heute Merenda ... Wohin wollt Ihr fahren? Ich schlage die Via Cassia vor, zum Grabmal Neros. Dort wollen wir schlemmen. Eigentlich habe ich etwas Neronisches ...

Ich bin nämlich anders, als Ihr glaubt: ein Teufel bin ich. Ich kann furchtbar sein, eben einfach neronisch. Oder nicht?"

Er lachte sie mit Lippen und Augen an, so unwiderstehlich, daß es eine ausgelassene Heiterkeit gab. Eine halbe Stunde später saßen sie in dem bequemsten Wagen, den Marco auf dem spanischen Platz auftreiben konnte: Tante Dora und Paoluccia lehnten im Vordersitz, Sor Riccardo saß mit dem Nymphlein gegenüber, während der Jüngling neben dem Kutscher thronte, unter seinen Füßen Paoluccias Wunderkorb.

Gleich anfangs wurde Marco die Fahrt durch einen häßlichen Zufall verdorben. Und daß dieser gerade heute geschehen mußte! Endlich einmal dachte er nicht an die Via Babuino, vergaß daher, den Kutscher anzuweisen, über den Pincio zu fahren. So fuhr denn der Mann den kürzesten Weg nach Piazza del Popolo.

Die Vicetta!

In demselben Augenblick, da der Wagen an Nummer 86 vorüberrollte, trat sie aus dem Haus: in einem bescheidenen dunklen Kleide, ohne Hut, ein schwarzes Spitzentuch um die Schulter. Sie erkannte Marco sofort, beachtete ihn jedoch nicht — würdigte ihn keines Blicks, sondern sah an ihm vorüber steif in den Wagen. Sie sah Lella, blieb mitten auf dem Trottoir stehen und starrte Paoluccias liebreizendes Töchterlein an; stand und starrte dem Wagen nach ...

Von denen, die im Wagen saßen, bemerkten sowohl Sor Riccardo wie Lella den seltsamen Vorgang.

Das war ja die Gelbhaarige! Wie sieht das Geschöpf aus! Schön wie die Schlange der Verführung und mit ebensolchem satanischen Blick. Schrecklich, daß es solche Weiber gibt! Ich darf mir nichts anmerken lassen, würde sonst allen den schönen Tag verderben. Wenn nur Marco sie nicht sah ... „Was hast Du, Kleine?" Das letztere flüsterte der Professor Lella zu, die leise zurückfragte: „Sahst Du nicht?"

„Was soll ich gesehen haben?"

„Vorhin, das schöne Mädchen."

„Ich weiß nicht, was Du meinst."

„Sie stand da und ... Sie muß den bösen Blick haben! Mit ihrem bösen Blick sah sie mich an."

„Welche Einbildung!"

„Nein, ach nein! Sie hat mich mit dem bösen Blick angesehen!"

Sie sprachen so leise, als teilten sie sich ein Geheimnis mit. Weder Tante Dora noch Paoluccia beachteten sie, da die beiden gerade lebhaft darüber debattierten, ob sie auch „wirklich" genug zum Essen mitgenommen hätten? Paoluccia hatte nicht an den Kutscher gedacht, eine Vergeßlichkeit, die für sie eigentlich zu den unmöglichen Dingen gehörte.

Richard Hille war im geheimen außer sich: sie waren der Vicetta begegnet, und diese hatte das süße Lellakind so feindselig angestarrt, daß die Erschrockene von dem krassen Aberglauben des ‚malocchio' befallen wurde. Hätte Marcos Nymphlein gewußt, von w e m es so haßerfüllt angeblickt worden war! Da die schöne Fahrt keinesfalls gestört werden durfte, so bemühte sich der gute Herr auf das eifrigste und zugleich zarteste, das bleiche Kind an seiner Seite über den häßlichen Eindruck hinwegzubringen. Ein mattes Lächeln dankte ihm.

Marco saß da mit zusammengepreßten Lippen, Wut und Haß im Herzen. Denn zur Wut war seine Begierde, zum Haß seine Leidenschaft für jenes Geschöpf geworden. Das fühlte er plötzlich; und dieses Gefühl ließ ihn ebenso jäh den Entschluß fassen: ‚Jetzt m u ß ich zu ihr! Denn ich muß mit ihr reden, damit sie sich dergleichen nicht wieder untersteht. Was erfrechte sie sich? Als ob sie ein Recht besäße, so dazustehen, mit s o l c h e m Blick ... Sie ist eifersüchtig auf die arme Kleine; sie wagt es, eifersüchtig zu sein! ... Wie sie das Kind ansah! Als wollte sie es mit ihren Blicken ermorden!'

Er rief denen im Wagen über seine Schultern hinweg

etwas Lustiges zu, saß dann wieder, vor sich starrend und hinbrütend: ‚Sie behält also recht; denn ich werde zu ihr kommen! Freilich wird es anders ausfallen, als sie glaubt.‘

Er ballte unwillkürlich die Hand, hob sie, ließ seine geballte Hand schwer niederfallen ... Dieses Geschöpf konnte ihn zum Mörder machen!

‚Wann willst Du zu ihr gehen? Noch heute! ... Warte lieber noch.‘ Und nach einer Weile:

‚Nein, nein! Es muß sogleich geschehen. Wenigstens bald ... Ich glaube, ich fürchte mich, habe Angst vor dem Weibe.‘

Er atmete so mühsam und schwer, daß es wie ein erstickter Seufzer klang.

Sie fuhren durch die Via Flaminia zum Ponte Molle, unter dessen uralter brauner Wölbung mit leisem raunenden Rauschen der Tiber seine gelben Wogen dem Meere zuwälzte.

‚Der Tiber bei Ponte Molle in das Weichbild Roms einströmend ... Die Bildsäule der Weltgeschichte sollte an diesem Strande aufgerichtet werden: eine gewaltige Frauengestalt, auf mächtigem Felssockel thronend, mit dreifacher Lorbeerkrone gekrönt, den Fuß auf den besiegten Erdkreis setzend, in der Rechten das triumphierende Kreuz gleich einem emporgereckten flammenden Schlachtschwert ...‘

Richard Hille dachte es. Aber er wandte sich ab von dem Flusse, über den er seinen grünen deutschen Rhein vergessen hatte: seitdem der Sohn des Advokaten Luigi Lippi im Tiber den Tod gesucht, graute dem Gelehrten vor dem für ihn bedeutsamsten Strome der Welt, der die Majestät der alten Roma umspült hatte.

An Vignen und Villen vorüber durchschnitt die Straße das Poussintal, eine Waldschlucht, die eine Galerie echter ‚Poussins‘ war, und stieg darauf durch eine Landschaft von wahrhaft tragischer Größe zu der Hochebene des alten geheimnisvollen Etruriens hinan. Halbwegs von Veji,

bei einem antiken Grabmal, welches das römische Volk durchaus als die Gruft seines dämonischen Lieblingskaisers ansehen wollte, ließ Marco den Wagen halten. Auf einer von dunkelroten Orchideen gefärbten Wiese, daß es war, „als umflute das Grab des Muttermörders all' das durch ihn vergossene Blut“ — wie Tante Dora pathetisch sich ausdrückte — wurde Merenda, auf gut Deutsch: Picknick gemacht.

‚Was sie nur haben? Zu Hause waren sie doch so vergnügt. Der junge Herr hat gewiß wieder einmal seine Stimmung gewechselt! Das tut er ja jede Stunde. Aber was fehlt meinem alten Sor Riccardo? ... Dieser Mann hängt freilich von seinem Jungen ab wie das Barometer vom Wetter. Und das Lellakind? ... Was fällt mir plötzlich ein! Das Nymphlein ist doch nicht etwa in den Adonis verliebt? Das wäre, das ist ... Zu dumm ist es von mir, mir das erst jetzt einfallen zu lassen. Das Kind wäre ja doch kein richtiges Frauenzimmer, wenn es sich in den hübschen Bengel nicht vergaffen würde. Wenn das nur kein Unglück gibt! ... Ach was, Unglück! Solche erste Liebe, das ist ja — Das muß ja — Etwas Göttliches muß es drum sein, direkt vom Himmel auf ein armes irdisches Menschenkind herabfallend ... Soll sich das Kind also in Gottes Namen verlieben — wenn auch nichts daraus wird, wie man sagt. Natürlich wird nichts daraus! Aus solcher ersten Liebe wird niemals etwas! Schadet auch gar nichts! Schadet selbst dann nichts, wenn meinem geliebten Lellakinde dadurch Herzweh entstehen sollte. Ist doch selbst eine sogenannte unglückliche Liebe etwas Wundersames, Wonniges, Herrliches ... Was weißt denn Du davon? Du kannst gar nichts davon wissen! Bist eine alte Jungfer! Und solche alte Jungfer ahnt nicht einmal, wie es solchem süßen Kinde um das Herzchen ist, wenn darin die erste Liebe einzieht wie ein Frühlingslied.‘

Bei diesem Gedankenmonologe wurde es der alten Dame selbst frühlingsfreudig um das Herz. Voll mütterlicher Zärtlichkeit nickte sie dem Nymphlein zu, immer

wieder und wieder, ohne eine Regung von Reue darüber zu empfinden, daß sie mit den Leiden einer ersten unglücklichen Liebe — denn das würde daraus werden! — nicht das mindeste Mitleid verspürte. Am liebsten hätte sie Paoluccias Töchterlein gerührt in ihre Arme geschlossen und ihm allerlei zugeflüstert; sie wußte freilich selbst nicht recht, was. Eben etwas Zärtliches, Mütterliches. Marco dagegen hätte sie für ihr Leben gern beim Wickel genommen und tüchtig geschüttelt: ‚Weil der Bengel ganz und gar nicht verliebt zu sein scheint; also ganz und gar nicht begreift, welch holdes Göttergeschenk an ihn verschwendet wird!‘

Tante Doras Seligkeit über den wundervollen Frühlingstag, das purpurfarbene Orchideenfeld und das antike Grabmal, ihr Entzücken über den Lerchengesang in den Lüften und den Ausblick auf Etrurien, auf ganz Rom bis zu den Volskerbergen — kurzum: Tante Doras junge Seele rettete die Situation. Lella vergaß schließlich den bösen Blick jenes unheimlichen schönen Geschöpfes; Marco vergaß, daß er die Vicetta nun doch ein letztes Mal wiedersehen würde, und Sor Riccardo vergaß, daß es für seinen lieben Jungen feindselige dunkle Gewalten gab, die dieser beständig bekämpfen mußte. Bei der allgemeinen festlichen Freudigkeit beobachtete Paoluccia heute nicht, daß ihre Tochter „wieder einmal etwas so Besonderes“ im Blicke hatte, wie es — so glaubte Paoluccia — ihre Mutter gehabt haben mußte, als diese Frau ihr Kind verließ, um ihrem Schatz nachzulaufen. Tante Dora fuhr eben fort, als gute Fee zu figurieren, die mit ihrem Zauberstabe die Seelen der vier Menschen berührte und sie von ihren heimlichen Schmerzen befreite. Wenigstens geschah dieses für einige Stunden.

Auf der Heimfahrt erregte jedes Gespann silbergrauer Ochsen, jeder bunte, unter schrillem Schellengerassel die Straße dahinziehende Karren die Begeisterung der beiden alten Römer. Und wie der junge Ochsenknecht neben seinen mächtig gehörnten Tieren einherschritt, der junge

Kärrner unter seinem blauen Zeltdache hingestreckt lag: Zoll für Zoll ein echter ‚Robert‘! Ein echter ‚Böcklin‘ dagegen war der fellumgürtete Hirte, der unter einer Steineiche ruhte und wie ein antiker Faun die Flöte blies; ein echter ‚Feuerbach‘ das junge Weib, das mit der Haltung und dem Gange einer Königin von dem braunen Brunnenbecken kam und mit dem gefüllten Kupfergefäß auf dem Haupt ihrer Rohrhütte zuschritt ...

„Können Sie sich vorstellen, wie Anselm Feuerbach und Arnold Böcklin in der Kunst jemals ein überwundener Standpunkt sein werden?“

Richard Hille tat diese Frage. Statt aller Antwort warf ihm Tante Dora einen Blick zorniger Verachtung zu: ihr alter Freund schwatze bisweilen wie ein alter Tor! Sie, Tante Dora, sollte sich vorstellen, was kein Mensch mit gesundem Menschenverstande und fünf Sinnen sich vorstellen konnte!

Als sie auf dem Platz vor Ponte Molle anlangten, schallte ihnen von der Brücke her Gesang entgegen.

„Das sind ja Deutsche! Hören Sie doch, Sor Riccardo! Gewiß sind es deutsche Künstler! Es ist doch ein liebes lustiges Volk! Und es sind junge Leute! Hören Sie nur! Sie singen unsern Viktor Scheffel!“

‚Ponte Molle, du treffliche Bruck ...‘ klang es den Heimkehrenden fröhlich entgegen bis zu dem ‚den Eingang zu Roms Toren sperrenden Ochsenhaufen‘. Es war jedoch nicht dieses klassische Hindernis, welches den Wagen der Picknicker plötzlich anhalten ließ — gerade bei der Statue des heiligen Johannes, der sein Taufwasser über die ganze Flaminische Straße nach dem Heiland hinüberspritzte. Es war der städtische Steuerbeamte, der Tante Dora beargwohnte, Tabak in Rom einschmuggeln zu wollen.

Während der Wagen hielt, zogen die Sänger vorbei. Es waren Marcos Bekannte aus der Villa Strohl-Fern und den biederen Drei Königen. Sie grüßten ihren

Kollegen mit Händewinken und Lachen, ihm zurufend: „Wir gehen baden. Kommen Sie mit?"

„Du kennst die jungen Leute?"

„Ja ... Weißt Du was? Wir beide wollen aussteigen und mit ihnen gehen. Ich möchte, daß sie Dich kennen lernen. Vielmehr: daß Du sie kennen lernst. Es sind ja doch Deine Landsleute, und Du tust mir damit einen Gefallen. Die Damen werden verzeihen, wenn ihre Kavaliere sie schnöde verlassen. Wir jungen Leute baden im Tiber, und Du sollst zusehen."

Er war bereits vom Bock heruntergesprungen, gab jetzt dem Kutscher überreich seine Bezahlung und rief den jungen lustigen Leuten nach, sie möchten einen Augenblick warten.

„Wenn ich Dir damit einen Gefallen tun kann, so begleite ich dich selbstverständlich. Aber Du weißt ja doch — diese jungen modernen Leute ... Wenn es auch meine lieben Landsleute und gewiß sehr talentierte Künstler sind. Ich verstehe jedoch so gar nicht, mit jungen Leuten umzugehen; obgleich im Grunde genommen —"

Bitterböse unterbrach Tante Dora den ängstlich Zaudernden: „Obgleich Sie im Grunde genommen selbst ein junges Leut sind! Also begeben Sie sich gefälligst ohne Widerrede mit Ihrem Jungen zu Ihresgleichen und seien Sie einmal nach Herzenslust fröhlich."

Schweigend gehorchte der Gelehrte diesem Befehl. Wenn Tante Dora ihre Herrschermiene aufsetzte und in ihrem Feldherrnton sprach, gab es keinen Widerstand. Also führte Marco seinen ehrwürdigen Freund seinen lustigen Bekannten zu, dabei denkend: ‚Sie sollen ihn kennen lernen, sollen erkennen, was für ein famoser Mensch der Alte ist. Einsehen sollen sie, daß ich bei ihm nicht als Sklave an der Kette liege; Abbitte sollen sie tun: ihm sowohl wie mir; schämen sollen sie sich über ihr törichtes Gerede von heute mittag.'

Es war sehr anständig von Richards Jungen gedacht.

Aber auch jetzt wieder der heimliche Kampf mit ganz anderen Gedanken: daß die jungen Leute im Grunde genommen doch recht hätten und er sich früher oder später werde freimachen müssen.

Sich freimachen von seinem besten Freunde auf der Welt, für den er, Marco Lippi, der einzige Mensch auf der Welt war.

VII

„Meine Herren, das ist mein väterlicher Freund, Professor Richard Hille.“

„Ich freue mich, die Herren kennen zu lernen. Marco sagte mir soeben, Sie wären alle sehr freundlich zu ihm. Das ist für mich eine große Freude. Sie müssen nämlich wissen, daß er mein Wahlsohn ist. Gewiß werden Sie da verstehen —“

Die jungen Leute schienen wirklich zu verstehen, daß dieser graue Gelehrte — grau war auch heute alles an ihm — die leuchtende Jünglingsgestalt an seiner Seite sehr lieb hatte. Vielleicht hätten sie es nicht so gut verstanden, wäre Richard Hilles Stimme nicht so ernsthaft und zugleich so herzlich, sein Lächeln nicht so strahlend und zugleich so schwermütig gewesen; sein Blick, selbst durch die trüben Brillengläser, nicht so voller Güte und zugleich voll kindlichen Vertrauens und Glaubens.

Allen, die so ‚sehr freundlich‘ gegen Marco waren, kräftig die Hand schüttelnd und jeden dankbar anlächelnd, machte Sor Riccardo vor Ponte Molle die Bekanntschaft des jungen Künstlervolks, während die drei Damen lebhaft winkend unter dem Wasserstrahl von Berninis San Giovanni über die ehrwürdige Brücke davonfuhren.

‚Hoffentlich nahm der Mann zu seiner Taufe Tiberwasser‘ — dachte Tante Dora, zu dem hageren Prediger in der Wüste etwas unsicher aufblickend.

Gewöhnlich, wenn Richard Hille Fremden gegenüber von seinem ‚Wahlsohn‘ sprach, freute sich Marco, diesen Namen zu hören: von dem Ehrenmanne ihm gegeben, schien es ihm ein Ehrenname zu sein. Als der Professor ihn auch vor den jungen lustigen Leuten so nannte, emp-

fand es Marco unangenehm. Es kam ihm sentimental und zugleich gesucht vor. So hatte sich denn sein guter Sor Riccardo vor den jungen Leuten, die ihn wahrscheinlich ohnedies als komische Figur auffaßten, gleich anfangs lächerlich gemacht! Das hatte er von seiner Impulsivität, die — nach Richard Hilles Ansicht — etwas sehr Schönes und echt Künstlerisches sein sollte und die ihn stets in falsche Situationen brachte.

Zu seiner Überraschung bemerkte er, daß seine Bekannten von den heiligen Drei Königen sehr nett zu dem ‚alten Herrn' waren. Etwas nachsichtig und herablassend vielleicht; aber im Grunde genommen wirklich sehr nett. Der Professor mußte ihnen also gefallen, wenn sie sich nicht aus Rücksicht für Richard Hilles Wahlsohn so liebenswürdig gegen ihn benahmen. Es waren doch gutmütige Menschen, diese Deutschen!

Sie, die Gutmütigen, nahmen Sor Riccardo in ihre Mitte, und nun ging es plaudernd und lachend stromaufwärts am Tiber entlang, unmittelbar über den in der Farbe von Goldbronze leuchtenden Fluten, auf dem goldbraunen, wild zerrissenen Uferrande. Jenseits des majestätischen Stromes weitete sich die frühlingsgrüne Campagna als ein einziges Gartengefilde blutroten Mohns, durch welches der Tiber gleich einer goldenen Riesenschlange sich wand. Über den Ruinen antiker Villen und mit Kastellen des Mittelalters gekrönten Hügeln stieg aus der roten Prärie das bereits abendlich blaue Felsengebirge auf.

Der Acqua Acetosa gerade gegenüber säumte das steile Ufer wildes Olivengebüsch, dessen silbernes Graugrün von dem goldenen Wasser überaus prächtig sich abhob. Die jungen Leute machten einander auf jede malerische Wirkung in der Landschaft aufmerksam, was ihnen, zusammen mit ihrer Freundlichkeit und Lustigkeit, Richard Hilles Herz im Fluge gewann. Sie waren gar nicht so schlimm, diese Jungen und Modernen, wie der Professor immer gehört und mit schmerzlichem Bedauern über die

‚Entartung der Jugend‘ geglaubt hatte. Auch sie sahen das Schöne; also waren auch sie berechtigt, in Rom zu sein! Ein Glück, welches Tante Dora und Richard Hille allen mißgönnten, die nicht mit schönheitsdurstigen Augen, nicht mit die Schönheit anbetender Seele nach Rom kamen; vielmehr nach Rom wallfahrten. Indem er diese freundliche fröhliche Jugend beobachtete, fiel es dem Professor schwer auf das Herz, ungerecht gewesen zu sein. Aber die Erkenntnis eines Unrechts machte ihn seltsamerweise stets seelenvergnügt: war es doch schön, im Unrecht zu sein und leise und laut Abbitte tun zu dürfen! Er nahm sich vor, in allen seinen Urteilen immer milder, immer gerechter zu werden.

Hinter den Gebüschen der Oliven streiften die Jünglinge ihre Kleider ab, und da ringsum kein Mensch zu erblicken war, so benahmen sie sich in der schönen Wildnis wie Wilde. Um sich von dem weiten Wege, der sie erhitzt hatte, abzukühlen, kletterten sie die steilen Böschungen hinan und warfen sich splitternackt in das rote Meer der Mohnblüte. Doch blieben sie nicht lange ruhig. Sie sprangen bald wieder auf die Füße, stürmten über das rote Gefilde, rissen mit beiden Händen Mohnblumen ab, mit denen sie lachend und jauchzend einander bewarfen und überschütteten. Zuletzt tobten sie wie ein Schwarm von Bacchanten, trunken von ihrer Jugend, ihrem Lebensgefühl, berauscht von der Schönheit der Welt und römischer Herrlichkeit.

Die sinkende Sonne überflutete mit ihrem dunklen Golde das rote Feld und die leidenschaftlich bewegten jugendlichen Gestalten. Die Campagna loderte auf in himmlischer Lohe, daß die Jünglingsschar einem Zuge seliger Gottheiten glich: zu ihren leuchtenden Gliedern leckte die rubinrote Flamme des Mohnes empor, ohne sie zu verzehren. Dann — mit lautem Jubelschrei — rasten sie über das Feld, den tiefen Abhang hinunter und hinein in die vom Abendrot entzündete Flut. Sie tauchten unter, tauchten auf, tummelten sich wie Tritone, hätten

am liebsten Jagd auf junge weißgliedrige Najaden gemacht.

Und dieses Bild von Daseinswonne unter einem in Purpur, Orange und Goldgrün erglühenden Himmel, als Hintergrund das in tiefem Azur dunkelnde Felsengebirge ...

‚Daß Tante Dora das nicht mitansehen kann! Es ist ja eine wahre Herrlichkeit: junge Menschenschönheit in dieser Natur, bei diesem Lichtglanz! Und mein Junge ist der Schönste! Ein Hellene unter ... Nun ja! Doch wohl unter Barbaren, wenn es auch meine eigenen lieben Landsleute sind. Jede seiner Bewegungen ist lebendige Plastik. Die anderen sehen das auch, freuen sich auch seiner. Hoffentlich machen sie ihn nicht eitel. Erst machen? Hoffentlich machen sie ihn nicht noch eitler. ... Über meiner Freude vergaß ich ganz, daß es der Tiber ist ... Sei kein Tor, Richard Hille! Der Tiber bekam ihn ja nicht. Freue Dich, daß Du hier stehen und zusehen kannst, wie er sein Leben genießt, Dir und allen Menschen zur Freude. Sei darüber glücklich, dafür dankbar, alter Geselle!‘

Erst bei Anbruch der Nacht entschlossen sich die Badenden, ans Land zu steigen. Sie ließen sich von der warmen Abendluft trocknen, kleideten sich behaglich an und zogen, Richard Hille wie im Triumph in ihrer Mitte führend und deutsche Lieder singend, stromabwärts, nach Ponte Molle wieder zurück. Alle verspürten Hunger und Durst — gewaltigen Hunger, unauslöschlichen Durst! In einem der volkstümlichen Speisehäuser vor der Brücke wurde eingekehrt, auf der Terrasse ein langer Tisch besetzt, Speise und Trank bestellt — des Trankes so viel, um selbst den unlöschlichen Durst germanischer Kehlen zu löschen.

Um die fröhliche deutsche Jugend saßen, mäßig schmausend und noch mäßiger trinkend, Römer und Römerinnen, nicht minder fröhlich als jene. Einige junge Romulusenkel hatten ihre Guitarren mitgebracht, spielten und sangen verliebte Lieder. Über der Peterskuppel leuchtete

an dem noch immer in Gluten stehenden Himmel der Abendstern . . .

Held des Abends wäre unfehlbar Marco gewesen, wenn er es hätte sein wollen. Er wollte jedoch nicht. In sich gekehrt, saß er unter den Lustigen. Das Blumenbacchanal auf dem Mohnfelde und das darauffolgende Wellenspiel hatten auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Er wußte, daß er schön war; aber erst heute kam ihm voll zu Bewußtsein, daß seine Wohlgestalt ein Geschenk gütiger Götter, also etwas Göttliches sei. Die bewundernden Blicke der Künstler, ihre lauten Ausrufe unverhohlener Begeisterung hatten es ihm heute offenbart; und das in ganz anderer Weise als das kindliche Glück seines würdigen Freundes über seinen ‚schönen Jungen' oder als die brennenden Blicke, die aus Frauenaugen ihn trafen. Dieses Mal fühlte er sich nicht in seiner Eitelkeit geschmeichelt: eine bessere Empfindung erfüllte ihn und veranlaßte ihn zu ernsten Gedanken . . . War es nicht wundersam, daß ein Mensch eine Wirkung ausüben konnte, die derjenigen eines Kunstwerks nahe kam? War solcher Mensch nicht ein Begnadeter? Mußte der vollkommen schöne Mensch des Göttergeschenks sich nicht würdig erweisen? Wodurch würdig? Dadurch, daß er versuchte, beständig und unermüdlich versuchte, sein Inneres zu seinem Äußeren möglichst in Harmonie zu bringen. War nicht das allein eine hohe und herrliche Aufgabe, ein Lebensziel und zugleich ein Lebensglück?

Der Aufgabe war er sich bewußt. Aber — würde er sie erfüllen können, sie erfüllen w o l l e n?

Er stellte sich diese Frage, fand keine Antwort und wurde dadurch tief nachdenklich gestimmt. Inmitten der heiteren Künstlerschar fühlte er sich einsam und traurig.

Dagegen feierte Richard Hille eine große Stunde. War seines Jungen Triumph nicht auch der seine? Die Freude, die er darüber empfand, machte ihn redselig. Er begann zu erzählen — natürlich von Rom: von dem Rom Feuerbachs und Gregorovius', welches die armen

jungen Leute nicht kannten. Wahre Wunderdinge wußte der alte Römer davon zu berichten, daß die jungen Leute staunend zuhörten ... Das waren Zeiten gewesen: damals, als Sor Riccardo blutjung und bettelarm nach Rom kam und seine römischen Wanderungen begann. Mit einem halben Dutzend Orangen in der Tasche wurde frühmorgens aufgebrochen, aus irgend einem der vielen römischen Tore hinaus wurde gewandert und gewandert! Mittags unter einer einsamen Steineiche inmitten der Campagna sich niedergestreckt, das halbe Dutzend Orangen verspeist, wieder gewandert und gewandert, bis er am späten Abend zu einem anderen Tor in Rom wieder einzog. Und so durch Monate und Monate. Bei solchem Leben lernte der Mensch kennen, was Roms Campagna war: das erhabenste Gefilde der Welt! Richard Hille schilderte mit geröteten Wangen, leuchtenden Blickes; und immer aufrichtiger, immer wärmer wurde die Teilnahme seiner Zuhörer.

Dann begannen auch sie zu erzählen: wie sie in Rom lebten. Dabei kam es denn heraus! Auch diese neuen Römer, diese armen Modernen, machten weite Wanderungen durch die Campagna bis nach Tivoli und Frascati, bis nach Olevano und Subiaco. Auch diese Künstler gingen in den Vatikan und auf das Kapitol, waren in der Sistina und in den Stanzen gewesen und sprachen selbst von Raffael gar nicht so geringschätzig, wie Tante Dora und Richard Hille immer gehört hatten.

Und wie liebenswürdig benahmen sie sich gegen ihn, der doch so schlecht verstand, mit jungen Leuten umzugehen. Sie hatten sogar die Güte, ihn aufzufordern, in den Drei Königen mit ihnen zu speisen, tranken ihm zu, brachten ihm ein schallendes Evviva und riefen Marco über den ganzen Tisch zu: sein alter Herr sei ein ganz famoser alter Herr! Eine Anerkennung der netten jungen Leute, die Richard Hille eine feine Röte in das Gesicht trieb. Aber um Marcos willen freute sie ihn doch. Jetzt erst bemerkte er, wie stumm dieser dasaß. Wie war es

möglich, daß er das erst jetzt bemerken konnte! Sogleich war es mit aller Freude für ihn vorbei. Er stand hastig auf, die anderen bittend, durch seinen frühen Aufbruch sich in ihrer Freude nicht stören zu lassen: er sei eben kein junger Mann mehr und dieses für ihn ein ganz ungewohntes Fest. Dabei sah er ungewiß zu Marco hinüber, ob er nicht bleiben wollte?

Aber Marco wollte nicht bleiben.

„Ich kann nämlich wirklich sehr gut allein nach Hause. Bleibe doch noch. Es macht Dir gewiß Freude."

„Ich begleite Dich."

Richard Hilles Abschied von den jungen Leuten gestaltete sich so herzlich, daß es fast den Anschein hatte, als ob diese nicht allein Marcos willen so liebenswürdig zu dem alten Herrn gewesen wären, der für sie doch eigentlich ein komischer alter Herr sein mußte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der schönen Nacht wäre der Professor am liebsten zu Fuß nach Hause gegangen. Vor der Trattorie stand jedoch zufällig ein freier Wagen, und so wollte Marco denn fahren.

„Fehlt Dir etwas? Du wurdest plötzlich so still."

„Fandest Du?"

„Es tat mir so leid ... Auch Dir hätte es gut getan, zu Fuße nach Hause zu gehen."

„Ich möchte fahren."

Er stieg ein, lehnte sich zurück, schloß die Augen, dem Professor überlassend, den Kutscher anzuweisen, in die Via Rasella zu fahren. Langsam trottete der abgetriebene Gaul auf dem schlechten Pflaster der Flaminischen Straße der Stadt zu.

Plötzlich wußte Richard Hille, was Marco hatte: ‚Er sah heute Mittag die Vicetta und nahm sich mir zuliebe möglichst lange zusammen, um mir den schönen Tag nicht zu verderben; nahm sich so lange zusammen, als es eben ging. Jetzt sitzt er und denkt an sie. Der arme Junge! Welch Unglück für ihn!‘

Um Marco von seinen schweren Gedanken abzubringen, begann er trotz dessen Teilnahmlosigkeit ein Gespräch: „Das war ein köstlicher Abend, den ich Dir verdanke. Denn hättest Du mich mit den jungen Leuten nicht bekannt gemacht, würde ich diesen schönen Abend nicht erlebt haben. Ich wußte gar nichts von Deinen Bekannten, war daher sehr überrascht. Weshalb erzähltest Du uns eigentlich niemals von ihnen? Wir hätten uns gefreut, Dich in Deinem Gasthof in so guter Gesellschaft zu wissen."

Mit geschlossenen Augen erklärte Marco: „Ich wußte nicht, daß Ihr Euch über dergleichen freuen würdet."

„Wir freuen uns über jeden netten Menschen, mit dem Du umgehst. Denn auf den Umgang kommt es an. Besonders für Dich."

„Weshalb besonders für mich? Bei mir ist alles immer ‚besonders'. Wenigstens Deiner Meinung nach."

„Schade, daß Dich der reizende Abend nicht in bessere Stimmung bringen konnte."

„Gar so reizend fand ich ihn nicht. Eigentlich sind es herzlich fade Burschen."

„Aber nein!"

„Ich passe entschieden nicht zu ihnen."

„Zu wem passest Du eigentlich?"

„Jedenfalls zu einer ganz anderen Gattung von Menschen."

„Das tut mir leid. Diese jungen Leute sind eine vorzügliche Gattung von Menschen — die beste. Besonders für Dich, wie ich wieder sagen muß."

„Sie waren scharmant gegen Dich."

„Nicht wahr? Furchtbar nett? Ich bin ihnen sehr dankbar."

„Das brauchst Du nicht zu sein."

Eifrig behauptete Sor Riccardo: „Doch, doch! Du weißt ja, daß ich leider nicht verstehe, mit jungen Leuten umzugehen; da hat es mich denn wirklich herzlich gefreut, daß gerade Deine Bekannten so sehr nett gegen mich waren."

„Alles Lüge und Heuchelei!"

„Wie kannst Du nur . . . Das ist sehr unrecht von Dir."

„Erst diesen Vormittag rieten sie mir, ich sollte mich frei von Dir machen."

Kaum hatte Marco es ausgesprochen, so erschrak er. Es tat ihm jedoch nicht leid. Er konnte seinem guten Sor Riccardo nicht helfen! Einmal mußte dieser erfahren, wie die anderen darüber dachten: darüber, daß der Alternde sein junges frisches Leben an sich fesselte. Gespannt wartete er auf die Wirkung seiner Worte.

„Erst diesen Vormittag sagten sie Dir, Du solltest Dich von mir frei machen?"

Richard Hille schien den Sinn der Worte nicht recht zu fassen, schien sich besinnen zu müssen, was Marco eigentlich meinte.

„Das rieten Dir die jungen Leute, die so sehr nett zu mir waren?"

„Du siehst also —"

„Freilich, freilich. Mehr und mehr sehe ich ein, welch großes Opfer Du mir bringst."

„Von einem Opfer ist nicht die Rede."

„Es wird doch wohl so sein. Das schlimmste ist, daß ich es gar nicht so recht verstehen kann; daß ich mir immer wieder einbilde, es müßte nicht nur für mich ein Unglück sein, wenn wir einmal auseinandergehen sollten. Ich scheine immer nur an mich selbst zu denken."

„Nimm es Dir nicht zu Herzen."

„Und daß ich mir so gar nicht vorstellen kann, wie es wäre, wenn ich das Opfer Deines Lebens, Deines Zusammenseins mit mir nicht mehr annehmen würde."

„Wie es sein würde, wenn ich von Dir ginge?"

„Gewiß sehr traurig für mich. Aber daran darf ich nicht denken. Du auch nicht."

„Ich gehe ja nicht von Dir fort."

„Mein guter Junge!"

„Eben war ich Dein schlechter Junge. Ich bin es oft."

„Nur in Deinen dunklen Stunden, Du weißt. Und

dann bist Du nicht gegen mich schlecht, sondern gegen Dich selbst. Ganz grausam bist Du dann gegen Dich selbst! Es ist ja Deiner vielen dunklen Stunden willen, daß ich so gern — Aber vielleicht ist das nur ein Vorwand, damit ich Dich bei mir behalten kann. Wir kennen uns selbst so wenig — wie Du ganz richtig sagtest. Ich muß mich wieder einmal ordentlich hernehmen und mir den Kopf tüchtig zurechtsetzen. Denn das geht ja doch nicht, daß ich Dir Schaden bringe."

Marco wollte etwas Beruhigendes, etwas Freundliches erwidern: er wollte Sor Riccardo versichern, daß das Gerede der jungen Leute nur Geschwätz war; daß sie jetzt, da sie ihn kennen lernten, sicher ganz anders urteilten. Er wollte gut und liebevoll gegen den Mann sein, den schon die bloße Vorstellung seines Fortgehens von ihm fassungslos machte. Aber sie fuhren gerade durch die Via Babuino, und da kam es von neuem über Marco: sein Dämon, der ihn innerlich versteinerte und ihn zwang, anstatt eines guten Wortes ein bitterböses zu sagen.

„Heute sagte ich Dir schon einmal, daß ich ein ganz anderer bin als der, für den Du mich hältst."

„Was wärst Du?"

„Du wirst es erfahren."

„Gott behüte Dich davor!"

„Du solltest beten, daß Gott Dich behüten möge, den anderen Marco, der in mir steckt, jemals kennen zu lernen."

„Mein lieber Sohn —"

Leidenschaftlich unterbrach ihn Marco: „Weißt Du, was Dein lieber Sohn jetzt tun wird? Er wird den Wagen halten lassen und Dich bitten, allein nach Hause zu fahren ... Halt, Kutscher!"

Auf dem spanischen Platze, nahe der Siegessäule der Immaculata, hielt der Wagen. Marco sprang heraus.

„Gute Nacht! ... Fahr zu, Kutscher!"

„Warte! Ich steige auch aus!"

Richard Hille tat es. Er wurde gefragt: „Weshalb fährst Du nicht nach Hause?"

„Weil ich bei Dir bleiben will."

„Ich bitte Dich jedoch, nicht bei mir bleiben zu wollen."

„Bleiben werde ich trotzdem."

„Ich möchte jetzt allein sein."

„Trotzdem bleibe ich bei Dir."

„Oho!"

Marco tat diesen Ausruf in einem Tone, der Richard Hille zusammenfahren machte. Es war ein Ton, wie jenes unvergeßliche Lachen in der Nacht nach dem Balle in der Argentina. Er verließ Marco. Ohne recht zu wissen, wohin er ging, schritt er über den Platz, schritt am Albergo d'Europa vorüber und die schmale steile Treppe hinauf, die zur Trinità de' Monti emporführte. Marcos Ton scheuchte Richard Hille von diesem fort, daß er nicht bei ihm bleiben durfte, daß er ihn seines Weges gehen lassen mußte, daß ihm war, als hätte er einen Schlag empfangen: einen Schlag ins Gesicht von seinem Jungen, von seinem geliebten Sohn.

Auf dem ersten Treppenabsatz holte Marco ihn ein. Richard Hille fühlte sich jedoch von dem empfangenen Schlag wie betäubt, so daß Marcos Worte wie aus der Ferne zu ihm drangen.

„Verzeih, ich war roh. Aber Du bist selbst schuld daran. Weshalb ließest Du mich nicht allein, wenn ich Dir doch sagte, daß ich allein sein wollte? Weshalb bewachst Du mich beständig, jeden meiner Schritte belauernd, als beginge ich eine Missetat, sobald ich mich nur für eine Stunde von Dir entferne? Wie oft soll ich Dir sagen, daß ich ein junger Mensch bin? Ein junger Mensch besitzt das Recht der Jugend. Das nimmst Du mir! Jeder junge Mensch hat Wege, die er seinem besten Freund verschweigt."

In seiner Betäubung erwiderte Richard Hille mit Anstrengung: „Gewiß hat jeder junge Mensch solche Wege. Aber der Weg, den Du heute gehen willst, führt zu Deinem Verderben; denn Du willst zur Vicetta gehen."

„Das will ich!"

„Und da forderst Du von mir, ich soll Dich diesen Weg gehen lassen?"

„Ich fordere von Dir, mir die Freiheit meines Handelns zu lassen."

„Auch wenn Dein Handeln ein schlechtes ist?"

„Das geht Dich nichts an."

„Wenn es mich nichts angeht, so fordere ich nicht, sondern bitte ... Marco, lieber Sohn — ich bitte dich: geh nicht zu dem argen Weibe."

„Du kannst mich nicht hindern."

„Nicht durch meine flehentliche Bitte?"

„Nein."

„Nicht durch meine angstvolle Liebe?"

„Nein."

„Also geh!"

Und Marco ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille stieg die schmale steile Treppe weiter hinauf. Kaum konnte er sich aufrecht halten. Er mußte sich an der Brüstung festhalten, daran sich förmlich hinaufziehen. Während er stieg und stieg, lauschte er, ob er hinter sich nicht einen jungen schnellen Schritt hörte? Es war ja doch nicht möglich, daß er Marco nicht zurückhalten konnte von diesem Wege in sein Verderben, daß seine angstvolle Liebe machtlos sein sollte.

Aber er hörte nichts.

Wie schwach seine Arme waren, die sich so stark gezeigt hatten, als es gegolten, den Ertrinkenden aus den Wirbeln des Stromes zu ziehen und von dem Ufer fort nach seinem hohen Hause zu tragen: den Tarpejischen Hügel hinauf, die fünf Stockwerke hinauf. Und jetzt konnten sie den Geretteten nicht davon abhalten, in sein Verderben zu gehen!

Er mußte hinter sich auf der Treppe die jungen eiligen Schritte hören; Marco mußte zurückkehren!

Er blieb stehen, angelehnt, angeklammert an die

Brüstung. Er lauschte. Von dem spanischen Platz herauf vernahm er das schnelle Rollen eines Wagens. Sonst nichts. Und er mußte doch eine helle Stimme ihm zurufen hören: „Da bin ich! Und ich bleibe bei Dir! Laß zwischen uns alles wieder beim alten sein!“

Vorhin im Wagen hatte er ihm ja doch gesagt, daß er bei ihm bleiben wollte; um gleich darauf von ihm fortzugehen — zur Vicetta!

Fort von ihm gehen sollte er ja auch eines Tags: zur Arbeit, zum Erfolg, zum Glück! Aber nicht zur Vicetta in sein Verderben ...

Sie hatten recht, die netten jungen Leute: er war ein alter Mann, von dem die Jugend sich gewaltsam losreißen mußte.

Das hatte sie getan.

VIII

Wie befreit von einem dumpfen Druck, der seit langem auf seiner Seele gelastet, stieg Marco tief aufatmend die Treppe wieder hinab. Er tat es in solcher Eile, als fürchtete er, von einer flehenden beschwörenden Stimme zurückgerufen zu werden. Er würde darauf nicht gehört haben; aber der klagende Ton hätte in ihm nachgeklungen, und er mußte auf eine andere Stimme horchen, die in ihm war, die in ihm lockte und rief: „Denn Du wirst zu mir kommen!“

Er kam. Bereits war er unterwegs. In zehn, in fünf Minuten schon war er bei ihr.

Wie würde es werden?... Unterwegs zu ihr stellte er es sich vor: Er trat in das Haus, stieg die Treppe bis in das dritte Stockwerk hinauf, klopfte an die Tür der Witwe Marini, die eine anständige Frau war und nur anständige Mieterinnen bei sich wohnen ließ. Ihm wurde auf sein Klopfen geöffnet... Was er so spät noch wollte? Ein junger Mann von solchem Aussehen!... Die Vicetta wollte er sprechen... Das ging nicht... Nur fünf Minuten wollte er sie sprechen. Die Witwe Marini durfte zuhören, was er der Vicetta zu sagen hatte. Also ließ sie ihn eintreten.

Was weiter?

Marco stellte sich auf seinem Wege nach der Via Babuino vor, was weiter geschehen würde.

Er trat in ihr Zimmer. Sie saß vor dem Spiegel, hatte ihr Haar aufgelöst und kämmte es. Wie ein gelber Schleier hüllte es sie ein, bis zu den Füßen herab. Sie sah nicht auf, als er eintrat, sagte nur: „Du bist's?“

„Ich bin's!“

„Also kommst Du doch!"

„Da bin ich!"

„Ich wußte, daß Du kommen würdest."

„Weißt Du auch, was ich Dir sagen werde?"

„Nichts wirst Du mir sagen."

„Meinst Du?"

„Sagen wirst Du überhaupt nichts."

„Sondern?"

„Mich küssen wirst Du."

Die Witwe Marini hörte alles mit an. Doch die Bicetta in ihrem gelben Haarschleier kümmerte sich nicht darum. Sie stand auf, ging zu dem jungen Manne: langsam, ganz langsam; sah ihn an: fest und tief, unlöslich fest und abgrundtief, ihm gerade in die Augen. Marco wollte von ihr zurückweichen, wollte sie von sich stoßen, wie er andere Male getan; aber — dieses Mal tat er es nicht.

Dieses Mal ließ er sich von der Bicetta umschlingen, ließ sich in ihr gelbes Haar hüllen, und hinter diesem Schleier küßte sie ihn. Wund von ihren Küssen wurde er ein Verlorener.

Ein Verlorener für seine Kunst, ein Verlorener für seine Freunde, ein Verlorener für das Gute, für alles Gute im Leben. Er wurde es, weil er sich auch dieses Mal von dem satanischen Weibe küssen ließ.

So würde es geschehen, wenn er in der Via Babuino weiterging, bis zu dem Hause, darin sie wohnte; so würde es geschehen, wenn er in das Haus trat, die Treppe hinaufstieg, höher und höher.

Er ging in der Straße weiter, trat in das Haus, stieg in das erste, stieg in das zweite Stockwerk hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Zu Hilfe! Mörder! Hilfe!"

Welche gräßlichen Rufe! Hilfeschreie, schrill und gellend von einer Frauenstimme ausgestoßen und aus der Wohnung dringend, an deren verschlossene Tür der junge Mann gerade pochen wollte.

Die Stimme der Vicetta... „Hilfe!“ schrie sie; „Mörder!“ schrie sie.

Die Vicetta, die ihn im nächsten Augenblick küssen würde; die ihn, der soeben bei ihr anklopfte, zum Mörder machen konnte — diese nämliche Vicetta wurde hinter der geschlossenen Tür ermordet.

Er mußte es träumen! Diesen ganzen Gang mußte er in einem Traumzustande getan haben: von dem Augenblick an, da er Sor Riccardo auf der hohen steilen Treppe hatte stehen lassen, mußte für ihn das Leben zu einer einzigen Fieberphantasie geworden sein, in welcher er jetzt den gräßlichen Ruf vernahm: „Mörder!“

Er wollte schreien: auch um Hilfe; wollte rufen: drinnen würde jemand ermordet! Die Vicetta! Aber über seine Lippen kam kein Laut. Er wollte pochen, mit den Füßen gegen die Tür schlagen, wollte die Tür aufbrechen. Da, im nämlichen Augenblick, wurde die Tür — nicht etwa aufgerissen, sondern ohne jede Hast und Eile geöffnet. Der Mann, der ohne jede Hast und Eile heraustrat, sah Marco stehen, sagte: „Du bist es? Du willst zur Vicetta? So spät noch? Sie erwartet Dich. Geh nur zu ihr hinein. Du triffst es gut; denn Du triffst sie allein.“

„Vater!“

„D a h i n kann der Mensch kommen; d a z u kann er gebracht werden.“

„Vater, Du hast... Um Himmels willen, Vater! Etwas angetan hast Du ihr? Der Vicetta! Du hast die Vicetta ermordet?“

„Später hättest Du's getan.“

Und er zeigte ihm seinen Revolver.

„Ich hätte sie später umgebracht?!“

„D a h i n k a n n d e r M e n s ch k o m m e n! Ich tat es für Dich... Gute Nacht, junger Lippi!“

„Vater! Rette Dich! Vater!“

Ohne Erwiderung ging der Mörder an seinem Sohne,

für den er es getan hatte, vorüber und stieg die Treppe hinunter: ohne jede Hast und Eile, ganz langsam.

Im Hause begannen die Leute zusammenzulaufen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marco stürzte in die offene Wohnung. Er hörte jammervoll stöhnen. Ihre Zimmertür stand weit offen. Er sah sie. Sie lag auf dem Boden, das Gesicht aufwärts, die Augen weit offen. Er sah kein Blut, keine Wunde.

Sie erkannte ihn, schien sprechen zu wollen, vermochte es nicht.

Ihr brechender Blick sagte ihm: ‚Denn Du wirst zu mir kommen ...‘

Eines der Weiber schrie: „Ein Priester! Holt einen Priester!“

Marco wollte nach einem Arzt rufen. Er hatte jedoch die Sprache verloren, als wäre auch er zu Tode getroffen worden. Sein Blick antwortete der Sterbenden: ‚Ich mußte zu Dir kommen!‘

Aug' in Auge mit ihr, dachte er, was sein Vater, der Mörder, ihm zurief: ‚Hätte ich's nicht getan, so würdest Du's getan haben!‘ Er dachte daran, daß sein Vater diese Mordtat für ihn vollbracht hatte. Wie durch dichte Nebel sah er die Menschen in dem Sterbezimmer, wie aus weiter Ferne vernahm er den wüsten Lärm, das Wehklagen und die Verwünschungen. Plötzlich waren die Carabinieri da. Gleichsam aus weiter Ferne vernahm Marco, wie die Witwe Marini, die eine anständige Frau war, mit gellender Stimme der Polizei berichtete:

‚Ein vornehmer Herr, ein Fürst oder Graf, sei in die Vicetta verliebt gewesen, toll und sinnlos verliebt. Die Vicetta habe ihr gesagt, daß es ein Fürst oder Graf sei. Sie, die Witwe Marini, könne sich nicht genau erinnern, was von den beiden. Der toll verliebte Fürst oder Graf sei immer gekommen und habe der Vicetta Vorwürfe gemacht. Gedroht habe er ihr, sie ermorden zu wollen. Die Vicetta habe dazu nur gelacht und sie habe gesagt: sie sei in seinen Sohn verliebt, er solle ihr seinen

Sohn schicken! Dann sei der Fürst oder Graf immer wie rasend geworden.

Auch diesen Abend kam er. Anstatt wie gewöhnlich toll und sinnlos zu sein, war er diesen Abend ganz ruhig. Ganz ruhig bat er die Witwe Marini, ihn für kurze fünf Minuten mit der Vicetta allein zu lassen: an diesem Abend zum letzten Male. Sie war nämlich sonst immer dabei, wenn die beiden zusammen sprachen; denn sie war eine anständige Frau. Zuerst wollte sie auch diesen Abend dabei bleiben. Aber der Herr Fürst oder Graf sagte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich heute das letzte Mal komme, und bitte Sie, mich fünf Minuten mit der Vicetta allein zu lassen." Dabei drückte er ihr einen Zettel in die Hand, den sie später als einen Hundertlireschein erkannte und den sie jetzt der Polizei zurückgab: denn es sei Blutgeld. Da der Herr Fürst oder Graf so ruhig war, ließ sie ihn auch wirklich mit der Vicetta allein, ging sogar aus ihrer Wohnung zu einer Nachbarin, damit sie nicht mitanhören mußte, wenn der arme verliebte Herr von der Vicetta Abschied nahm. Kaum war sie fort, mußte die Tat geschehen sein. So viel wußte sie. Mehr wußte sie nicht.

Die Polizei stellte die Frage: ob der Witwe Marini der Name des Mörders bekannt wäre?

„Nein."

Die Gemordete hätte ihr den Namen nicht gesagt?

„Nein."

Vielleicht konnte die Sterbende den Namen nennen. Nennen mußte sie ihn!

Erst jetzt kümmerte man sich um das Opfer.

Die Vicetta lebte noch immer. Sie schien alles zu verstehen.

Auch daß sie sprechen sollte: den Namen nennen.

Sie sah Marco an und machte dem Polizisten ein Zeichen, daß sie nicht sprechen konnte.

Nicht sprechen wollte!

Man brachte einen Bogen Papier, einen Bleistift,

legte das Papier zurecht, drückte ihr den Stift in die Hand, wollte ihr die Hand führen.

Die Sterbende sah Marco an und — schrieb den Namen des Mörders n i c h t.

„Der Geistliche!"

Wieder heulten die Weiber auf. Die Karabinieri wollten die Schreienden aus dem Zimmer treiben; aber diese erhoben ihre Stimmen nur noch gellender: sie wollten bleiben, sie wollten das Opfer sterben sehen! Da der Geistliche rechtzeitig erschienen war, so konnte die Vicetta eines bußfertigen, eines christlichen Todes sterben.

Der Ministrant läutete das Glöcklein, die Leute fielen auf ihre Kniee. Nur die Karabinieri blieben stehen; und stehen blieb Marco, der unfähig war, eine Bewegung zu tun.

Der Priester, ein junger Franziskanermönch, kniete bei der Sterbenden nieder. Da sie auch jetzt nichts sprach, sagte er ihr Wort für Wort vor. Er sagte der Vicetta: sie solle ihre Sünden bekennen, ihre Sünden bereuen. Er fragte sie, ob sie bereute? Und da sie ihr Haupt zum Zeichen ihrer Bußfertigkeit und Reue nicht mehr bewegen konnte, so legte der junge Geistliche seine Hand unter der Sterbenden Haupt und neigte dieses vor Gott, ihrem Herrn und Richter.

Die Vicetta achtete nicht des Heilands, der in Gestalt des Priesters zu ihr kam. Sie dachte weder an ihre Sünden noch an eine Vergebung ihrer Schuld; dachte nicht an ein Eingehen in ein ewiges Leben. Weder an Himmel noch an Hölle dachte die Sterbende. Sie sah von allen Dingen der Welt nur das schöne totblasse Gesicht des Geliebten, empfand von allem Irdischen nur, daß er zu ihr gekommen war und daß er bei ihr geblieben wäre — wenn sie jetzt nicht hätte sterben müssen.

Sie wollte leben!

Während der Priester ihr die Hostie in den Mund schob und diese sich in den Leib des auch für die Vicetta am Kreuze gestorbenen Gottessohnes verwandelte, bäumte

sich in der Sterbenden die Sehnsucht nach dem Leben auf gegen die Unerbittlichkeit des Todes. Ein Kampf begann, den mitanzusehen Grauen erregte. Marco stand daneben und sah. Er wußte, weshalb sie nicht sterben wollte: seinetwillen nicht, der an ihr früher oder später dasselbe getan haben würde, was heute für ihn sein Vater vollbracht; denn das hatte der Mörder zu seinem Sohne gesagt ...

Jetzt salbte der Priester die Vicetta an Haupt, Händen und Füßen mit dem heiligen Öl, sprach das Sterbegebet, segnete die Sterbende, verließ sie.

Marco blieb bei ihr, bis der schreckliche Kampf zu Ende war, bis ihr Blick das letzte Mal zu ihm sprach: ‚Und Du warst zu mir gekommen!‘

Er drückte der Gestorbenen die Augen zu, damit ihre toten Augen ihn nicht mehr ansehen konnten, damit sie nicht mit jener schrecklichen stummen Sprache in ihrem gebrochenen Blick eingehen sollte in die ewige Seligkeit, die ohne ihn für die Vicetta ewige Verdammnis sein würde.

IX

Ein plötzlich gealterter Mann, kehrte Richard Hille in seine ländlich stille Via Rasella und seine friedliche Wohnung zurück, in der es an diesem Abend so einsam war wie nie zuvor; so leer und öde, als könnte darin niemals wieder ein junger Schritt, eine junge Stimme ertönen; so trübselig, als könnte darin nie wieder ein junges Antlitz leuchten, eine junge Seele Lebensreichtum und Glanz über den Einsamen ausschütten. Er machte Licht und setzte sich an seinen Schreibtisch, um zu arbeiten. Es ging jedoch nicht. Wie konnte er gelehrte Sachen zusammenschreiben, während sein Knabe bei dem schändlichen Weibe verweilte, um sich die Seele vergiften zu lassen... Ein wahres Glück, daß er diesen Abend Tante Dora nicht mehr zu sehen brauchte. Wie hätte er ihr in die Augen blicken sollen? Ihr und dem lieben lieblichen Lellakinde! Ihm war zu Mute, als ob Marcos Unrecht seine Schuld sei.

Was sollte er tun? Sollte er aufbleiben und warten? Warten auf Marcos Rückkehr? Wer konnte wissen, wann diese erfolgte.

Aber — daß er überhaupt wiederkam; überhaupt noch einmal für eine Weile bei ihm blieb! Nur für so lange, bis seine Liebe wieder Macht gewann über das Böse, welches sich in seine Seele geschlichen hatte. Einer großen Liebe wohnt Wunderkraft inne. Unmöglich konnte sie unterliegen in dem Kampfe, der jetzt beginnen würde. Es galt seines lieben Jungen Seelenheil. Das Seelenheil eines Menschen retten, war etwas ganz anderes, als eines Menschen Leben aus den Fluten ziehen: war doch jenes des Menschen unsterblicher Teil. Dem Sohne des Pastors Jonathan Hille von der Bremer Heide fiel die

fromme Geschichte ein, wie Jakob mit dem Engel des Herrn gerungen hatte, den er nicht lassen wollte: nicht eher lassen, ‚Du segnest mich denn!‘ Wie Jakob zu dem Engel des Herrn gesprochen hatte, wollte Richard Hille zu seinem Jungen sprechen: „Ich lasse Dich nicht, Du bist denn ein guter Mensch!“

Nein — nicht auf Marcos Rückkehr wollte er diese Nacht warten ... Da er keinen Schlaf finden konnte und eines Trostes bedurfte, so nahm er seine Zuflucht bei dem ewig Schönen auf der Welt: bei seinen geliebten Antiken.

Er zündete die Lichter auf seinem siebenarmigen jüdischen Leuchter an — auf Marcos Wunsch waren es Wachskerzen — nahm den Kandelaber, ging damit von Kunstwerk zu Kunstwerk, vor jedem stille Andacht haltend und seine Seele im Anschauen hellenischer Herrlichkeit zum Gebete erhebend: daß sie die Jakobskraft finden möge, den Kampf zu bestehen und die ihm anvertraute Seele, für die er die Verantwortung übernommen hatte, nicht eher zu lassen, als bis sie der Schönheit, also der Gottheit, wieder gewonnen war.

Dann setzte er sich und las in Goethes Italienischer Reise.

So wachte Richard Hille den Morgen eines Tages heran, der auf dem Passionswege seiner Liebe zu dem von ihm geretteten Jüngling eine Station bedeuten sollte. Nur e i n e Station zu seinem Golgatha! Denn auch in Richard Hilles bescheidenem Erdenwallen würde es einen Berg der Kreuzigung geben.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was ist Ihnen geschehen?“

„Erschrecken Sie nicht, Tante Dora; aber ...“

„Mann, wie sehen Sie aus!“

„Marco kam nicht nach Hause.“

„War er denn gestern nacht aus? Noch nach Ihrem Spaziergang vor Ponte Molle?“

„Er begleitete mich bis zum spanischen Platz. Darauf ging er seine eigenen Wege.“

„Und kam nicht zurück?“

„Nicht zurück!“

„Und deswegen benehmen Sie sich so? Als ob ein Unglück geschehen wäre? Deshalb erschrecken Sie mich mit Ihrem verstörten Gesicht?“

„Deshalb ...“

„Er wird in einer Stunde zurückkommen. Sie müssen ihn eben seine eigenen Wege gehen lassen.“

„Das muß ich.“

„Sie dürfen in dem jungen Menschen nicht beständig sich selbst sehen. Er ist nun einmal kein Richard Hille, was Sie immer wieder vergessen ... Sie machen mir doch wirklich rechten Kummer.“

„Ja, ja. So ist es! Ich sehe in Marco beständig etwas, was gar nicht in ihm ist.“

„Und begehen damit gegen ihn ein Unrecht. Sehen Sie ihn doch, wie wir ihn sehen. Vielmehr, wie irgend ein anderer den jungen Mann sieht. Denn uns haben Sie mit Ihrer Verhimmelung des Jungen angesteckt. Ich mache mir genug Vorwürfe darüber.“

„Helfen Sie mir lieber, anstatt mich zu schelten.“

„Auch noch helfen soll ich Ihnen? Fällt mir nicht ein! Was wird denn Großes geschehen sein? Marco durchschwärmte die Nacht, schämt sich jetzt, Ihnen unter die Augen zu kommen, und ging gleich in sein Atelier ... Jetzt leben Sie wieder auf! Richard Hille, alter Freund, Sie geben zu sehr Ihr Herz.“

„Kann man das zu sehr geben?“

„Nicht zu sehr seiner Arbeit; nicht zu sehr seiner Kunst; nicht zu sehr seinen Idealen und was sonst unsre höchsten Güter sind. Wohl aber zu sehr den Menschen! Die Menschen wollen nicht unser Herz. Geben wir es ihnen trotzdem und gegen ihren Willen, so nehmen sie es, behalten es eine kleine Weile, werfen es fort — zertreten es. Und das zertretene Herz darf nicht einmal mit einem letzten Schlage aufschreien, daß man an ihm einen Totschlag verübt.“

„Das ist traurig."

„Das ist menschlich, Sie altes Kind."

„Vielleicht ist es doch nicht so, wie Sie sagen. Jedenfalls ist es nicht immer so. Sie, zum Beispiel —"

„Reden Sie gefälligst nicht von mir! Alte Jungfern haben kein Herz zu vergeben. Höchstens ein ganz verkümmertes, verwelktes, eingeschrumpftes, welches niemand haben will, welches zu nichts zu brauchen ist. Wenn sie, die alten Jungfern nämlich, dann lamentieren, daß sie — Aber ich stehe und schwatze. Machen Sie, daß Sie fortkommen! Nehmen Sie den ersten besten Wagen, handeln Sie nach Ihrer römischen Gewohnheit nicht erst lange, sondern setzen Sie sich hinein, fahren Sie für die ganze Taxe — und obendrein für ein gutes Trinkgeld — zur Villa Strohl-Fern und holen Sie sich Ihren Ausreißer. Das meine ich nicht! Sie sollen den Signor Scultore vielmehr hübsch bei seiner Arbeit lassen, ihn auch nicht schelten; sollen nur mit eigenen Augen sehen, daß er da ist, gesund und heil, und sollen dann vergnügt zurückkommen, damit ich mich mit Ihnen freuen kann."

Schon jetzt freudestrahlend, rief Sor Riccardo: „Daß er da ist!... Was hat heute Paolucc'?"

Paoluccia brachte den Messaggiero, dieses Leib- und Lieblingsblatt des römischen Volkes. Sie kam von ihren Einkäufen zurück, erschien jedoch weder mit einer fetten Ente, noch mit einem köstlichen Fischgericht, welches sie zu unerhört billigem Preise eingehandelt hatte, sondern brachte den Volksboten ihrer Herrin, die in einem hellgeblümten Morgenkleide unter ihren Blumen am schneeweiß gedeckten Tische beim Kaffee saß und sogleich wußte, daß Paolucc' — Lella war bereits zu den französischen Nonnen gegangen, von denen sie seit einiger Zeit das Goldsticken lernte — daß ihre Getreue heute etwas außergewöhnlich Aufregendes erlebt hatte; zum Glück nur etwas, das in der Zeitung stand.

„Nun, Paolucc', wer ward denn wieder ermordet?"

Paoluccia verwandelte sich umgehend in Eleonora Duse und begann ihre große Szene: „Zuerst konnten sie die Wunde garnicht finden! Und als sie diese endlich entdeckten, war es nur ein kleinwinziger Punkt! Dicht unter dem Herzen! Aber nicht ein einziger Blutstropfen! Sie soll wie Maria Magdalena ausgesehen haben! Auch eben solch langes gelbes Haar! Dabei war sie ein Engel an Unschuld, diese arme, arme, arme Bicetta!"

„Eine Bicetta wurde ermordet? Wo? Um Himmels willen, wo?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, riß Sor Riccardo die Zeitung Paoluccia aus der Hand. Er fand nicht gleich die Stelle, an welcher die Mordtat berichtet wurde: berichtet mit den Überschriften eines Schauerromans. Vor seinen Augen wurde es dunkel; und er mußte doch finden, mußte doch lesen.

Der Mord in der Via Babuino Nummer 86.

‚In dieser Nacht ereignete sich —‘

Das Blatt entsank seinen zitternden Händen. In der Via Babuino hatte er gestern die Bicetta gesehen; Bicetta hieß die Ermordete; die Gemordete hatte gerade solch gelbes Haar wie die Bicetta; Marco war diese Nacht bei ihr gewesen; in dieser Nacht war die gräßliche Tat geschehen und Marco nicht zurückgekommen.

Sein Junge ein Mörder . . .

Bei dem Entsetzen, das ihn packte und fast zu Boden warf, fühlte er seine Liebe zu dem unseligen Knaben gleich einer Macht von oben herab. Sie rührte ihn an und belebte ihn, gab ihm Ruhe und Kraft.

Im Augenblick war er gefaßt und sagte zu Tante Dora, die plötzlich alles begriff und totenbleich auf ihren alten Freund zueilte: „Ruhig! Wir müssen ruhig sein! Ich begebe mich sogleich an den Tatort in die Via Babuino Nummer 86. Dort werde ich hören . . . Ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig. Vor allem sorgen Sie sich nicht um mich. Sollte er es getan haben — meine Liebe zu ihm würde ihn mit doppelter Kraft umfassen. Beruhigen Sie

nur Paoluccia und kümmern Sie sich um Lella. Welches Glück, daß das Kind bereits fort ist... Ruhig! Nur ganz ruhig!"

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehen."

„Ich muß allein gehen."

Damit entfernte er sich, bei allem Entsetzen seine Liebe zu dem unseligen Knaben fast als Glück empfindend.

„Kutscher, Via Babuino Nummer 86!"

„Was wollen Sie denn dort, Sor Riccardo?"

„Fahr zu! Schnell!"

Der Kutscher, dem der deutsche Gelehrte so bekannt war wie irgend eine andere populäre römische Straßenfigur, wandte sich nach seinem Fahrgast um, diesem, während er seinen Gaul antrieb, voller Behagen erzählend: „Sie haben dort nämlich diese Nacht eine umgebracht. Ich denke mir, es wird wohl nicht schad um sie sein. Mir tut nur der Mann leid. Ich meine, der Mörder. Hoffentlich bekommen sie ihn nicht."

„Bist Du sicher, daß sie ihn noch nicht haben?"

Vollkommen ruhig klang die Frage, vollkommen ruhig schien die Antwort erwartet zu werden.

„Sie haben ihn noch nicht. Er wird wohl wissen, weshalb er es tat, wird wohl nicht schuld daran sein. So ist es immer: immer sind die Weiber schuld. Gewiß ist er längst in Sicherheit."

„In Sicherheit!"

„Denn er ist natürlich gleich in den Buschwald gegangen. Im Buschwald bekommen sie ihn nicht."

Sie hatten den Mörder noch nicht; und — sie würden ihn auch nicht bekommen! Im Buschwald war er in Sicherheit. Sämtliche Räuber und Mörder, die die römische Polizei suchte, flohen in den Buschwald: in die Macchia, wo sie so sicher waren wie in Abrahams Schoß. Die Wildnis längs der Meeresküste bei Ostia und Porto d'Anzio war fürchterlich; denn sie war undurchdringlicher Urwald und Sumpf, todbringendes Fieberland, der Herd der römischen Pest. Dem Räuber und Mörder, den die römische Polizei

nicht bekam, wurde der Buschwald leicht zum Totenland. Aber erst nach welchen Leiden, welchen Qualen! Starb der Mann nicht am Fieber, so kam er um durch Hunger, wenn seine Freunde ihn nicht mit Nahrung versorgten.

Marco im Buschwald! Und er konnte ihn in der grauenvollen Wildnis nicht auffinden. Aber — er würde ihn suchen! Dann würde es sich erweisen, ob seine Liebe Wunderkraft besaß.

„Man weiß nicht, wer er ist. Ein vornehmer Herr soll es sein."

„Wer?"

„Der Mörder."

„So, so! Ein vornehmer Herr?"

„Ein Fürst oder Graf. Bereits ein guter Vierziger."

„Weißt Du das gewiß? Der Mörder ist nicht etwa ein blutjunger Mensch?"

„Ob ich das weiß? Ich kenne ja doch die Witwe Marini."

„Wer ist das?"

„Die Mietsfrau von der Person, die der vornehme Herr umgebracht hat."

„Und die sagte Dir, er sei —"

„Ein guter Vierziger: groß und hager, mit schwarzem Vollbart und gelbem Gesicht. Die Frau ließ ihn gestern abend selbst hinein."

Vollständig ruhig blieb Sor Riccardo; und er hätte doch ... Nicht aufatmen, nicht etwa aufjubeln, sondern aufschluchzen, weinen, wie ein Kind weinen — beten hätte er mögen: Herr Gott, ich preise dich! Herr Gott, ich danke dir!

Nicht Marco war der Mörder!

Aber — wenn er das fürchterliche Verbrechen nicht begangen hatte, warum blieb er die Nacht über aus, weshalb kam er auch jetzt nicht nach Hause? ... Wenn Marco der Mörder nicht war, wer konnte es sonst sein? Wer anders als —

Und sein Sohn wußte es!

In der Via Babuino erfuhr Sor Riccardo die Bestätigung dessen, was der Kutscher ihm erzählte; er erfuhr, daß ein junger, auffallend schöner Mensch der erste war, der in die von dem Täter offen gelassene Wohnung eindrang. Der junge Mensch sei vor Entsetzen wie entgeistert gewesen. Die Polizei hatte ihn noch in der Nacht am Tatort selbst vernommen und dann gehen lassen. Er hieß Marco Lippi und wohnte in den Prati dei Castelli.

D o r t wohnte er?

Richard Hille verließ das Haus, in welchem die gräßliche Tat begangen war: nicht von seinem Jungen; wohl aber von seines Jungen Vater. Gerade gegenüber befand sich das Geschäft eines ihm bekannten Marmorarbeiters. Er ging hinein, bat um Papier und Bleistift und setzte sich, um einige hastige Worte an Tante Dora zu schreiben. Er war jetzt so erschöpft, daß er auf dem Stuhl förmlich zusammenbrach; aber die Worte waren wie ein glückseliges Stammeln: ‚Marco hat es nicht getan. Ich kenne den Mörder, weiß, wo Marco ist. Ich suche ihn, bringe ihn zurück — n a c h H a u s e!‘ Diese Zeilen, in ein Kuvert getan, schickte er durch einen sicheren Boten in die Via Rasella.

Auch der Marmorarbeiter sprach von dem Morde.

„Schön war sie! Schön wie die leibhaftige Sünde. Und wie die leibhaftige Sünde wird sie die Männer verführt haben. Wenn ich denke, daß Ihr junger Herr zu mir von ihr gesprochen hat.“

„Wer hat von ihr gesprochen?“

„Ihr hübscher Signorino. Wo Sie sitzen, stand er und fragte mich nach dem schönen Geschöpf.“

„Er fragte Sie nach der Vicetta?“

„So hieß sie. Freilich fragte er mich nach ihr. Was ich wohl meinte: das wäre eine! Ein Modell für seine Figur. Ich riet ihm noch selbst dazu, es bei ihr zu versuchen.“

„Das taten Sie!“

„Und er versuchte es.“

„Woher wissen Sie das?“

„Sah ich ihn doch selbst in ihr Haus gehen."

„Wann war das?"

„Schon vor längerer Zeit. Und gestern abend wieder. Ich stand vor meiner Tür, da kam er. Fast gelaufen kam er. Und gleich hinein in das Haus."

„Nun ja; gestern abend. Er kam, als die Tat bereits geschehen war ... Sie wissen doch, daß sie bereits geschehen war?"

„Ich werde Ihren Signorino doch nicht für den Mörder halten!"

„Um Gottes willen!"

„Aber wie leicht könnten die anderen — wenn er auch unschuldig ist. Und wenn die anderen wüßten, daß er sie gern als Modell gehabt hätte, daß er schon einmal bei ihr war. Vielleicht sehr oft bei ihr."

„Gräßlich, grauenvoll!"

„Ich werde nichts sagen. Eine schlimme Geschichte könnte das werden ... Wo ist der junge Herr?"

„Zu Hause. Wo sollte er sonst sein?"

„Richtig, wo sollte er sonst sein? Er kann von Glück sagen, daß er nicht derjenige ist. Denn, wie gesagt: schön wie die Sünde, die einen Mann nicht nur um den Verstand bringen, sondern auch zum Mörder machen kann."

Schwerfällig erhob sich Richard Hille. Er wollte den Mann bitten: ums Himmels willen anderen nicht zu sagen, was er ihm gesagt hatte, brachte kein Wort über die Lippen, ging mit stummem Gruß hinaus, bestieg seinen Wagen und ließ sich in die Prati dei Castelli fahren: dorthin, wo Marco Lippi jetzt wieder wohnte — jetzt wieder ‚zu Hause' war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das hatte Richard Hille nicht für möglich gehalten: daß er sich noch einmal durch diese Straßen nach jenem Hause begeben würde, um daselbst seinen Jungen zu suchen. Wenn er ihn wirklich dort fand, was würde dann geschehen? Würde er jenes Haus allein wieder verlassen müssen? Dann belog er den Mann in der Via Babuino,

dem er sagte, daß der Signorino zu Hause sei. Denn für diesen gab es nur das eine zu Hause, welches ihm in der Via Rasella bereitet worden war. Nur Richard Hille wußte, mit welcher Liebe.

Der Wagen hielt in der häßlichen Straße vor der Palastruine, die wieder in nasse, zum Trocknen ausgehängte Wäsche gehüllt war. Richard Hille stieg aus, trat in den dunklen feuchten Flur, stieg die dunkle feuchte Treppe hinauf, kam zu der Tür, vor der er schon zweimal gestanden hatte, zog die Klingelschnur, wartete, läutete wieder; wartete, läutete ein drittes Mal . . .

Ihm wurde geöffnet.

„Marco!"

„Du bist es! Was willst Du hier? Wen suchst Du hier? Wenn Du hier etwa Richard Hilles Jungen suchen solltest —"

„Mein Junge, mein armer Junge, mein geliebter Junge!"

„So nennst Du mich auch jetzt noch?"

„So werde ich Dich immer nennen. Es kann kein Tag kommen, an dem ich Dich anders nennen werde: weder mit meinem Munde, noch mit meinem Herzen. Glaube mir das. Denke das stets. Hörst Du: s t e t s!"

„Nachdem ich Dich gestern nacht auf der Treppe stehen ließ; nachdem ich gestern von Dir fortging zu ihr, die nicht mehr lebt; nachdem mein Vater —"

„Sprich leise! Um Gottes willen!"

„So weißt Du schon?"

„Wo ist er?"

„Komm herein."

Marco ließ Sor Riccardo eintreten, schloß hinter ihm ab, führte ihn in eine dunkle feuchte trostlose Kammer, die nach dem dunklen feuchten trostlosen Hofe hinaus lag. Eine leere Bettstatt war in dem elenden Raume das einzige Gerät.

Als läge in der leeren Bettstatt ein Toter aufgebahrt, mit solcher Stimme, solcher Miene sagte Marco: „Es ist

das Zimmer meiner Mutter. In dieser Höhle lebte sie, litt sie. Sie lebte und litt hier so lange, bis sie dort das Fenster öffnete und — An der Mauer draußen kannst Du noch die Spuren sehen, wo ihr Körper im Niederstürzen aufschlug. Sie war von ihren Leiden so entkräftet, daß sie gewiß nur mühsam auf die niedrige Brüstung klettern konnte."

„Mein Junge, mein Junge!"

Es war alles, was Richard Hille sagen konnte. Aber wie sagte es der Mann!

Marco trat an das offene Fenster, lehnte sich dagegen, erkundigte sich mit schwacher Stimme: „Woher weißt Du, daß mein Vater es tat, und wie kommst Du hierher?"

„Ich war in dem Hause. Man sagte mir dort, daß der Mörder nicht gefaßt wurde und daß ein gewisser Marco Lippi, der in den Prati dei Castelli wohnte, der erste war, der die Mordtat entdeckte. Die Leute ahnen nicht, daß Du sein Sohn bist."

„Sein Sohn..."

„Wie Du das sagst!"

Beide sprachen so leise, als läge in der elenden Kammer, in der leeren Bettstatt die tote Mutter aufgebahrt, die Selbstmörderin.

„Es ist übrigens gleich, wie ich's sage. Als sein Sohn zufällig dazukam; als sein Sohn ihn aus der Tür treten sah; als er in der offenen Tür mit seinem Sohne sprach — wenn Du das erlebt hättest! Ganz langsam ging er an seinem Sohne vorüber und stieg die Treppe hinunter. Sein Sohn begab sich in die Wohnung, fand die Gemordete, blieb bei ihr, bis er ihr die Augen zugedrückt hatte. Dann kam sein Sohn hierher, wissend, daß er ihn hier finden würde. Es dauerte lange, bis er seinen Sohn einließ. Dann waren Vater und Sohn beisammen."

„Wo ist er? Doch nicht etwa immer noch hier?... Ich bitte Dich flehentlich, sprich nicht in solcher Weise von Dir."

„Also in anderer Weise... Ich war bei meinem

Vater. Dort drüben in seinem Zimmer war ich, und ich sagte zu ihm: ‚Du mußt Dich töten; denn Du darfst nicht als Mörder verurteilt werden!‘ Er antwortete: ‚Töten will ich mich. Ich töte mich jedoch nicht, weil ich die Vicetta umgebracht habe — denn das mußte ich tun — sondern weil ich ohne die Vicetta nicht leben kann. Denn das kann ich nicht...‘ Nun, mir konnte es einerlei sein, weshalb er es tat, wenn er es nur tat."

Sor Riccardo schlug beide Hände vor das Gesicht und rief aus: „Das ist schrecklich!"

„Hübsch ist es gerade nicht. Was willst Du? Das ist das Leben."

„Nein, nein, das sind die Menschen."

„Also sind es die Menschen. Es kommt alles auf eins heraus."

„Dein Vater hat sich getötet und liegt jetzt dort drüben?"

Die Stimme versagte dem Gelehrten vor Entsetzen.

„Mein Vater hat sich nicht getötet."

„Dann wird er sich töten. Vielleicht tötet er sich gerade in diesem Augenblick!"

„Mein Vater wird sich nicht töten."

„Was geschah mit ihm?"

„Du wirst gleich hören... Ich ging aus dem Zimmer, in dem ich mit meinem Vater gesprochen hatte: der Revolver, mit dem er die Vicetta erschoß, hatte noch eine Kugel für ihn. Ich ging, und er schloß hinter mir zu. In diese Kammer ging ich, in der meine Mutter lebte und litt, trat an dieses Fenster, sah hinaus, sah auf die Spuren draußen an der Mauer, sah in den Hof hinab, wartete... Was willst Du?"

Richard Hille trat zu ihm, schlug beide Arme um ihn, umfaßte ihn, drückte ihn an sich. Ein Aufschluchzen erstickend, sagte Marco mit tonloser Stimme: „Ja, ja. So ist es."

„Mein Junge, mein Junge!"

„Dein Junge wartete also. Doch er hörte nichts:

hörte keinen Schuß. Er wartete also noch länger. Da hörte er, wie die Tür drüben aufgeschlossen wurde. Der Mann, der sich töten wollte, trat drüben heraus und kam hier herein."

„Er konnte sich nicht umbringen?"

„Er war dafür zu feige. Denke doch: dieser Mann war zu feige!"

„Still, still!"

„Meine Mutter war nicht feige!"

Den armen Sohn dieser ärmsten Mutter fest umfaßt haltend, fragte Richard Hille flüsternd: „Was tat der Unglückliche? Gab er sich selbst an?"

„Zu feige!"

„So ist er noch hier? Dort drüben?"

„Zu feige!"

„Also floh er?"

„Ja."

„In den Buschwald?"

„Der und in den Buschwald fliehen!"

„Weißt Du, wohin er sich wandte?"

„Zur Grenze und über die Grenze nach Monte Carlo. Er hat nämlich noch immer etwas von seinem Kaufpreis für mich. Wenn ich die Vicetta erschossen hätte, so wäre ich auch über die Grenze dorthin gegangen: nach Monte Carlo! Und nicht wieder in den Fluß. Auch nicht in den Buschwald. Ich bin im Grunde meines Wesens auch feige. Meine Mutter sagte mir einmal: mein Vater hätte jüdisches Blut in den Adern. Sie haßte ihn deswegen. Ich glaubte es meiner Mutter nicht; denn ich wollte in meinen Adern kein jüdisches Blut haben. Ich fühlte mich dafür zu besonders, zu vornehm. Verstehst Du? Jetzt weiß ich, daß meine Mutter recht hatte. Ich weiß es, seitdem ich meinen Vater feig sah. Die Juden sind nämlich — Und auch sonst. Ich sage Dir ein ander Mal, was die Juden sonst noch sind."

„Was geht das Dich an?"

„Ich habe auch jüdisches Blut in den Adern! Seit

heute weiß ich's. Ich f ü h l's seit heute. Fühl's an dem Fluch, der auf mir liegt."

„W e n n auf Dir ein Fluch liegen sollte, so wurde er in Segen verwandelt."

„Durch Dich etwa?"

„D u r ch D i ch s e l b st!"

In der Kammer, darin die leere Bettstatt mit der unsichtbar aufgebahrten Mutter stand, sprach Richard Hille diese Worte laut und feierlich. Obgleich nicht er für seinen Jungen den Fluch in Segen verwandeln konnte, legte er doch unwillkürlich seine Hand auf des armen Knaben Haupt, der in seiner jungen Seele eine dunkle Macht wie einen Fluch fühlte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Niemals erfuhr ein Mensch, wie schwer es Richard Hille wurde, Marco zu bewegen, jene dunkle feuchte trostlose Kammer, deren einziges Fenster auf den dunklen feuchten trostlosen Hof hinausführte, zu verlassen und ihm in die Via Rasella zu folgen, also wieder Richards Junge zu werden.

Es war eben Sor Riccardos machtvolle Liebe, die ihm die Wunderkraft gab, die erstarrte Seele des jungen Mannes neu zu beleben. Seine Angst und Verzweiflung waren es, die seinem Munde Worte verliehen von solcher Glut, daß die eisige Gefühllosigkeit, in die Marcos Gemüt versunken war, allmählich schmolz. Dieses Mal war es ein Kampf ganz anderer und viel grimmigerer Art als jener gewesen, den Richard Hille in den Wirbeln des Tibers um das Leben des Untersinkenden gekämpft hatte. Aber auch dieses Mal siegte der kleine schwächliche Mann, der in Augenblicken höchster Gefahr zum Helden heranwuchs.

Als Marco sich ein zweites Mal seinem Retter ergab, sagte er nur: „Du wirst es bereuen."

„Ich nehme die Reue auf mich."

„Auch die Verantwortung?"

„Auch sie."

„Also komm.“

Und zum zweiten Male verließ der Sohn des Advokaten Luigi Lippi sein Elternhaus, um sich ein anderes Zuhause zu wählen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Treppe und im Flure begegneten den beiden einige Hausbewohner. Sie starrten Marco an, als sähen sie einen Geist, drückten sich scheu an ihm vorüber oder liefen gar vor ihm fort.

Sor Riccardo flüsterte seinem Begleiter zu: „Diese Leute werden Deinen Vater verraten! Alle kennen ihn, alle wissen von seiner Leidenschaft für das unselige Geschöpf, alle werden vermuten, daß er der Täter sei.“

„Alle fürchten ihn. Aus Furcht werden alle schweigen. Jeder weiß, daß sich mein Vater an dem Angeber rächen würde.“

„Was könnten sie fürchten?“

„Daß er eines Tags zurückkommen könnte. Einem Angeber hinterrücks einen Dolchstich zu versetzen oder eine Kugel in das Herz zu jagen, bringt auch ein Feigling fertig.“

Im Wagen sitzend und durch die lärmvollen Straßen fahrend, hatten beide die Empfindung eines wüsten Traumes. Jahre schienen seit gestern vergangen zu sein. Und es waren Jahre gewesen, in denen sich Schicksale erfüllt hatten.

Aber die Finsternis in Richard Hilles Seele durchbrach wie ein Stern der Verheißung das Bewußtsein, daß er auch dieses zweite Mal stark genug sein würde, die Verantwortung auf sich zu nehmen.

X

Sommer in Rom!

Es war die Zeit, während welcher sich die Stadt mit den dreihundert Kirchen in einen feurigen Ofen verwandelte. Der Himmel glühte, die Erde glühte. Es glühten die Hausmauern und die Pflastersteine. Roms Dächer konnte der Unglückliche, der verdammt war, darunter zu atmen, für jene bleigedeckten Folterkammern der bella Venezia halten.

Keine ‚goldene' Sonne leuchtete über der ewigen Stadt. Es war ein fast weißes Himmelsgestirn, welches bisweilen den weißlichen Dunst der Gluten durchbrach. Diese Gespenstersonne schien unbarmherzig Tag für Tag, eine flammende Geißel des Himmels, von göttlichem Grimm über die sündige Menschheit geschwungen.

Roms herrliche Brunnen rauschten vergeblich Kühlung; Roms zahllose Verkäufer von Eislimonaden und Gefrorenem spendeten vergeblich Labsal. Abend und Nacht brachten keine Erquickung. Selbst dem fröhlichen Meerwind, der jeden Nachmittag wie ein Götterknabe über Rom hinsprang, gelang es nicht, die Stirnen der Römer zu kühlen. Sie sehnten sich nach Ovidschen Metamorphosen: wie köstlich mußte es sein, zu Lazerten oder Zikaden, diesen Kindern der Sonne, verwandelt zu werden. Vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl waren in jedem Hause sämtliche Jalousien geschlossen; vor allen Kaufläden, Barbierstuben, Apotheken, Cafés und Likorien hingen vor den Türen luftige Netze hernieder. Mittags lag die große Stadt wie ausgestorben. Nicht nur die Dienstleute, Kutscher und Verkäufer hielten Siesta, sondern auch die Fliegen und was sonst fleucht und kreucht

schien zu schlummern. Das leichteste Kostüm brannte den, der es trug, gleich einem Nessushemd.

Gegen Abend begann die große tote Stadt sich gespenstig zu beleben. Einige ermattete Spaziergänger und Korsofahrer zeigten sich. Wer sich jedoch während dieser Bleikammerperiode Roms selbst gegen Abend nicht zeigte, das waren die Fremden: das sommerliche Rom mit der Menge der geschlossenen Gasthöfe war ohne Amerikaner, Engländer, Deutsche. Kein Gewimmel aller Nationen auf dem Pincio und in der Sistina! Rom war leer von forestieri! Da dünkte denn das sommerliche glühende Rom manchem trotz der großen Sonnenpönitenz ein gar herrliches Rom zu sein.

Auch keine Deutschen in Rom? ... Das war gelogen! Gerade die deutschen Künstler hielten den weißglühenden römischen Sommer ohne andere Deutsche, ohne Engländer und Amerikaner für Roms Wunderzeit. Und diese Märtyrer ihrer Phantasie schwuren darauf, daß sie den glühenden Sonnenbrand gar nicht spürten, daß es sich gerade unter dem sengenden Himmel wundervoll leben ließ. Fragte man sie jedoch: „Sie können also auch d a n n arbeiten?" — so klang die Antwort allerdings etwas zaudernd. Über Tag saß man in den verdunkelten Räumen; vielmehr man lag darin. Am späten Nachmittag raffte man sich auf, kleidete sich möglichst notdürftig an, schlich hinaus, fuhr vor das Tor an den Tiber, um den heißen Leib in die heißen Wellen zu tauchen; und Nachts konnte man vor Gluten nicht schlafen. Aber ‚herrlich' war es trotzdem.

— — — — — — — — — — — — — —

„Also morgen verlassen Sie mit Marco Rom?"

„Und Sie wollen mit Paoluccia und Lella wirklich bleiben?"

„Wirklich."

„In dieser Hölle!"

„In — wo bleibe ich, lieber Professor?"

„In diesem herrlichen sommerlichen Rom."

„Lella lernt, wie Sie vielleicht wissen werden, bei den französischen Nonnen das Goldsticken, Paoluccia muß Himbeersaft und Aprikosenmarmelade einkochen, und ich möchte meine Terrasse genießen."

„Genießen nennen Sie das? ... Bitte, werden Sie nicht böse."

„Ich bin durchaus nicht böse."

„Wenn Sie so majestätisch sind, habe ich förmlich Angst vor Ihnen."

Aber trotz seiner Angst vor der majestätischen Tante Dora lachte Richard Hille sie an, die im gekränkten Tone jetzt sagte: „Sie natürlich freuen sich, aus Rom fortzukommen."

„Ich gestehe Ihnen, es jetzt in Rom etwas heiß zu finden. Nur etwas."

„Sie sind eben noch immer ein Neu-Römer" ... Gleich darauf wurde sie ernsthaft: „Übrigens war ich gleich der Meinung, daß Sie Ihren Jungen nehmen und fortschaffen müssen. Die schreckliche Geschichte hat ihn denn doch gepackt. Wäre auch noch besser! Ich glaube, Sie haben vorhin das erste Mal gelacht — dank meiner ‚Majestät'. In meinem Leben habe ich mich nicht so gefreut, einen Menschen lachen zu hören. Lachen Sie Ihre alte dumme Tante Dora in Gottes Namen aus. Ach was, alte Jungfern s i n d dumm!"

Und Sor Riccardos gute Freundin bekam vor Freude über das Lachen des Buonissimo feuchte Augen.

Um Tante Dora Freude zu machen, hätte Richard Hille gerne weiter gelacht; die Erwähnung von Marcos Gemütszustand stimmte ihn jedoch traurig.

Er näherte sich seiner guten Freundin und sagte flüsternd, als vertraute er ihr ein Geheimnis an: „Er war bei ihrem Begräbnis: der einzige Leidtragende in dem trostlosen Leichenzuge. Aber er legte keinen Kranz auf ihr Grab. Ich wäre gern mit ihm gegangen; er wollte es mir jedoch nicht erlauben ... Arbeiten kann er jetzt wirklich nicht. Wenn er erst wieder arbeiten kann, wird er ge-

rettet sein. Erst dann! Arbeit ist eben doch unser Bestes. Es ist das einzig wahrhaft Heilende, Helfende, Rettende. Ein Mensch, der nicht arbeiten kann, ist ein verlorener Mensch. Er ist es erst dann! Tausendmal besser, ein toter Mensch sein, als einer, dem diese einzige Hilfe, diese letzte Rettung genommen ward. Wir beide wissen das."

Mit ernstem Kopfnicken stimmte Tante Dora bei. Flüsternd fuhr der Professor fort: „Hoffentlich wird er bald wieder arbeiten können; bei seiner Jugend wird er bald vergessen haben."

„Vielleicht nur zu bald."

Erregt rief Sor Riccardo: „Zweifeln Sie nicht an ihm! Nicht dieses eine Mal! Das gräßliche Ereignis traf ihn ins Herz."

„Ich wünsche ihm Glück dazu."

Etwas unsicher stimmte der alte Herr bei: „Ich verstehe, was Sie meinen, verstehe Ihre weise Güte. Marco ist jemand, der leiden muß: noch viel mehr leiden. Er ist jemand, dessen Irrwege durch Kummer und Trübsal führen müssen: noch viel mehr durch Kummer und Trübsal! Es nur zu denken, ist schrecklich."

„Schrecklich für Sie; denn er — Übrigens, was das Leidenmüssen anbetrifft ... Glauben Sie im Ernst, daß Marco überhaupt leiden kann?"

„Sie sprechen, als hätte er, trotz seiner großen Jugend, nicht bereits das Schwerste gelitten."

„Er hat sich e i n g e b i l d e t, das Schwerste zu leiden. Das waren Wallungen, sogenannte Impulse. Bei ihm ist alles Wallung und Impuls ... Jetzt habe ich Sie wieder verletzt."

„Sie haben mich wieder traurig gemacht."

„Also sprechen wir nicht mehr darüber; denn Sie haben des Traurigen wahrlich genug erlebt ... In Frascati ist für Ihre Ankunft alles vorbereitet?"

„Sonnabend kommen Sie ja heraus, werden also bald selbst sehen. Staunen werden Sie, uns beneiden. Wir werden wie die Fürsten wohnen."

„Da Ihr Junge ein Prinz ist, so gehört sich das."

„Es macht mich glücklich, ihm dieses eine Mal etwas wirklich Schönes bieten zu können. Denken Sie doch: wir wohnen in einem richtigen Palast."

„Welche von Ihren Antiken verkauften Sie, um mit Marco in einem ‚richtigen Palast' wohnen zu können?"

„Gönnen Sie mir doch, einem geliebten Menschen eine Freude zu machen. Was ist dagegen ein Stück Marmor?"

Er sah die alte Dame mit solchen guten Augen an, daß diese ihm nicht nur eine Hand, sondern beide Hände entgegenstreckte, ausrufend: „Ich bin nicht nur eine dumme alte, sondern auch eine eklige alte Jungfer! Ihnen so die Freude zu verderben! Pfui, schäme Dich, Tante Dora! Sie haben recht: es ist so schön, anderen Freude machen zu können, es ist das eigentliche Leben ... Und Marco ahnt nichts von der Überraschung?"

Richard Hille klagte: „Ihm ist gegenwärtig alles gleichgültig. Stellen Sie sich doch nur vor: sein Vater ein Mörder!"

„Die Polizei kennt den Täter noch immer nicht?"

„Wir wissen es nicht. Umso größer ist begreiflicherweise die Aufregung, die Angst: Kennt man ihn? Sucht man ihn? Fand man ihn? Und wenn man ihn fand, was dann?"

„Gericht und Gerechtigkeit." Dann das Gespräch von diesem Gegenstand ablenkend: „Bereiteten Sie Ihren Jungen auf seine klassische Villegiatur etwas vor? Denn ohne Vorbereitung tut Ihr gelehrten Herren nichts."

Richard Hille bekannte reumütig: „Wir sind arge Pedanten. Ich erzählte Marco natürlich von Tusculum und Cicero und las ihm vor, was Goethe über Frascati schrieb. Heute kam er mit einer Bitte: er möchte nicht mit der Bahn nach Frascati fahren, sondern wie Goethe zu Wagen."

Tante Dora freute sich, Richard Hilles Jungen loben zu können: „Da hat sich der junge Herr einmal etwas Hübsches von Ihnen erbeten."

„Nicht wahr? Wenn Sie nur auch gleich hinauszögen, mit Paoluccia und Lella ... Sie machen plötzlich solch ernstes Gesicht?"

„Kontrollieren Sie doch, bitte, nicht mein Mienenspiel."

„Sie machten das ernste Gesicht, als ich von Lella sprach."

„Wenn ich es machte, so werde ich wohl dafür meine Gründe haben."

„Was haben Ihre Gründe mit Paoluccias Töchterlein zu tun?"

„Vielleicht finde ich, daß sich das Kind die Geschichte mit Marco zu sehr zu Herzen nimmt ... Wissen Sie übrigens, daß Aristide Minardi mir versprach, uns fortan häufig zu besuchen? ... Jetzt machen Sie ja ein ganz sonderbares Gesicht."

„Nur ein nachdenkliches."

„Er reichte beim Minister endlich seine Eingabe ein, in der er um eine Kommission ersucht. Da ihn bei aller Zuversicht die Sache doch sehr aufregt, so muß er sehr oft zu uns kommen. Wir wollen ihn schon beruhigen ... Was hat der Mann heute nur?"

Der Mann, der heute ‚etwas hatte', war Richard Hille, dem plötzlich Marcos Phantasie von der Nacht nach dem Balle in der Argentina einfiel. Sollte er sie Tante Dora anvertrauen? Und was ihr anvertrauen? Daß Aristide Minardi verliebt sei? Vielmehr: leidenschaftlich liebte. Und wen liebte? Paoluccias Töchterlein, das Nymphlein, das Hexlein. Tante Dora würde ihm ins Gesicht lachen; also schwieg er lieber. Um ihr jedoch möglichst glaubhaft zu erklären, was er heute hatte, sprach er von der Kommission und ihrer Entscheidung.

„Wenn sie nun unglücklich ausfällt?"

„Was nennen Sie unglücklich?"

„Mein Gott, Sie wissen ja doch ... Seien Sie nicht gleich wieder so streng!"

„Und Sie wissen, daß Aristide Minardis letzter Ent-

wurf ein Meisterwerk ist und daß Italien die Meisterwerke seiner Künstler zu schätzen versteht. Schmach und Schande, wenn es anders der Fall sein sollte; Schmach und Schande, wenn ich jemals daran zweifeln sollte, daß Italien Aristide Minardi zujubeln würde: ‚Du bist ein großer Künstler, und Dein Viktor Emanuel reitet aus dem Mausoleum des Augustus direkt auf das Kapitol!‘ ... Jetzt wissen Sie meine Meinung, und jetzt geh' ich mit Ihnen hinüber und helfe Ihnen packen. Wenigstens dafür ist solche dumme alte Jungfer noch zu brauchen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

‚Ganz wie einstmals Wolfgang Goethe‘ rollten die beiden in heiliger Morgenfrühe im hochbepackten Wagen aus Rom: vorüber an Lateran, an Obelisk und Baptisterium, Palast und Kirche; zur Porta San Giovanni hinaus; hinein in die sommerliche Campagna.

Der rote Mohn war längst verblüht, und die über manneshohen Disteln waren die einzigen Blumen des römischen Landes, das den Reisenden sein erhabenstes Antlitz zeigte: das Antlitz einer Königin der Landschaften, voll ernster, fast furchtbarer Majestät.

Weite Flächen bedeckt mit Riesendisteln in silbergrauen Staubhüllen, die braunen Ruinen der Wasserleitung umwuchernd, die wie Felsklippen aufragten.

Braun gebrannt die Steppe, so weit der Blick sie übersah; verschwunden die üblichen Staffagen dieses Landschaftsbildes: die Scharen weidender Ochsen und Pferde mit ihren berittenen Hütern; verschwunden die Schafherden mit ihren in Lammfell gekleideten Hirten. Bis zu den in Silberdunst gehüllten Felsenmauern der Sabiner- und Albanerberge lag alles Land wie ein einziges Totenfeld unter dem Himmel eines frühen Sommertags. Ringsum eine Stille und Feierlichkeit, als wäre die Welt unmittelbar vor den Toren Roms das Lager des großen Pan. Und der Gott schlief!

Hätte Richard Hille es nicht gewußt, so würde er es jetzt erfahren haben: nämlich, welche Künstlerseele in

Marco steckte! Und wenn kein Mensch an sie geglaubt hätte, so würde fortan dieser eine Mensch hoch und heilig daran glauben: an den Götterfunken in dem Gemüt des Jünglings. Kaum Roms Mauern entronnen, belebte sich Marco. Die sommerliche Schönheit der Campagna, die er so leuchtend niemals gesehen hatte, erfüllte ihn mit einem Entzücken, einer Begeisterung, wie sie nur ein echter Künstler zu fühlen vermochte. Fast schien es, als hätte erst die soeben erlebte blutige Tragödie sein Empfinden für das Tragische der Landschaft Roms geweckt.

Porta Furba hinter sich lassend, näherten sie sich Italiens schönstem Höhenzuge. Da hielt es der alte Archäologe nicht länger aus. Er begann zu erklären, zu dozieren.

„Gerade vor uns Tusculum! Von seiner tusculanischen Villa aus konnte Kaiser Tiberius sehen, wenn seine Prätorianer von Rom ausrückten. Und wenn die Tusculaner in ihrem Theater saßen und sich aus der Äneide vortragen ließen, so schauten sie dabei auf das Land der Äneide herab ... Etwas tiefer unten, wo die Olivenwälder aufhören, befand sich Ciceros Landhaus, in dem Marcus Tullius seine famosen tusculanischen Fragen schrieb, auf die mein Junge — und mit ihm Legionen Anderer und Weiserer — keine Antwort geben könnte ... Etwas nach links, jene köstlichen Laubmassen sind die Steineichen der Villa Falconieri. Selbst durch den Dunst siehst Du Borrominis Palast herüberleuchten! Er soll auf Fundamenten der Villa Luculls erbaut sein, die sich von dort oben bis vor die Tore Roms erstreckte. Stelle Dir vor: eine kleine deutsche Grafschaft ein einziges Lustgefilde! ... Links an unserem Wege, wo der Pinienwald wie eine Fata Morgana aufsteigt, sind noch die riesigen Fischbehälter zu sehen, in denen Freund Lucull seine Muränen mästen ließ. Das mit dem frischen Sklavenfleisch als Fischfutter ist denn doch wohl etwas sehr übertrieben!“

Lange war es her, daß Sor Riccardo nicht so behaglich

geplaudert hatte. Und heute tat er es auf dem Wege nach seinem geliebten Frascati, dessen wonnige Schönheit Marcos kranke Seele wie ein holder Zauber umweben sollte. Sie gelangten an eine Stelle, bei welcher der junge Mann ausrief: „Das hätte Dein Goethe sicher gezeichnet!“

Inmitten eines silbergrauen Distelfeldes erhob sich der ruinenhafte rötliche Rundbau eines römischen Grabmals, aus dessen Trümmern auf demselben im Mittelalter ein Wachtturm aufgeführt worden war. In Grabmal und Turm hatten sich eingewanderte Hirten mit ihren Familien eingenistet, und weil der Raum für so viele nicht ausreichte, hatten sie aus hohem Röhricht Hütten angebaut, so daß hier drei Zeitalter vereinigt waren. In gelben und grauen, in roten und braunen Farbentönen hob sich der phantastische Bau gegen den Monte Cavo ab, der durch den Schimmer des heißen Tages in den zartesten Umrissen sichtbar ward, von seiner Gipfelpyramide in langgezogener wundervoller Linie zur Ebene hinabsinkend, eine Symphonie landschaftlicher Schönheit, die in einem feierlichen Akkorde verhallte.

Jetzt verließ die Straße die Steppe, und plötzlich schien sich die braune Wildnis in hesperisches Land zu verwandeln, welches in sanfter Welle anstieg. Der märchenhafte Eindruck wurde erhöht durch die unwirkliche Färbung der Rebenfelder: über und über mit der wohltätigen Vitriollösung bestäubt, leuchteten die Blätter gleichsam oxydiert, so daß rechts und links vom Wege ein prächtiges Farbenspiel die Reisenden begleitete.

Es begannen Frascatis Olivenwälder, darüber im bunten Kranze ihrer Villen die reiche Stadt erglänzte: Palast an Palast! Und jeder dieser Fürstensitze aus den Zeiten großer römischer Bauherrlichkeit, geschmückt mit Terrassen und Portalen, mit Fontänen und Wasserwerken, mit Lorbeergängen, hoch und dunkel wie Kirchenhallen, mit Steineichenwaldungen, heiligen Hainen gleich. Den grauen Laubmassen entstiegen die rötlichen Stämme der

Pinien mit breiten schirmartigen smaragdgrünen Wipfeln, entstiegen Zypressen, wie starre schwarze Flammen auflodernd. Überall Schönheit, wie von königlicher Hand in einer Schöpferlaune verschwenderisch über dieses blühende grünende Hügelland gestreut, hier die Welt zu einer Stätte gestaltend, wohin der Mensch seine Qualen nicht tragen sollte.

„Sor Riccardo! Eccolò Sor Riccardo!"

Es war Frascatis holde Straßenjugend, die Richard Hille diesen begeisterten Empfang bereitete, als der Wagen durch die von hohen Ulmen beschattete Passeggiata unterhalb der monumentalen Torloniaterrassen in die wonnige Weinstadt einfuhr.

Leuchtenden Auges erklärte der Gefeierte seinem lieben Begleiter: „Von hier aus hat Oswald Achenbach Frascati gemalt: mit der Villa Aldobrandini und dem Hohlwege der Straße nach Marino ... Die Rosengluten zwischen den grauen Steinbalustraden der Villa Torlonia begeisterten Villegas zu seinem berühmten Gemälde ... Jetzt sieh nicht hin! Denn jetzt sind wir gleich angelangt, und ich möchte Dich überraschen ... Höre nur, wie meine guten Frascataner sich freuen!"

„Sor Riccardo! Eccolò Sor Riccardo! Bentornato!"

Der Wagen hielt, und Marco durfte aufsehen.

„Hier wohnen wir?"

„Hier bist Du zu Hause!"

Ein wahrhaftiger Palast! Das Portal von zwei prächtigen antiken Marmorsäulen mit attisch-ionischen Kapitälen flankiert; darüber ein geradezu königlicher Balkon mit schöner Brüstung aus schneeweißem Marmor, und hoch an der Mauer eine Fürstenkrone; ein geöffnetes bronzenes Gitter; ein geöffnetes mächtiges Tor, und vor demselben eine würdige Matrone, lächelnd und grüßend; lächelnd und grüßend eine ältliche Dienerin; lächelnd und grüßend drei Jünglinge, der eine immer stattlicher als der andere, wahre Prachtgestalten römischer Landjugend.

Das Haus war der Palazzo Micara, ehemals Palazzo

Borghese; die Matrone die Signora Micara; die drei Jünglinge waren ihre Söhne, das andere Frauenwesen stellte sich selbst als die von Sor Riccardo gemietete „donna di facenda“ vor mit dem feierlichen Namen Cristina, jedoch kurzweg Cristi gerufen.

Nickend und lächelnd, glückselig über die gelungene Überraschung führte Sor Riccardo seinen Jungen in den Flur, einen echt römischen hallenähnlichen Palastflur mit antiken Säulen, antiken Statuen, antiken Sarkophagen, in denen großblätterige Pflanzen wuchsen oder die als Brunnenbecken dienten. Eine breite Treppe aus weißem Marmor führte von diesem schönen Raum aus in das Haus und in die Wohnung des ersten Stockwerks, in Gemächer, welche gemalte Plafonds und gemalte Wände hatten, mit Empiremöbeln ausgestattet waren, mit Marmorkaminen und Marmortischen, auf denen prächtige Bronzekandelaber standen und bunte altertümliche Porzellanvasen voll bunter Sommerblumen: Stockrosen, Hortensien und Dahlien.

In einer gleichfalls al fresco ausgemalten Galerie, die auf einen mit einer Fontäne geschmückten Altan führte, war auf blumenüberschüttetem Tisch die colazione gerichtet: goldiger Frascatiwein in strohumflochtener Flasche, eine Schale voll bläulicher, vor Überreife aufgeborstener Feigen, die ihren purpurfarbenen Inhalt hervorquellen ließen; eine Schüssel rosigen Schinkens und ein vom Safte der Tomaten gerötetes Gericht Makkaroni, dafür ein Esau das Recht seiner Erstgeburt hätte hingeben können.

Von seinem Platz aus übersah Marco die Villa Torlonia: Terrasse an Terrasse, Eichenhain über Eichenhain. Und er sah vor sich, unter sich das römische Land: hier bis zur Meeresküste, dort bis zu den etrurischen Bergen.

„Gefällt es Dir? Fühlst Du Dich heimisch? Wirst Du hier wieder froh werden können?“

„Von hier gehe ich nicht wieder fort! Nicht eher, als bis —“

Er sah seinen Freund mit heißen Augen an.

„Als bis wann?“

„Bis ich wieder Dein Junge geworden bin, so sehr ich das überhaupt werden kann.“

„Mein guter Junge!“

„Still! Um Gottes willen sei still! ... Weißt Du, was ich kürzlich irgendwo las?“

„Hoffentlich war es etwas sehr Schönes.“

„Etwas sehr Ernstes, sehr Wahres; etwas, das ich zu dem Motto meines Lebens machen möchte.“

„Dein Lebensmotto gab ich Dir: ‚Hoch über allem!‘“

„Das gabst Du mir, ohne mich zu kennen. Was ich selbst, der ich mich nur zu genau kenne, vor mein Leben setzen möchte, lautet: ‚Leben heißt — dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich!‘“

XI

Für den Jüngling, der ‚dunkler Gewalten Spuk' in sich bekämpfen wollte, folgten jetzt Frascataner Sommertage voll festtäglichen Friedens und allmählich auch voll ländlicher Freuden. Was Richard Hille betraf, so geschah es diesem Manne zum ersten Male, daß er seinen geliebten Goethe nicht begriff. Wie konnte der große Sohn der weisen Frau Aja sagen und schreiben: auf der Welt sei nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.

Denn ein Tag wie der andere war nicht nur schön, sondern auch gut; und das im Goethischen Sinne. Die beiden Bewohner des Apartamento nobile im Palazzo Micara an der Piazza dei Merli vollbrachten ihre Tage in der Gegend, ‚in welcher vornehme Römer sich recht zur Lust Landhäuser bauten', mit Zeichnen und Malen, mit Lesen, Wandern und Plaudern. Des Malerischen gab es so viel, daß eine Heerschar von Künstlern ihr Leben lang genug ‚Motive' gefunden hätte. Im Parke der Villa Borghese zeichnete Richards Junge Baumschlag, in der Villa Falconieri Architektur, das sorgsam Gezeichnete mit Wasserfarben leicht ‚illuminierend' — auch das war ein Goethischer Ausdruck. Sor Riccardo saß neben dem jungen Künstler, vorlesend und jeden wohlgelungenen Strich, jeden richtigen Farbenton mit innerem Frohlocken begleitend. Begann er zu loben, pflegte Marco sogleich seinen Wasserstrahl in seines Mentors Begeisterung zu schütten: „Das ist alles nichts, das muß alles anders werden! Ich treibe das Ding überhaupt nur Deinetwillen: um Dir damit Freude zu machen. Im Grunde genommen langweilt mich das Ding längst."

Dann wurde der Buonissimo böse. „Meinetwegen arbeitest Du? Deine Arbeit nennst Du ‚Ding‘? Das Ding langweilt Dich längst? … Und Du willst ein Künstler sein!“

„Ich will's gar nicht sein. Du behauptest steif und fest, ich wäre ein Künstler. Also bin ich's denn — Dir zuliebe.“

Richard Hille wollte zornig, wollte empört werden. Der Junge lachte ihn jedoch an: so lange und so unwiderstehlich, bis der gelehrte Herr — ganz wie in alten guten Zeiten — wieder ein frohes Gesicht machte: „Du redest wieder einmal ‚nur so‘ und pflegst dann gewöhnlich hellen Unsinn zu reden.“

Damit versuchte der Gute sich selbst zu beruhigen. Übrigens hatte er Tante Dora im stillen längst recht gegeben und reuevoll Abbitte getan: Marco schien das gräßliche Erlebnis vergessen zu haben.

Das war für Richard Hille ein großer Schmerz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Reihe der guten Tage währte fort, nach rasch vorüberziehenden Wolkenschatten wiederum leuchtenden Sonnenschein bringend. Bisweilen schleppte ein brauner Frascatanerknabe — einer von Sor Riccardos Gönnern — im Schweiße seines Angesichts die Colazione nebst Wein und Früchten nach dem Ort, wo gerade gezeichnet, koloriert und vorgelesen wurde: unter den Steineichen der Villa Falconieri, an dem großen Wasserbassin der Villa Torlonia oder in dem Zauberreich der Villa Muti. Diese Mahlzeiten waren jedesmal Symposien.

Der Meerwind wehte in Frascati mit solcher Kraft, daß er die sommerlichen Gluten linderte. In der Kühlung der frischen Seebrise machten die beiden weite Spaziergänge: auf der Gräberstraße nach Tusculum; hinauf in den Bosco di Diana und nach dem von Lucian Bonaparte angepflanzten ‚Parnaß‘, einem heiligen Hain, wie aus Hellas selbst mit dem Altar Apolls und allen Schauern des Mysteriums nach Latium versetzt, hoch über

die Campagna Roms. Da die paradiesische Gegend ein einziges meilenweites Ruinenfeld bildete, so schlug Sor Riccardo die ganze Weltgeschichte vor Marcos geistigen Augen auf: von der Gründung Tusculums durch den Sohn des herrlichen Odysseus angefangen, bis zu dem Bruder Napoleon Bonapartes, der sein Tusculanum so leidenschaftlich liebte, daß er eine Königskrone ausschlug, um hier als römischer Landedelmann leben zu können.

Wenn Marco Morgens erwachte, so brauchte er von seinem Lager nur aufzusehen und der Berg Oreste schimmerte ihm entgegen; wenn er sich zum Schlafen niederlegte, so grüßte ihn aus der schwarzen Landschaft ein langes lichtes Gewölk: die Lichter Roms! Von seinem Bett aus sah er im Sternenschein das Tyrrhenische Meer erglänzen und in die aufstrahlenden Wogen die goldene Mondsichel versinken. Fürstlicher konnte Richard Hille seinen Jungen nicht betten, sein Leben nicht mehr mit Schönheit erfüllen! Aber dem Menschen, der dunkler Gewalten Spuk in sich bekämpfen mußte, konnte die Liebe nicht himmlisch genug ins ringende Herz leuchten — meinte der Mann, der niemals ein großer Weiser gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jeden Sonnabend nachmittag mit dem Vieruhrzuge bekamen die beiden Besuch, der im Mezzanin des Palazzo Micara einquartiert wurde und über Sonntag blieb: Tante Dora, Paoluccia, Lella und — Aristide Minardi.

Das Wunder geschah: der einsame Künstler konnte nicht länger ein einsamer Mensch sein! In der Via Rasella erschien er Abend für Abend auf Tante Doras Terrasse, und jeden Sonnabend nachmittag begleitete er das Trio der Frauen hinaus nach Frascati. Paoluccia kam niemals ohne ihren Wunderkorb, daraus sie in Gegenwart der ganzen Familie triumphierend die köstlichsten Dinge auskramte; Tante Dora brachte ihren ganzen prächtigen Menschen mit, alle heimlichen Sorgen und Ängste zu Hause lassend unter den noch immer blühenden Blumen

ihres hängenden Gartens; das Nymphlein schmückte sein seit einiger Zeit recht blasses Gesichtchen mit seinem süßesten, freilich etwas schwermütigen Lächeln, und Aristide Minardi zeigte ein „bei diesem Manne mich geradezu erschütterndes" Aufleuchten von Lebensfreude in Antlitz und Seele.

Richard Hilles erste Frage an den Künstler lautete stets: „Hörten Sie etwas von dem Herrn Minister, und wie steht es mit Ihrem Viktor Emanuel?"

„Majestät geruhen im Mausoleum Höchstihres Kollegen Augustus etwas langen Aufenthalt zu nehmen," lautete heute Minardis launige Antwort auf seines Freundes gewöhnliche Frage. „Die Kommission edler Römer, welche Majestät beaugenscheinigen und welche begutachten soll, ob Majestät würdig befunden werden, sich auf dem Kapitol seinen treuen Völkern zu zeigen, ließ noch immer nichts von sich hören: Majestät müssen also geruhen, noch eine Weile hoch zu Roß im kaiserlichen Grabmal zu antichambrieren. Inzwischen wird an der erhabenen Person des Monarchen noch immer in aller Untertänigkeit herumgefeilt."

„Noch immer!"

Sor Riccardo unterdrückte einen Seufzer und schaute hinüber zu Tante Dora, was sie wohl dazu sagte, daß Minardi in solchem Tone von seinem Werk und seinem langen geduldigen Ausharren sprach. Ein Ton war's, Minardi gar nicht ähnlich: so sorglos und heiter, fast humoristisch. Tante Doras Gesicht, das Richard Hille Aufklärung bringen sollte, blieb jedoch gleichsam ein undurchdringliches Geheimnis. Sie schien den erstaunt fragenden Blick ihres Freundes gar nicht zu verstehen, so daß sich dieser mit seinen Augen hilfesuchend an die Gesichter der anderen wandte. Er sah Paoluccias Töchterlein wehmütig lächeln, sah in Marcos schönen Zügen einen Ausdruck, der ihn an jenes häßliche Lachen in der Ballnacht erinnerte und — endlich begann es in Sor Riccardos Kinderseele zu dämmern! Er wollte sich über

den neuen Aristide Minardi freuen, wollte innigsten Anteil nehmen an dessen nach langer Winterzeit endlich erwachtem Lebensfrühling, fühlte sich jedoch von einer dumpfen Bangigkeit ergriffen. Denn — weshalb machte Tante Dora ihr gutes Gesicht zu solchem Mysterium? Auch aus Paoluccia wurde der Buonissimo nicht klug.

Von dieser einen, allerdings sehr merkwürdigen Sache abgesehen, bildeten die Frascataner Sonnabende und Sonntage wahre Feierzeiten. Jeden Nachmittag wurde an irgend einem schönen Ort Merenda gemacht, jeden Abend auf dem weißen Marmorbalkon über den beiden antiken Säulen unter dem Riesenwappen der Borghese Cena gehalten. Zu Füßen der Schmausenden lag das ganze Land mit der Meeresküste, lag der Berg Soracte als ein Capri auf dem blauen Ozean der Campagna schwimmend, lag Rom, das gewaltige Rom, als ein langer lichter Streifen, der sich bei Anbruch der Nacht märchenhaft erhellte . . .

Mit der Familie Micara wurde Freundschaft geschlossen, und Tante Dora erklärte pathetisch: nur in der römischen Campagna sei solcher Menschenschlag möglich! Sie verglich die gute Dame Micara mit einer Volumnia oder Aria, und die drei prachtvollen jungen Söhne nannte sie entweder die drei Gracchen oder die drei Curiatier, erstere bisweilen mit den drei Horatiern verwechselnd.

Die Micaras waren reiche Weingutsbesitzer. Jeden frühsten Morgen ritten die drei Jünglinge aus, um erst spät am Abend von ihren Feldern zurückzukehren. Sie saßen wie junge Helden auf ihren kleinen schwarzen Rennern, deren lange Mähnen beim scharfen Ritte flatterten und deren Schweife fast den Boden fegten. Wie sie zu dritt angaloppiert kamen, bei der gefährlichen Luft des Sonnenuntergangs die langen schwarzen Mäntel um sich geschlagen, bildeten sie einen Anblick, der die beiden alten Römer in Ekstase versetzte.

In dem Hof, der einem unbedeckten Saal glich, versammelten sich Abends die Bewohner des Palazzo Micara

mit den Dienstleuten in biblisch-patriarchalischer Weise. Man saß um einen Tisch, dessen Platte aus antiken Inschrifttafeln zusammengesetzt war, trank den vortrefflichen Wein der Micaras, aß dazu Ciambelli, dieses hochberühmte Frascatanergebäck, und fand kein Ende im Erzählen von Frascatanergeschichten: Liebesgeschichten, Mordgeschichten, Räubergeschichten, Geistergeschichten von vergrabenen Schätzen aus alter Römerzeit, durch gespenstische Mönche bewacht. Die Micaras erzählten ihren Mietern wahre epische Dichtungen von dem großen Nationalhelden Giuseppe Garibaldi — er hatte im Nebenhause gewohnt! — und seltsame Legenden von der wunderschönen Fürstin Paolina Borghese, die den Palazzo Micara lange Zeit bewohnt und sich ebendaselbst von Canova, einem ‚grande scultore' in Lebensgröße hatte aushauen lassen. Und das in dem nämlichen schönen Gemache, darin jetzt der Signorino wohnte und darin Tante Dora einen mit vergilbtem grünen Damast bezogenen vergoldeten Armsessel entdeckt hatte, auf dessen Rückseite ein mit vergilbten Schriftzügen beschriebener Zettel angeheftet war: ‚Paolina Borghese'.

Ja, und w i e hatte sich die wunderschöne Frau von dem berühmten Bildhauer in Marmor nachbilden lassen? Die Signora Micara schilderte es vor ihren drei jungen Söhnen und dem Lellakinde; und zwar schilderte sie es ohne jede sittliche Entrüstung, als ob es etwas durchaus Natürliches gewesen wäre.

„Wenn die Dame doch solchen herrlich schönen Körper besaß, weshalb hätte sie sich dann von dem Signore Canova etwa n i ch t sollen in Marmor aushauen lassen: gerade so, wie der Himmel sie geschaffen hatte, zur Freude des Künstlers und aller Menschen, die des Künstlers Werk heute noch in der Villa Borghese zu Rom sehen?"

Tante Dora rief entzückt: „Das sind Anschauungen! Die sollte bei uns da oben eine Frau Konsistorialrätin hören! Weshalb hätte sich die Fürstin Paolina vor dem Künstler schämen sollen, diesem ihre Frauenherrlichkeit

enthüllend? Als ob der Mann bei dem Anblick, sein Werk schaffend, andere Gedanken gehabt hätte als solche, wie sie ein echter Künstler eben hat? Ich ärgere mich jedesmal, wenn sie von Napoleons Schwester als einen Beweis ihrer Schamlosigkeit die Geschichte erzählen: ‚Aber Fürstin, wie konnten Sie das nur tun?‘ ... ‚Wie? Das Zimmer war ja geheizt!‘ Jene wunderschöne Frau mag gewesen sein, wie sie will — schamlos war es nicht von ihr, daß sie sich dem Canova so zeigte, wie er sie zu seiner und aller Menschen Freude geschaffen hat — die Frau Konsistorialrätin natürlich ausgenommen. Es kann auch eine Frau Wirkliche Geheimrätin sein ... Meine liebe Signora Micara, ich m u ß Sie umarmen!“

Unverzüglich vollzog Tante Dora diese Zeremonie an der Mutter der drei Gracchen, die nicht ahnte, wodurch sie solchen Zärtlichkeitsausbruch verursacht hatte, unter dem lauten Beifall der Zuschauer. Marco blieb merkwürdig still. Zufällig sah er Lella an und begegnete einem Blick des schönen Wesens, der ihm später viel zu denken geben sollte. Aber erst, als es — zu spät war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Richards Junge wurde im Palazzo Micara einfach ‚der Signorino‘ genannt; und bald nannte ihn so ganz Frascati. Bald wurde der Signorino eine fast ebenso populäre Persönlichkeit wie Sor Riccardo selbst, wurde es zu dessen stolzer Freude. Denn Marcos Popularität in der berühmten Weinstadt bedeutete für diesen einen Sieg seiner Liebenswürdigkeit sowohl wie seiner Schönheit, zwei Gewalten, denen sich das römische Volk unbedenklich unterwirft. Marco genoß seinen Triumph als etwas durchaus Selbstverständliches, streute reichlich die heißbegehrten Kupfermünzen unter Frascatis goldene Straßenjugend, grüßte auf der Passeggiata Frascatis Schöne mit keckem Lächeln und kühnem Blick, traktierte Frascatis Jünglinge in der Villetta mit Frascatis bestem Wein und fühlte sich in seiner ‚sala della Principessa Paolina‘ durchaus heimisch. Ein fensterloses Zimmer war

seine Toilette geworden. Die vier Wände des reizenden Gemaches bestanden aus Spiegelscheiben; es hatte Oberlicht und sollte — nach Tante Doras Behauptung — der legendäre Raum gewesen sein, in dem jene berühmte Statue des Canova entstanden war. Dem war jedoch wohl nicht so, denn es fehlte in dem Kabinett der historisch gewordene Kamin, den Ihre Hoheit hatte heizen lassen, um bei den Sitzungen nicht frieren zu müssen.

Ganz anders wirkte auf die deutschen Bewohner des ehemalig fürstlich-borghesischen Wohnsitzes eine andere geschichtliche Szene, die sich beglaubigterweise in dem gegenwärtigen Hause der Micara abgespielt hatte...

Fürstin Paolina befand sich in Frascati, bei ihr war ihre Mutter, Donna Letitia, und auf dem Eiland im Ozean verweilte der große Gefangene. Da erhielt seine Schwester die Nachricht: Napoleon Bonaparte starb auf St. Helena!

In Frascati, im heutigen Palazzo Micara, erfuhr es seine Mutter.

Welche Klagen und welchen Jammer mochten diese mit den Darstellungen berühmter Heldentaten geschmückten Wände in jenen Tagen gehört, welche Gebete und Verwünschungen mochten zu den Deckengemälden aufgestiegen sein, deren Gestalten Allegorien von Sonnenaufgängen und vom Erwachen des Frühlings waren! Das blutige Aufflammen der Sonne Napoleon Bonapartes hatte der Welt keinen Völkerfrühling gebracht; und unter diesen symbolischen Darstellungen beweinte eine Mutter ihren gestorbenen großen Sohn, den auch diese Frau mit Schmerzen geboren hatte.

„Ob Frau Letitia wohl ebenso bitterlich geweint hat, wie andere Mütter ihre gestorbenen Söhne beweinen?“

Richard Hille erwiderte auf Tante Doras zweifelnde Frage: „Was die weinenden Augen der Mutter Napoleons durch diese Fenster sahen, glich an Größe dem Geist ihres gestorbenen Sohnes; denn Frau Letitias Augen

sahen auf Rom und Roms Campagna herab. Also wird ihr Schmerz voll tragischer Größe gewesen sein."

Bitterböse rief die alte Dame: „Solchen Unsinn will ich nicht hören. Sehen Sie gefälligst zum Fenster hinaus! Was Sie sehen, ist nicht Größe allein, sondern zugleich Herrlichkeit; und die Größe des korsischen Korsaren war eine abscheuliche Größe. Sie ist überdies längst vergangen, während, was Sie von diesen Fenstern aus sehen, ewige Herrlichkeit bleibt."

So bekam denn Sor Riccardo auch von Tante Dora zu hören, daß er zwar ein sehr gelehrter Herr sein mochte, aber im übrigen gerade das Gegenteil von einem weisen Manne war.

XII

Und das war das neueste: Der Signorino besaß ein Pferd! Einen kleinen schwarzen Steppenrenner mit einer beim schnellen Ritte flatternden Mähne und einem den Boden fast fegenden Schweif, gezäumt und gesattelt wie ein echtes Campagnuolenroß, jedes Stück funkelnagelneu und von einer fast koketten Eleganz.

Marco hoch zu Roß zu sehen, war ein prächtiger Anblick. Er saß im Sattel, wie einer der antiken Jünglinge vor dem Palast des Quirinals zu Pferde gesessen — wenn er seinen Wildling nicht hätte bändigen müssen. Ein zweiter Unterschied zwischen dem quirinalischen Rossebändiger und Sor Riccardos Jungen bestand darin, daß letzterer ein Kostüm trug. Welch ein Kostüm! Eigens für einen Ritt durch die römische Campagna komponiert. Es fehlte weder der schwarze breitkrämpige Filzhut und der schwarze faltenreiche Togamantel, noch der lange gezackte Stab zum Öffnen der hölzernen Gittertore, welche die Wege versperrten.

Das waren Ritte! Mit verhängtem Zügel, im tollen Galopp den tusculanischen Hügel empor über Parnaß und Camaldoli, durch die Wildnisse des Molaratals und die Kastanienwaldungen von Rocca di Papa. Ritte waren es, auf denen eine von Leidenschaften durchtobte junge Menschenseele sich ausstürmen konnte.

„Du gibst Deinem Rappen zu viel die Sporen."

„Ich will jagen, rasen!"

Hätte Sor Riccardo den Signorino begleiten dürfen! Aber Sor Riccardo hoch zu Roß, das wäre — Ein komischer Anblick wäre das gewesen! Der Professor erkühnte sich einmal, einen Frascataner Mietsgaul zu be-

steigen, ein Unternehmen, dem sämtliche Straßenjungen Frascatis jubelnden Beifall zollten. Trotzdem gestaltete sich der Ritt des würdigen Archäologen zu keinem Triumphzuge.

Eines Tages blieb Marco ungewöhnlich lange aus. Der gute Herr begann sich zu ängstigen und sah bereits im Geiste den Abwesenden ermordet am Wege liegen. Denn es war gerade ein Sommer, in dem es die Brigantaccia selbst in unmittelbarer Nähe Roms arg trieb: bei der Villa Tusculana, auf dem Wege nach Tusculum, wurde ein junges Ehepaar ausgeraubt und der Mann, weil er sich zur Wehr setzen wollte, vor den Augen seiner Frau getötet.

Tief in der Nacht — Sor Riccardo wollte gerade die Karabinieri aufbieten — kam Marco zurück. Er war nicht nur heil und gesund, sondern sogar in einer so leuchtenden Laune, wie nur er sie haben konnte, und die er sich auch durch die dramatische Schilderung von Sor Riccardos ausgestandenen Ängsten nicht verderben ließ. Er rief lachend: „Was sollte mir wohl geschehen? M i r! Es war einfach“ — diesen Ausdruck hatte er von seinem Wahlvater übernommen — „ein wonniger Tag. An solchen Tagen fühle ich mich wie das Leben, wie die Jugend selbst. Rate, wo ich war?“

„In Palestrina?“

„In Rom!“

„Auf Deinem Campagnaroß, in Deinem Campagnuolenkostüm?“

„Das war eben der Spaß. Sogar über den Pincio ritt ich, durch den ganzen Korso. Die Leute staunten nur so.“

„Gewiß freuten sie sich über Dich.“

„Vermutlich. Ich weiß, daß ich zu Pferde prachtvoll aussehe, bin indessen nicht mehr eitel darauf.“

„Nicht mehr?“

„Ich habe mich sehr verändert, geradezu ungeheuer. Oft staune ich, wie ernst ich geworden bin. Wie Du weißt,

arbeite ich jede Stunde an mir selbst, kämpfe ich jede Stunde mit mir selbst. Kein Mensch ahnt, wie schwer."

„Daß Du überhaupt kämpfen mußt! ‚Gegen dunkler Gewalten Spuk' — sagtest Du nicht so?"

„So sagt' ich."

„Wenn ich Dir helfen könnte!"

„Ich muß mir selbst helfen. Kein Mensch hilft dem anderen."

„Das wäre traurig."

„Traurig oder nicht, es ist so ... Aber ich will Dir von heute erzählen."

„Erlebtest Du etwas? Deine vornehmen Bekannten befinden sich gewiß noch samt und sonders im Seebade oder auf ihren Villen?"

„Nicht alle. Eine mir recht gut bekannte Dame sah ich sogar erst heute."

„O wirklich?"

„Jene Marchesa, Du weißt ... Ich soupierte mit ihr im Café di Roma. Die Kellner machten große Augen: ein Campagnuole und eine der vornehmsten Damen der weißen Gesellschaft! Es war herrlich."

„Bleibt die Marchesa in der Stadt?"

„Ich weiß wirklich nicht. Es wäre möglich. Sie ist nämlich in mich verliebt."

„Verliebt? Eine verheiratete Frau?"

Marco sah Sor Riccardo an, sah ihn lange stumm an und brach darauf in ein schallendes Gelächter aus. Dann umarmte er stürmisch den Mann, der trotz seiner grauen Haare immer noch solches Kind war. Und das in Rom!

— — — — — — — — — — — — — — —

Immer häufiger mußte Sor Riccardo sich ängstigen; denn immer häufiger geschah es, daß Marco nach Rom ritt und erst spät in der Nacht zurückkam: ein einsamer Reiter, in der Campagna!

„Wenn Du wüßtest, wie herrlich das ist, Du wärst außer Dir vor Entzücken. Stelle Dir vor: Du bist in Rom, im Korso, mitten im Menschengewühl. Um Dich das

Getöse, der Höllenlärm einer Großstadt. Vielleicht gehst Du in ein Theater oder in irgend ein recht amüsantes Lokal. Vielleicht bringst Du Deinen Abend mit eleganter Welt zu: mit feinen jungen Leuten, schönen liebenswürdigen Frauen ... Endlich brichst Du auf, fährst bis vor das Tor, wo Dein Pferd steht, kleidest Dich um, besteigst Dein Tier, reitest im Karriere davon.

„Jetzt wird's wunderbar!

„Soeben noch in der elektrisch erleuchteten, tosenden Kapitale und bereits nach wenigen Minuten in einer Wildnis.

„Ruinen! Immer wieder Ruinen!

„Rings um Dich Dunkelheit, Einsamkeit, Schweigen, Erhabenheit.

„Und Du hinsausend auf Deinem guten Pferde.

„Vorbei! Vorbei!

„In der schwarzen Weite flammt ein Hirtenfeuer auf. Ein Hund hört den Hufschlag des einsamen Reiters und stößt ein heiseres Gebell aus. In den Ruinen klagt ein Kauz. Eine graue Eule flattert lautlos an Dir vorüber, mit ihren weichen warmen Fittichen Dein Gesicht streifend.

„Vorbei! Vorbei!

„Am Wege eine schwarze Zypresse, gleich einem am Wege Deiner harrenden düsteren Geist. Und Du auf dem Rücken Deines galoppierenden Tieres denkend an das, was hinter Dir liegt; denkend an das, was vor Dir liegt.

„Denkend an Deine Jugend, Deine Sehnsucht; denkend an Liebe, Leidenschaft: mitten in der Nacht, mitten in der dunklen einsamen wilden Campagna ..."

Richard Hille rief aus: „Du bist ja ein Dichter!"

„Hast Du wieder einmal einen neuen Menschen in mir entdeckt? Ich habe genug an dem alten! Aber, ob Dichter oder nicht — meine nächtlichen Campagnaritte mußt Du mir lassen."

„Als ob ich Dir etwas nehmen wollte, was Dich beglückt!"

„Es kommt doch sehr darauf an, was Du beglückt sein

nennst. Jedenfalls verstehst Du etwas ganz anderes darunter als ich."

Und häufiger, immer häufiger bei Marco derartige Stimmungen, Äußerungen, Empfindungen —

Plötzlich dachte er wieder an seine Arbeit: an die Gestalt seiner ‚Sehnsucht'. Er wollte jedoch weder nach Rom zurück noch täglich mit dem Zuge in die Stadt fahren: brauchte doch sein Pferd nur eine halbe Stunde länger als die Bahn, und seine nächtlichen Heimritte wollte er nicht aufgeben.

Auch das Aktzeichnen im circolo degli artisti in der Via Margutta nahm er wieder voll Eifers auf. Dort versammelte sich allabendlich ein lustiges Künstlervölklein, fast nur aus Italienern bestehend; also anders, ganz anders geartet als die biederen Deutschen in der Villa Strohl-Fern und den Drei Königen. Die meisten waren junge elegante Leute, denen Marco sich wahlverwandt fühlte: um vieles mehr wahlverwandt als dem Manne, dessen Wahlsohn er sich nennen ließ und früher voll Stolz sich selbst nannte. Jeden zweiten Tag früh morgens ritt er also nach Rom, blieb bis zum Nachmittag in seinem Atelier und machte dann Colazione; aber nicht etwa in Tre re, sondern im fashionablen Café di Roma. Darauf Aktzeichnen. Der Tag, der zwischen Marcos Romritten lag, war Festtag für Richard Hille.

„Sage, mein Junge ... Darf ich Dich etwas fragen?"

„Wie seltsam Du frägst."

„Du scheinst niemals in die Via Rasella zu gehen?"

„Gewiß nicht."

„Ich weiß, Du arbeitest, modellierst, zeichnest, bist fleißig. Ich bin glücklich darüber. Erst jetzt wirst Du wieder froh werden können ... Einmal könntest Du aber doch bei Tante Dora vorsprechen! Oder meinst Du nicht?"

„Ich sehe sie ja jede Woche hier."

„Gewiß, freilich. Werde doch nicht gleich heftig."

Marco wurde jetzt häufig ‚gleich heftig', wurde es immer häufiger.

Eines Sonntags, als — mit Ausnahme von Minardi, der zufällig fehlte — die kleine Familie beisammen war, kam, wie jetzt jedesmal, die Rede auf Marcos Arbeit. Der junge Mann befand sich gerade in einer seiner mutlosen Stimmungen, denen er sich mit der nämlichen Leidenschaftlichkeit hingab wie seinen hoffnungsvollen und lebensfreudigen. Er klagte: „Was nützt mir's? Ich finde kein Modell! Alle diese Berufsmodelle taugen nichts. Sie ekeln mich geradezu an. Ich brauche einen lilienhaften Leib wie den der neapolitanischen Psyche. Wo aber solchen finden? Finde ich ihn nicht, gibt's ein Unglück. Dann lass' ich die ganze Bildhauerei, und das würde meinen guten Sor Riccardo zur Verzweiflung bringen. Ich habe die Sache ohnedies schon satt und übersatt. Wie komme ich dazu, Künstler zu werden? Bildhauer! Es ist einfach eine Frechheit von mir. Angenommen: ich hätte wirklich großes Talent, so müßte ich lernen, jahrelang lernen. Ganz anders als jetzt. Dieses bischen Aktzeichnen und spärliche Modellieren ist ja doch nur Spielerei. Für mich wenigstens. Kurzum: finde ich für meine Figur nicht bald ein ganz herrliches Modell, so ist es mit dem Künstler in mir für alle Zeiten aus und vorbei."

Richard Hille wollte heftig auffahren, statt seiner tat es jedoch diesmal Tante Dora. Das heißt: sie fuhr gar nicht auf, sondern sagte — und sie sagte es so ruhig, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache: „Wenn es dann gleich mit dem Künstler ‚aus und vorbei' ist, so bist Du eben kein Künstler. Wir: Sor Riccardo, Minardi und ich, haben uns dann in Gottes Namen schwer geirrt und müssen uns schämen, Dich jemals einen Künstler genannt zu haben. Ich schäme mich schon jetzt."

Mit Richard Hilles schmerzlichem Zorn war es vorüber; denn zu hören, wie seinem Jungen solche bitteren Worte gesagt wurden, solche vernichtenden Worte aus diesem guten Munde, das vernichtete ihn selbst. Er mußte sich Gewalt antun, um nicht aufzustehen, zu dem Gescholtenen zu gehen und seine Stirne zu streicheln: solches Mitleid

ergriff ihn plötzlich mit dem jungen Menschen, der kein Künstler sein sollte; Mitleid auch dann, wenn Tante Dora recht haben sollte. (Und wann hätte Tante Dora jemals unrecht gehabt?) Dann doppeltes, dreifaches Mitleid mit dem armen Jüngling, den Künstler genannt zu haben diese Gute und Gerechte sich schämen mußte.

Marco verteidigte sich auf das leidenschaftlichste: „Wer hat mir die unselige Künstleridee überhaupt erst in den Kopf gesetzt? Wer anders als Ihr? Und Ihr tatet es in einer Weise, daß ich glauben mußte, ich sei etwas ganz Besonderes, geradezu ein Genie. Aber wie gesagt: selbst angenommen, ich hätte Talent — in Rom bilden sich die Talente nicht. Das erkannte ich längst. Welch wirklich tüchtiger Kerl studiert heutzutage in Rom Kunst? Was für Künstler haben wir heutzutage in Rom? Seht Euch doch um unter Italienern und Deutschen, Franzosen und Spaniern!... Ihr seht Euch freilich nicht um, seht immer nur in Euch hinein; und da seht Ihr denn — immer nur Euch selbst: Euch selbst mit Euren Ideen, Euren Idealen. Heutzutage Ideale! Ideale Kunst in Rom!... Jetzt habe ich Euch zu Tode gekränkt, und jetzt werdet Ihr gegen mich ein Geschrei erheben, als hätte ich eine Gotteslästerung verübt. Recht habe ich trotzdem, und recht behalte ich. Für die Kunst — sei es Malerei oder Skulptur — gibt es auf der ganzen Welt heutzutage nur einen einzigen Ort, wo der moderne Künstler etwas Ordentliches lernen und werden kann; also nur einen einzigen Ort für mich, der ich durch und durch ein moderner Mensch bin: ein Neumensch."

Mit zuckendem Herzen, aber ruhiger Stimme erkundigte sich Sor Riccardo bei Marco, was für ein ‚einziger' Ort das sei?

„An Deiner Frage erkennt man, in welchem Traumzustand Ihr dahinlebt, wie Ihr Eure Zeit so gar nicht versteht: nicht den Geist der Zeit, der auch die Kunst der Zeit ist. Wie Ihr zwei geworden und wie Ihr geblieben

seid, kann der Mensch freilich nur an einem einzigen Ort der Welt werden und bleiben: in Rom."

„Ich fragte Dich nach dem Ort, der für D i ch auf der ganzen Welt der einzige ist?"

„P a r i s!"

Tante Dora war es, die den Ort nannte.

In fiebernder Aufregung rief Marco: „Paris! Einzig und allein Paris! In Paris ist das Heil der Kunst: der neuen Kunst, der Kunst unserer Zeit! Also das Heil für uns, die wir Kinder unserer Zeit sind."

„Also möchtest Du nach Paris gehen?"

Wiederum sprach Tante Dora, und wiederum bestätigte Marco: „Nach Paris! Wenn ich das Modell zu meiner Figur nicht finde, so w i l l ich nach Paris gehen."

„Um in Paris zu werden, was Du in Rom nicht werden kannst?"

Marco überhörte, was wie eine Frage an das Schicksal klang. Sein alter Freund hatte sie getan. Der Jüngling sah Lella an. Das liebliche Mädchen stand da, regte sich nicht, schaute auf ihn: unverwandt und mit jenem Blick, den der junge Mann schon einmal an dem Kinde bemerkt hatte und den er dann niemals vergessen sollte.

Selbst e r nicht vergessen.

XIII

,Wenn er für seine Figur kein Modell findet, so geht er fort von Rom, so verläßt er uns. Er geht nach Paris. Sor Riccardo und Tante Dora sagen beide, es würde sein Unglück sein. Sie müssen es wissen. Von uns fort geht er in sein Unglück! Wer kann es in Paris so gut mit ihm meinen, wie hier Tante Dora? wer überhaupt ihn so lieb haben, wie Sor Riccardo? Nirgends auf der Welt können sich Menschen so um ihn sorgen, nie wieder im Leben kann er so geliebt werden. Und Sor Riccardo ... Was wird aus Sor Riccardo, wenn sein Junge von ihm fort nach Paris geht?'

Seit jenem erregten Gespräch in Frascati konnte Lella keinen anderen Gedanken fassen. Wenn sie frühmorgens an der Seite ihrer Mutter in der Franziskanerkirche oberhalb Piazza Barberini der Messe beiwohnte, mußte sie daran denken; und sie dachte daran, wenn sie bei den guten Schwestern in der stillen kühlen Klosterzelle saß, an einem Gewande für die Madonna stickend; dachte daran, während sie mit Tante Dora plauderte und ihrer Mutter in der kleinen Wirtschaft half.

Ob ihre Seele mit etwas Himmlischem oder Irdischem beschäftigt war, beständig mußte sie denken: wie es sein würde, wenn Marco seine Arbeit im Stich ließe und fortginge? Fortginge, um nie wieder zu kommen — wie das Kind voll dumpfer Angst glaubte. Sor Riccardo ohne seinen lieben Jungen; auf Tante Doras Terrasse nicht mehr der Wohllaut seiner Stimme, nicht mehr der Jubelton seines Lachens ... Und was sollte aus ihr werden, die er das Nymphlein nannte und die nicht länger leben wollte, wenn sie ihn nicht mehr sehen würde ... Nur

ihn sehen: sein schönes leuchtendes Gesicht; nur ihn sprechen und lachen hören; nur in seiner Gegenwart atmen — es war das einzige, was Paoluccias Töchterlein vom Leben heimlich für sich ersehnte.

Seit der Ausfahrt vor Ponte Molle gab es für sie kein anderes Verlangen mehr. Was hätte sie sonst noch wünschen sollen? Seitdem der böse Blick jenes unheimlichen Geschöpfes sie getroffen, schwebte es dunkel, geheimnisvoll, verhängnisvoll über ihrem Leben: der Malocchio! Wen der böse Blick traf, der war dem Unheil verfallen. Sie war es! Hatte sie doch nichts bei sich gehabt, was den argen Zauber von ihr abgewendet hätte. Ihre Mutter kannte von der verderblichen Wirkung des Malocchio hundert Geschichten, von denen jede einen traurigen Schluß hatte. Tante Dora und Sor Riccardo glaubten freilich nicht daran. Aber diese guten und besten Menschen glaubten auch nicht an die Madonna und die lieben Heiligen, welche die beiden trotz ihres Unglaubens liebten und schützten.

Noch ein anderes beschäftigte das Gemüt des jungen Mädchens viel und schmerzlich: die Mutter ihrer Mutter sollte ‚schlecht' gewesen sein. Und schlecht — weshalb? Weil sie einen Menschen über alles lieb gehabt hatte? Lieber als ihr eigenes Kind! Jenes einen Menschen willen hatte die Frau ihr Kind verlassen, war dem geliebten Manne gefolgt, war verdorben, gestorben, ohne sich jemals um ihr verlassenes Kind gekümmert zu haben.

Es war nicht gut gewesen; aber — Die Mutter ihrer Mutter würde nicht anders gekonnt haben: sie würde es getan haben müssen! Im Namen der Madonna und aller Heiligen es müssen getan haben! Seltsam, daß Lella das verstand. Seitdem der böse Blick sie getroffen und sie erfahren hatte, daß Marco fortgehen wollte, verstand sie ihre Großmutter, die schlecht gewesen sein sollte, nur zu gut. War das schlecht, wenn man einen Menschen über alles liebte?

Es mußte wundersam sein, einen Menschen über alles

zu lieben; für ihn sich opfern, für ihn sterben zu dürfen. Solcher Tod konnte nicht weh tun. Und Paoluccias Töchterlein dachte in seinem Herzchen: ‚Aristide Minardi hat mich über alles lieb. Und ich — heilige Mutter Gottes, erbarme dich meiner! — ich kann ihn nicht wieder lieb haben. Seine Blicke hängen an mir, und an mir hängt seine Seele. Ich weiß es, fühle es, und — ich kann und kann ihn nicht lieben! Er ist ein großer Künstler, und er ist ein unglücklicher Mensch. Ich sollte ihn daher recht von Herzen lieb haben können ... Marco wird gewiß einmal ein großer Künstler, aber niemals ein unglücklicher Mensch werden. Er kann gar nicht unglücklich sein! Mit ihm brauche ich also kein Mitleid zu haben. Nur mit dem anderen. Das habe ich auch! Schon seit dem Abend, an dem er uns aus seinem Leben erzählte. Dann traf mich der böse Blick, und seitdem ... Was ist das nur mit mir? Süße Gottesmutter, steh mir bei in meiner Not!‘

So betete das geängstigte Kind inbrünstig und schrieb es der Macht des bösen Blickes zu, daß ihm die Madonna nicht beistand und es nicht Aristide Minardi, sondern Marco Lippi ‚über alles‘ lieben mußte.

— — — — — — — — — — — — — —

Lediglich ein Mensch von der Richard Hille-Art (zum Glück gab es deren nicht viele) konnte einem jungen Manne zumuten, daß er, wenn er von Frascati nach Rom kam, aus der Einsamkeit in die Welt, sich dann nicht gut unterhalten sollte. Also ging Marco nicht in die Via Rasella! Wüßte sein ehrwürdiger Freund jedoch, welcher Ursache willen er nicht hinging, so hätte er ihn um Verzeihung bitten müssen.

Denn nicht, um sich nicht zu langweilen, vermied Marco die Via Rasella, sondern weil dort außer Tante Dora auch das Nymphlein wohnte, welches seiner innersten Natur nach nicht nur ein Hexlein, sondern auch — seiner heißblütigen Großmutter wahre Enkelin war. Das merkte weder Richard Hille noch Tante Dora; das hatte jedoch Marco gemerkt. Der junge Mann brauchte ledig-

lich der dunklen Gewalten Spuk in sich nicht zu bekämpfen, und mit ihm und dem Nymphlein wäre es gekommen, wie es kommen mußte, wenn zwei junge sehnsüchtige Menschenkinder beisammen waren.

Auch an den Sonnabenden und Sonntagen in Frascati verstand Marco es einzurichten, mit Lella niemals allein zu sein. Das junge Mädchen half ihm in diesem Bestreben. Einander ausweichend, fühlten sie, daß sie einander suchten: heimlich, heiß und unwiderstehlich.

Für Lella war es — wie sie glaubte — die Macht des Malocchio, die sie zu Marco hinzwang und gegen die es weder menschliche noch göttliche Hilfe gab: weder Gebete noch Buße, weder Gelübde noch Opfergaben.

Eines Tags ritt Marco wie gewöhnlich nach der Kapitale. Selbst in Rom, der Stadt schöner Menschen, blieben die Leute stehen und blickten dem Jüngling nach, der wie einer der Dioskuren auf seinem Rappen saß. Hatte er früher sein Pferd vor Porta San Giovanni eingestellt, so liebte er es jetzt, durch ganz Rom zu traben, durch den ganzen Korso, und sein Pferd erst vor Porta del Popolo einem Wärter zu übergeben. Die Stallung lag nahe bei Villa Strohl-Fern, also für ihn sehr bequem. Er befand sich jetzt vor seiner angelegten Figur in dem qualvollen Zustand beständigen Brütens und Grübelns, das Schicksal verwünschend, welches ihm keine neapolitanische Psyche als Modell für seine ‚Sehnsucht' in sein Studio schickte.

Auch heute seinen Weg durch den Korso nehmend, erblickte er plötzlich Lella. Sie sah ihn gleichfalls, blieb wie gebannt stehen, drückte sich scheu in den Eingang eines Hauses, vor dem sie sich gerade befand, über das unerwartete Wiedersehen mit vor Freude hochrotem Gesichtchen. Sie wollte an ihrem verborgenen Platz stehen bleiben, um ihm nachzuschauen, so lange sie ihn sehen konnte, und war über das Aufsehen, welches seine ungewöhnliche Erscheinung erregte, ganz beklommen. Aber schon hielt Marco sein Pferd an, sprang ab, winkte mit der

Miene eines jungen Königssohns einem der vagabundierenden Gassenjungen, warf ihm die Zügel zu und schritt mit lachendem Gesicht auf seine reizende Freundin zu, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß der Vorgang von den Passanten bemerkt wurde und diese die beiden schönen jungen Leute beobachteten.

„Guten Morgen, Kleine! Ich glaube gar, Du willst Dich vor mir verstecken?"

„Ich wußte wirklich nicht, daß Du heute nach Rom kommen und durch den Korso reiten würdest."

„Wußtest Du das wirklich nicht? Durch den Korso reite ich jetzt immer ... Aber Du zitterst ja und bist ganz bleich!"

„Weshalb bleiben die Leute stehen?"

„Sie freuen sich. Hörtest Du nicht, was sie vorhin sagten?"

„Über uns?"

„Wir wären ein allerliebstes Paar. Würdest Du nicht so zittern, könntest Du hören, wie sie Dich bewundern und sich auch über mich ziemlich anerkennend äußern. Höre nur! Soeben sagte einer: ‚Welche reizende Kleine!‘ ... Die reizende Kleine bist Du, und der Mensch hat wahrhaftig recht."

„Ich bitte Dich —"

„‚Und wie lieb sie den hübschen Jungen hat‘ — sagte soeben ein anderer."

„Ach, Marco!"

„Sie halten uns wahrscheinlich für Verlobte; sicher für Verliebte. Es ist nämlich nicht ein und dasselbe. Ich werde sehr oft ein Verliebter, aber niemals ein Verlobter sein — ob zu meinem Glück oder Unglück, weiß ich nicht. Schwerlich jedoch zu letzterem."

„Hoffentlich bist Du immer glücklich."

„Hoffentlich ... Also auf Wiedersehen Sonnabend in Frascati! Grüße zu Hause die beiden guten Seelen von mir."

„Begibst Du Dich jetzt in Dein Atelier?"

„Wohin sonst?"

„Fandest Du, was Du suchtest?"

„Du meinst die Psyche? ... Ich fand sie noch immer nicht, bin es müde, zu suchen."

„Also gehst Du fort?"

„Um Himmels willen, verrate mich nicht! ... Ja, kleine liebe Lella: ich gehe fort."

„Bald?"

„Möglichst bald."

„Nach Paris?"

„Nirgendwo sonst hin. Du nimmst es Dir jedenfalls weniger zu Herzen als mein guter Sor Riccardo."

„Der Arme!"

„Ich kann ihm nicht helfen."

„Er liebt Dich so sehr. Du weißt nicht, wie er Dich liebt."

„Warum tut er das?"

„Weil er muß. Weißt Du das nicht?"

„Ich weiß, daß mich andere würden lieb haben müssen."

„Andere ..."

„Wohin gehst Du?"

„Nach San Carlo."

„Du bist ja eine kleine Heilige."

„Bitte, sage das nicht. Ich bin so schlecht! Niemand weiß, w i e schlecht ich bin."

„Weil Du mich lieb haben mußt? Hörst Du wohl: m u ß t!"

„Ich bitte Dich, spotte nicht. Wenn Du mich so ansiehst und so lächelst, spottest Du; und wenn Du spottest, tut es mir weh bis ins Herz hinein."

„Das nächste Mal werde ich ernsthaft sein. Eben war ich schlecht, Du ahnst nicht, w i e schlecht ich soeben war."

„Ich will beten für Dich."

Sie schlüpfte wie ein Eidechslein davon, in einer Verstörung, daß sie kaum ihren Weg fand, vor jedem Menschen, der sie ansah, erschreckend und nicht wagend, an Marcos leichtfertige Worte, an sein leuchtendes Lächeln zu denken.

Sie fürchtete sich vor ihren eigenen Gedanken und konnte sie doch nicht bannen.

Marco bestieg sein Pferd und ritt weiter, mit einem Glanz auf seinem Gesicht, als feierte er einen Triumph. Das tat er auch. Denn trotz seiner eingestandenen ‚Schlechtigkeit' hatte er soeben über seine Begierde einen Sieg gefeiert. Er hätte dem zitternden Nymphlein nur zuzuflüstern brauchen: „Lella kleine Lella, liebe kleine Lella! Willst Du heute nicht zu mir kommen? Nur ein einziges Mal, kleine liebe süße Lella!" ... Und sie wäre gekommen! Nicht nur ein einziges Mal, sondern viele Male: heimlich, ganz heimlich. Er aber schwieg standhaft, dunkler Gewalten Spuk in sich bekämpfend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marco befand sich in seinem Atelier. Er lag auf einem Korbstuhl, der wie ein Diwan war und auf dem es sich so bequem ruhte, daß es schwer hielt, aufzustehen. Besonders schwer für jemand, der beständig brüten und grübeln mußte. Durch das Atelierfenster blickte der Ruhende auf die Campagna: auf die ganze etrurische Hochebene mit den schönen Linien des Ciminiwaldes. Es war ein großer Anblick, der große Gedanken geben konnte: Gedanken, welche die Seele aufsteigen ließen über dem Dunst der Tiefen, dem Qualm niedrigen Empfindens, bis die befreite Seele in Sonnenhöhe schwebte: hoch über allem! Es war jedoch nicht leicht, seiner Seele solchen Ikarusflug zu geben — war sie doch mit zu großer Erdenschwere belastet. Was half's ihr auch? Die mythischen Fittiche, die den Sohn des Daedalus aus der Gefangenschaft emportrugen, waren keine Adlerschwingen, sondern Gebilde aus Wachs. Sie schmolzen, als der Fliegende der Sonne zu nahe kam, und — Ikarus stürzte herab.

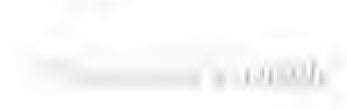
Das hatte Marco früher nie bedacht: daß die Schwingen aus leicht schmelzendem Wachs gebildet waren — aus hinfälliger Menschenschwachheit.

Wie tiefsinnig die Sagen dieser Alten waren, auf der innigsten Kenntnis des Menschenherzens beruhend!

Vor dem jungen Künstler stand seine ‚Sehnsucht‘ noch immer in skizzenhafter Gestalt, ein unwirkliches Gebilde aus Ton, den durch so viele Wochen feucht zu erhalten ein ruhmvolles Werk des Atelierdieners war. Marco war jedoch der Liebling des alten Cesare, der zu jenen Menschen gehörte, wie sie — nach Tante Doras und Richard Hilles Auffassung — nur in Rom zu finden waren: „Sie lehren uns grobe Germanen verstehen, weshalb in Italien die Dienstboten ‚la famiglia‘ genannt werden. Das sollte man einmal bei uns, in unserem gesegneten Deutschland, mit unseren Domestiken probieren: so patriarchalisch mit ihnen zu leben. Das gäbe eine nette Familie!“

Seine lebensgroße Figur vor sich, verlieh Marco ihr im Geiste Formen und Antlitz, wie er beides für seine Gestalt in der Seele trug. Aber er haderte: ‚Was hilft mir's, sie in mir zu sehen? Das ist nicht genug! Sie muß als lebendige Wirklichkeit vor mir stehen; denn ich kann nur nach einem Vorbild gestalten... Muß ich gerade auf diese Figur verfallen sein! Für jede andere bekäm' ich Modelle genug, und wenn es die Göttin der Liebe selbst wäre... Wollte nicht heute die Marchesa kommen? ... Die Marchesa! Nur zu fordern brauchte ich, und — die Göttin der Liebe würde vor mir stehen. Ich will jedoch nicht fordern. Was ich für mein Werk notwendig habe, ist etwas ganz anderes als die Marchesa... Ich glaube, ich ließ die Tür offen. Wenn die Marchesa kommt — ich habe heute keine Lust, sie zu sehen... Also sollte ich aufstehen und die Türe zumachen, bin jedoch zu faul. Mag sie eintreten!... Diese Frauen! Je göttlicher sie erscheinen, umso — menschlicher sind sie. Wenn die Männer wüßten, wie sehr menschlich!... Nun, ich weiß es; weiß es j e t z t.‘

Marco schloß die Augen. Er wollte nicht an die Frauen denken; nicht daran, was er seit kurzem von ihnen wußte.



An die Gestalt seiner ‚Sehnsucht' wollte er denken: ‚Ich sehe sie in mir als Lella; sehe sie beständig als meine kleine liebe süße Lella! Ihr holdes Gesicht, ihre reizende Gestalt als Idealbild meiner Sehnsuchtsallegorie ... Wenigstens werde ich mir endlich darüber klar, wen ich suche: Lella, Lella, Lella! Und gerade diese eine, einzige darf ich nicht finden. Es ist einfach schrecklich, ist für mich geradezu ein Unglück. Oder ein Glück? Denn wenn ich nicht finde, bleibt's dabei: ich gebe die ganze Bildhauerei auf, verlasse Sor Riccardo und Rom, gehe nach Paris ... Lella, kleine liebe süße Lella, daß gerade Du es sein mußt!'

Er lag mit geschlossenen Augen, so versunken im Anschauen seines inneren Gesichts, daß er die leisen scheuen Schritte vor dem Gartenhause nicht hörte, dessen Türe weit offen stand; daß er nicht hörte, wie der leise scheue Schritt vor der Tür stille ward. Dann, nach einem Augenblick Zauderns — nur nach einem Augenblick — und jemand überschritt die Schwelle, trat ein, blieb stehen ...

„Marco!"

Seltsam! Er erlebte seine Vision mit einer Deutlichkeit, daß er die holdselige Gestalt seines inneren Gesichts sprechen hörte, leise seinen Namen rufen. Über seine glühende Einbildungskraft lächelnd, rief er mit geschlossenen Augen leise zurück: „Lella, liebe kleine süße Lella!"

„Darf ich die Türe schließen?"

„Ja, liebe kleine süße Lella."

„Du bist nicht böse, weil ich komme?"

„Ich Dir böse?"

Es sollte einen heidnischen Mittagszauber geben: wenn der große Pan schlief. Dann senkte sich ein Bann auf die Seelen der Menschen, daß sie am hellen lichten Tage dalagen, träumten, im Traum allerlei Gesichte schauten, Stimmen hörten, ohne sich regen zu können. Hinter einem Lorbeergebüsch tauchte ein Faun auf und schnitt sich im Röhricht eine Syrinx. Ein Nymphlein huschte über die Blumenflur ...

Ein Nymphlein! Lella, das Nymphlein! In dem Traum des Mittagszaubers erschien sie ihm.

Marco schlug die Augen auf und —

Leibhaftig stand sie vor ihm, mit einer Miene, einem Lächeln, einem Blick ...

Mit demselben leisen, ganz leisen Lächeln, welches er seiner ‚Sehnsucht‘ geben wollte, demselben unbeschreiblichen Ausdruck in dem holdseligen Antlitz, denselben weit offenen Augen, demselben in grenzenlose Fernen gerichteten visionären Blick.

Eine Weile betrachtete Marco die Erscheinung schweigend, als wäre ihm die Sprache genommen. Er wollte sie anrufen, bewegte jedoch nur die Lippen. Endlich richtete er sich auf: langsam, mechanisch, wie emporgezogen, wie immer noch in tiefen Zauberschlaf versunken und weit offenen Auges träumend.

Allmählich belebte er sich, gewann er Gedanken und Sprache. Doch auch jetzt konnte er keinen lauten Ton hervorbringen, konnte er nur flüstern: „Du kommst zu mir?“

„Ich m u ß t e kommen.“

„Weshalb mußtest Du?“

„Deiner Arbeit willen.“

„Meiner ‚Sehnsucht‘ willen kamst Du? Wußtest Du denn, daß Du selbst meine Sehnsucht bist?“

Daß wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß sie kommen mußte, damit er arbeiten und — bleiben konnte: „Denn, wenn Du von uns —“

„Jetzt bleib’ ich!“

Und jetzt stand er auf, ging langsam, traumumfangen zur Tür, schloß sie, schob die Riegel vor. Dabei sprach er mit sich selbst, immer noch ohne einen lauten Ton, sich selbst zuflüsternd: „Dunkler Gewalten Spuk mußt Du in Dir bekämpfen! Weil sie zu Dir kam; zu Dir kommen ‚mußte‘, so mußt Du jetzt kämpfen.“

Er hörte sie sagen: „Bitte, Lieber.“

„Was willst Du?“

„Lege Dich wieder dort nieder, schließe Deine Augen wieder.“

„Alles, was Du willst.“

„Wohin soll ich mich stellen?“

„Dort auf den Podest, kleine Lella.“

„Wirst Du dann arbeiten?“

„Dann werde ich arbeiten.“

„Sprich jetzt nicht. Bitte, bitte.“

Sie begann sich zu entkleiden. Stück für Stück legte sie langsam ab, Hülle um Hülle fiel. Sie tat ihr großes Liebeswerk mit vollkommener Ruhe, ohne Zaudern, ohne Scham. Mit dem leisen, ganz leisen Lächeln, dem unbeschreiblichen Ausdruck, dem in Unendlichkeiten gerichteten Blick vollzog sie ihr Opfer, als beginge sie eine fromme, eine heilige Handlung.

— — — — — — — — — — — — — —

Das war ein Ritt durch die Campagna in dem weihevollen Schweigen, der tempelartigen Feierlichkeit der Nacht!

Wenn leben hieß: dunkler Gewalten Spuk in sich zu bekämpfen, so — lebte Marco in dieser Nacht.

Zugleich war sein Leben in dieser Weihenacht ein Aufwärtssteigen, ein Emporklimmen, ein Hinaufschwingen.

Er hatte gearbeitet! Gearbeitet voller Entzücken, voller Schöpferwonnen; gearbeitet, erfüllt von andachtsvollen Schauern vor der leuchtenden Schönheit des jungfräulichen Weibes.

Und jetzt dieser nächtliche Ritt . . .

„Ich lebe!“

Er mußte es rufen: laut, jubelnd, glückselig; mußte es rufen wie ein Gebet, wie einen Dank an die Gottheit, die ihm dieses erhöhte, dieses edle und gute Leben geschenkt hatte.

In rasendem Lauf durch die Ebene den Berg hinauf; in rasendem Lauf durch die Weingefilde, die Ölwälder, als ein König des Lebens sich fühlend.

Im Palazzo Micara angelangt, weckte er Sor Riccardo,

schloß ihn ungestüm in seine Arme, lachte ihn an, nannte ihn seinen besten einzigen Menschen, nannte sich selbst dieses einzigen besten Menschen dankbaren glücklichen Wahlsohn. Er durfte dem Guten nichts sagen, nichts ihm verraten: nicht mehr, als daß er heute herrlich gearbeitet, daß er heute hatte schaffen können — erschaffen! Er ruhte nicht eher, als bis sich der Buonissimo mitten in der Nacht vom Lager erhob, im Nachtgewande auf und ab spazierte und bis zum feierlichen Morgengrauen mit seinem Jungen plauderte und scherzte.

Seines besten Freundes glückliches Lächeln und strahlender Blick sollten für Marcos kampfreiches — sollten für sein siegreiches Leben der Segen sein.

XIV

Es kam die Zeit, die Richard Hille mit echt germanischem Pathos ‚die glücklichste Zeit meines Lebens' nannte; denn Marco bewies ihm, daß er arbeiten konnte. Marcos fleißige Arbeit machte diesen nicht nur freundlich und weich gegen seinen Mentor, sondern erfüllte ihn mit einem ganz neuen Gefühl, welches jemals empfinden zu können er nicht für möglich gehalten. Es war in diesen Tagen, daß Marco einmal äußerte: „Du hast recht, Sor Riccardo! Nur der fleißige Mensch kann ein guter Mensch sein. Ich bin es! Gut bin ich, seitdem ich arbeite."

Für einen guten Menschen, als welchen Marco während dieser gesegneten Wochen sich fühlte, gab es auch keine dunklen Gewalten, die bekämpft werden mußten. Wenn der Versucher ihn trotzdem anging und ihn auf einen hohen Berg führte, ihm ein buntes Meer von Blüten weisend, daraus der leuchtende Leib eines jungen Weibes sich hob, so war der Kampf leicht zu bestehen: rief doch der Kämpfer die Arbeit als Schutzheilige an.

Marco wollte auch jetzt nicht nach Rom übersiedeln, wollte auch jetzt in Frascati bleiben; und wäre es aus keinem anderen Grunde gewesen als seiner köstlichen Morgen- und Nachtritte willen. In seinem Studio kaum angelangt, vernahm er bereits auf dem Gartenwege den leisen, jetzt so gut gekannten Schritt. Dann bezwang er sein Erschauern, öffnete die Tür, ließ sie eintreten —

Was war aus Paoluccias Töchterlein in wenigen Wochen geworden! Kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau, die einen Opferdienst verrichtete, dem Geliebten sich darbietend, wie sie der Madonna ein silbernes Herz dargebracht hätte, damit die Gnadenmutter ihr gnädig sei.

Gnädig in welchem Leid? Weshalb opfert ein armes Mägdlein der Himmlischen ein Herz? ... Daß die Jungfrau der Jungfrau ein anderes Herz zu eigen mache: ein pochendes, glühendes, liebendes.

Wenn Lella in der Schönheit einer jungen Märchenkönigin den Podest bestiegen hatte, brauchte Marco ihr nicht erst zu sagen: „Stelle Dich hin, als wolltest Du erhobenen Hauptes, mit leisem Lächeln über Abgründe schreiten, auf Fittichen zu Gipfeln emporschweben, den Blick in unermeßliche Fernen gerichtet" — Sie tat es ohne jede Anweisung, als könnte sie keine andere Stellung annehmen, keinen anderen Blick haben. Mit jedem Tage wuchs des Bildners Entzücken und mit diesem sein Eifer. Er fühlte sich von einer Schöpferkraft beseelt, als sei er in Wahrheit das, was sie ihn nannten: ein begnadeter Künstler, dem ein Genius zur Seite stand. Schuf er an der Gestalt seiner ‚Sehnsucht', so schien es ihm, als ob sein Vorbild das Urbild aller menschlichen Sehnsucht überhaupt sei:

‚Ich könnte sie zu keiner anderen Figur brauchen. Es ist, als wäre sie für diese *eine* geschaffen worden: nur für diese! Also nur für mich. Sie ist *meine* Sehnsucht und nichts anderes. Wenn sie wirklich über einem Abgrund und ich drunten in der Tiefe stünde, und wenn ich dann zu ihr hinauf meine Arme ausstreckte — erhobenen Hauptes, weit offenen Auges, den Blick in Unendlichkeiten gerichtet, würde sie durch die Lüfte zu mir herabgleiten, von ihrer Sehnsucht in meine geöffneten Arme getragen.'

In ihrer hüllenlosen unberührten unentweihten Herrlichkeit vor dem Geliebten stehend und in seinem von seiner Hand geschaffenen, mit seinem Geist erfüllten Bildnis ein zweites Leben empfangend, mußte Lella denken: ‚Die Mutter meiner Mutter konnte auch nicht anders: sie mußte ihr Kind verlassen und dem geliebten Manne folgen. Mit ihm sterben mußte sie! Dasselbe würde auch ich müssen.'

Künstler und Modell sprachen selten miteinander. Von Zeit zu Zeit erkundigte sich Marco: „Bist Du nicht müde?"

„Gar nicht."

„Du mußt müde sein!"

„Gewiß nicht."

„Ruh aus. Mir zuliebe."

Dann tat sie, um was er bat, wie sie alles tun mußte, was er ihr sagte. Und er wußte das!

Sie brachte jeden Morgen in einem zierlichen Körbchen Früchte und süßes Gebäck mit in das Atelier. Das verzehrten sie zusammen in der Ruhepause. Marco hatte einen scharlachroten Teppich gekauft, dazu einen vergoldeten, mit scharlachrotem Kirchendamast bezogenen Sessel und einen kleinen, überaus kunstvoll eingelegten Tisch. Eine Vase aus venezianischem Glas war stets mit frischen Rosen gefüllt, und für sein Modell hatte der Künstler einen Mantel aus veilchenfarbener Seide angeschafft. In den weichen Stoff hüllte sich Lella wie in ein phantastisches Gewand. Dann mußte sie sich auf den goldenen Sessel niederlassen, und er legte ihr die schönsten Früchte, das leckerste Backwerk vor. Jeden Tag richtete er an sie die nämliche Frage: „Merken sie zu Hause wirklich nichts? Noch immer nichts! Nicht etwa, daß ich Angst habe; aber — Es wäre einfach ein Unglück. Was sollte aus meiner Arbeit werden?"

Sie tröstete ihn jeden Tag: „Laß mich nur machen."

„Inwiefern ‚machen'?"

Mit einem Evalächeln belehrte Paoluccias Töchterlein den jungen Mann: „Ich gehe ja doch jeden Morgen zu den Nonnen, um das Goldsticken zu lernen."

„Jeden Morgen kommst Du zu mir und bleibst über Mittag bei mir!"

„Bei Dir? Nicht doch! Bis zum Nachmittag sitze ich bei den guten Schwestern und sticke ein Gewand für die Madonna: auf lichtblauer Seide goldene Lilien! Es wird herrlich, sage ich Dir. Und wie gut die Klostersuppe mir schmeckt!"

Sie lachte, biß in einen Pfirsich und verspeiste darauf ein Biskuittörtchen.

Marco rief: „Mir zuliebe lügst Du!"

„Lüge ich wirklich?"

„Ich weiß, Du kannst das Lügen nicht ausstehen."

Das bestätigte sie ernsthaft: „Sor Riccardo sagt: es sei von allem Häßlichen das Häßlichste."

„Dennoch lügst Du?"

„Es ist nicht häßlich, wenn ich Dir zuliebe lüge."

„Also gibt es schöne Lügen?"

„Gibt es doch fromme Lügen. Jeden Morgen und jeden Abend bitte ich die Madonna, mir meine schönen frommen Liebeslügen zu verzeihen."

„Meinst Du, sie tut es?"

„Sie würde mir noch ganz anderes verzeihen."

„Was Du mir zuliebe tun würdest?"

Auf diese Frage erhielt Marco keine Antwort ... Ein anderes Mal klagte der Künstler: „Ich muß auch lügen!"

„Weshalb?"

„Ich darf meiner ‚Sehnsucht' nur Deine süße Gestalt geben, nicht auch Dein holdes Gesicht."

„Du darfst nicht?"

„Wer meine Statue sehen würde, wüßte dann gleich: ‚Das ist ja doch die kleine Lella!'"

„Was täte das?"

„Wenn alle Menschen es wüßten?"

„Ich fürchte mich doch nicht vor den Menschen."

„Du heilige Unschuld!"

„Also gib Du nur Deiner Sehnsucht auch mein Gesicht."

„Unmöglich!"

„Glaubst Du, Tante Dora wäre sehr böse?"

„Frage nicht so töricht!"

„Tante Dora würde es verstehen."

„Weil sie damals in Frascati das von der Fürstin Paolina sagte?"

„Nun ja."

„Du bist nicht die Fürstin Borghese, sondern Paoluccias Lella; bist Tante Doras Lella! Und ich bin nicht Canova."

„Dafür bist Du ‚Richards Junge‘.“

„Jetzt lachst Du. Wüßtest Du, wie unirdisch lieblich Du bist, wenn Du lachst... Was ich sagen wollte? Richtig, Deine Mutter.“

„Was ist's mit ihr?“

„Schrecklich wär's für sie, wenn sie erführe —“

„Sie würde an ihre eigene Mutter denken. Ich weiß, sie denkt oft an ihre Mutter. Und dann denkt sie jedes Mal auch an mich.“

Es geschah an diesem Tage, daß Marco begann — er tat es halb unbewußt — dem Antlitz seiner ‚Sehnsucht‘ Lellas holdselige Züge zu geben.

Den nächsten Tag nach diesem Gespräch sagte Marco plötzlich, und dabei wandte er sein Gesicht von Lella ab: „Seltsam, daß wir niemals von Aristide Minardi sprechen... Auch jetzt bleibst Du stumm, bist bleich und zitterst.“

„Der arme Minardi!“

„Weil die Kommission schließlich doch einmal zu ihm kommen muß und es dann ein Unglück gibt? Oder was meinst Du sonst?“

„Was sollte ich sonst meinen?“

Marco konnte an diesem Tage nicht arbeiten.

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Sonntags vertraute Sor Riccardo Tante Dora an: „Er muß für seine Figur ein Modell gefunden haben; denn er ist wie verwandelt. Sprechen Sie aber nicht mit ihm darüber ... Sie freuen sich wieder einmal gar nicht mit mir.“

„Es ist eine ernste Sache.“

„Eine Lebenssache! Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie dieses eine Mal Vertrauen zu ihm haben; denn sollten Sie wieder Zweifel in ihn setzen, so wäre es mit meiner ganzen Freude vorbei.“

„Freuen Sie sich, alter Freund!“

„Also glauben Sie an ihn?“

„Dieses eine Mal — ja.“

Erst jetzt konnte Sor Riccardo seiner Freude sich hin-

geben. Er trat dicht zu Tante Dora heran, leuchtete ihr mit seinen Brillengläsern in ihr gutes Gesicht, flüsterte ihr geheimnisvoll zu: „Bedenken Sie auch, welche Folgen dieser Fleiß hat?"

„Für Marco?"

„Und für mich; für uns alle."

„Weil der junge Herr jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Rom bleibt? So gütig ist, zu bleiben?"

„Jetzt bleibt er sicher in Rom! Ich kann nicht sagen, was ich durchmachte. Selbst Ihnen nicht."

„Brauchen Sie mir nicht erst zu sagen."

„Denn dieses Paris! Dieses wunderschöne verführerische, einfach entsetzliche Paris für einen jungen Menschen wie Marco! Er wäre in Paris verloren."

„Für Sie jedenfalls."

„Verloren für die Arbeit, verloren für die Kunst; denn an mich darf ich nicht denken."

„Aber ich erlaube mir, an Sie zu denken."

„Weil Sie meine gute, meine beste Freundin sind; weil Sie wissen, was der Junge mit der Zeit für mich geworden ist: ein großes Teil Leben."

„Ihr Leben überhaupt."

„Glauben Sie wirklich? ... Sie machen mir Angst mit Ihrem ernsthaften Gesicht und feierlichen Wesen. Es wäre schlimm, wenn Sie recht hätten; besonders für Marco sehr schlimm."

„Weshalb gerade für ihn?"

„Weil er dann eine große Verantwortung hätte; und wie käme er dazu? Ich habe für ihn die Verantwortung übernommen! Da ist es denn einfach nur meine Pflicht... Das müssen Sie doch einsehen?"

Tante Dora wollte jedoch das Gespräch nicht fortsetzen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es kam der große Tag, an dem Richard Hille von Marco gebeten wurde: „Komm morgen mit mir nach Rom."

„Du reitest gewiß?"

„Ich fahre morgen hübsch artig mit der Bahn. Du mußt mit mir nach Rom kommen!"

„Um dort was zu tun?"

Diese Frage stellend fühlte Sor Riccardo, wie ihm die Erregung den Atem benahm. Sicher wollte Marco mit ihm in die Villa Strohl-Fern; er wollte ihn in sein Atelier führen, ihm seine Arbeit zeigen: ihm zuerst!

Seines Mentors Gedanken diesem vom Gesicht ablesend mußte Marco ihn jedoch enttäuschen: „Ich kann Dir meine Figur nicht zeigen — noch nicht! Aber ich bitte Dich, den Marmor auszusuchen, daraus meine Gestalt hervortreten soll. Kein anderer als Du darf das für mich tun. Auch nicht Minardi... Der erste Marmorblock für Dein Werk! Denn mein Werk ist ja doch nur das Deine... Dieses Mal erlaube ich Dir, gerührt zu sein."

Am nächsten Vormittag fuhren die beiden in freudigster Stimmung nach Rom, um dort nach dem tadellosesten, dem leuchtendsten Marmor zu suchen, der am Tiberstrand zu finden war. Nach langem Wählen und Erwägen entdeckte Sor Riccardo ein ganz wundervolles Stück bei jenem wackeren Steinmetz in der Via Babuino. Es war ein Block von solcher Vollkommenheit, daß Michelangelo seine Pietà daraus hätte hervorgehen lassen können. Auch rührte der schöne Stein in der Tat von dem berühmten Bruch her, den Meister Buonarroti in Carrara eröffnet hatte.

Richard Hille zu beobachten, wie er suchte und prüfte, wie ihm für seines Jungen erste Arbeit kein Stück köstlich genug war und wie er sich endlich für befriedigt, gerade nur für befriedigt erklärte — das war ein Schauspiel, welches Marco Auftritt für Auftritt genoß. Zugleich wurde besprochen, daß der Künstler aus der Via Babuino von Marcos Figur nicht nur den Abguß nehmen, sondern auch die Vorarbeiten machen sollte.

„Wissen Sie noch, Signorino, wie Sie damals zu mir kamen und ganz verzweifelt waren? Inzwischen scheinen Sie gefunden zu haben, was Sie suchten. Ich dachte mir

damals gleich: ‚Der findet!‘ Ein wahres Glück, daß es die Gelbhaarige von dort drüben nicht war.“

Das war an diesem festlichen Tage eine böse Erinnerung. Um den Eindruck derselben auf Marcos Gemüt möglichst schnell zu verwischen, schlug Sor Riccardo vor: „Wollen wir nicht Tante Dora überraschen und Paoluccia bitten, uns ein Gericht Makkaroni zu kochen? Das würde die beiden Frauen freuen!“

Marcos etwas getrübte Stimmung war jedoch nur aufzuheitern, wenn sie Tante Dora — nicht überraschten. Er wollte im Café di Roma dinieren, und Sor Riccardo sollte sein Gast sein. Eigentlich hätten sie bei dem festlichen Anlaß des Ankaufes des ersten Marmorblocks ein Symposion feiern müssen: mit Rosenkränzen um die Stirn, auf Speisebetten ruhend, von Knaben bedient, welche Muränen auftrugen und Wein von Chios kredenzten. Statt dessen saßen sie in dem fashionablen Restaurant, speisten ‚Menü‘, und Sor Riccardo fühlte sich geniert durch die befrackten großartigen Kellner, die ihn französisch anredeten und als Forestiere behandelten, seines mäusegrauen uneleganten Anzugs wegen natürlich als Deutschen.

XV

Heute eilte Marco seinem lieben Modell bis in den Garten entgegen, in dem die herbstlichen Zyklamen den Rasen unter den Zypressen und Steineichen purpurn färbten. Schon von weitem rief er ihr zu: „Kommst Du endlich?"

„Es ist nicht später als sonst."

„Ich warte schon so lange!"

„Da bin ich ja. Was hast Du nur heute?"

Sie tat, als schmollte sie, und war doch selig über die Ungeduld seines Wartens und seinen Ausruf des Entzückens, als sie ‚endlich' kam. So war er noch niemals gewesen: niemals so gut und — wie auf der Welt eben nur er sein konnte. Etwas lieb hatte er sie also doch, während sie —

‚Heilige Jungfrau, ich bitte Dich jeden Morgen und Abend; ich flehe Dich an mit jedem Gedanken, daß ich ihn nicht zu lieb haben muß. Aber Du hilfst mir nicht. Von Tag zu Tag lässest Du mich ihn mehr und mehr lieben und hilfst mir nicht!'

„Komm herein! Schnell! Gib mir den Korb!"

„Es sind Trauben und Pfirsiche. Goldige Muskatellertrauben, wie Du sie gern hast. Sie sind noch am Stiele mit all ihrem leuchtenden Laub. Die Trauben holte ich auf Piazza Lucina bei dem Fruchthändler des Königs. Du sagtest neulich, Du wolltest nur Früchte essen, wie sie auf des Königs Tisch kämen."

„Das war doch Scherz."

„So bist Du nun einmal."

„Wie bin ich?"

„Ach, Du weißt ja —"

„Nichts weiß ich. Sag mir's. Ich möchte es von Dir hören."

„Ein verwunschener Prinz bist Du."

Sie lachte, daß es klang, als ob in Villa Strohl-Fern die Nymphe des Hains ihr feines silberhelles Lachen erschallen ließ. Der Märchenprinz rief übermütig: „Wäre ich ein Prinz, so könnte ich nicht Richards Junge sein."

Der feine silberhelle Klang brach plötzlich ab. Still und ernst sagte das Kind: „Du bist ja gar nicht Richards Junge. Bist es niemals gewesen. Niemals im Herzen. Es tut mir immer weh, wenn Du so genannt wirst. Und am wehesten tut mir, wenn Du Dich selbst so nennst. Es ist eine Lüge und keine sehr schöne."

„Immerhin ist es eine Lüge aus Liebe."

„Aus Liebe zu Sor Riccardo?"

„Zu wem wohl sonst? Und solche barmherzige Liebeslügen sind, wie eine gewisse kleine liebe süße Lella sagt, ‚fromme' Lügen."

Aber auch Marco war ernst geworden. Er ließ sie jetzt eintreten, schloß die Türe — verschloß sie mit dem schweren Eisenriegel, setzte den Korb mit den herrlichen Früchten auf einen Stuhl, rief plötzlich: „Du hast recht: niemals war ich's! Nicht für eine Stunde war ich in Wahrheit Richards Junge! Wenn ich's einmal eine Stunde lang glaubte, so belog ich mich selbst. Und ich wußte, daß es ein Selbstbelügen war, fühlte es."

„Traurig. Ach, so sehr traurig!"

„Für Sor Riccardo."

„Und für Dich. Für Dich noch viel mehr. Weißt Du das nicht?"

„Nein!"

Nach einer Weile packte Lella die Früchte aus und ordnete sie zierlich auf einer schönen alten Majolikaschüssel. Marco stand daneben und sah zu, wie sie mit weißen schlanken Fingern jede Frucht behutsam faßte. Ehe sie die noch an den Ranken hängenden Trauben auf die Schüssel tat, hielt sie sie in die Höhe, um zu sehen,

ob eine Beere etwa zerdrückt wäre. Der junge Mann stand in Anschauen versunken, nicht mehr an das denkend, was ‚so sehr traurig' sein sollte. .. Wie reizend sie war, die goldige Bacchusfrucht in der hoch erhobenen Hand! Und er hätte nur seine Arme auszustrecken brauchen —

Plötzlich rief er leidenschaftlich aus: „Was ist das heute mit mir?"

Nicht nur mit ihm. .. Auch sie fühlte sich heute sonderbar: so heiß, so bang und doch — so glückselig!

Nun hatte sie die letzte Frucht ausgepackt und stellte die Schüssel auf den kleinen Tisch, darüber jetzt eine Decke aus scharlachroter Kirchenseide lag. Auch die Rosen in dem venezianischen Glase dufteten heute so ganz anders als sonst: als entströmte ihren Purpurkelchen ein betäubender Wohlgeruch.

„Wir müssen anfangen."

„Ich warte ja doch nur."

„Worauf?"

In das blasse Gesicht des Mädchens stieg eine feine Röte. Mit schüchterner Bitte deutete es auf Marcos gewohnten Ruheplatz, den diwanähnlichen Korbstuhl.

Der Künstler entschuldigte sich: „Verzeih. Ich vergesse heute über Deinem Anblick alles."

Darauf ging er gehorsam an seinen Platz, legte sich nieder und schloß die Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als sie während der Ruhepause, in den veilchenfarbenen Seidenmantel gehüllt, auf dem hochlehnigen, mit Scharlachseide bezogenen Thronsessel saß und an einer Traube naschte, sagte ihr Marco, ‚was das heute mit ihm sei': „Heut war's das letzte Mal, daß Du kamst."

Lellas Hand entglitt die süße Frucht, und wie in plötzlicher Lähmung sank die zitternde Mädchenhand auf den Schoß herab, darauf sie wie leblos liegen blieb. Ihr angstvoller Blick suchte den des Freundes. Dieser hatte sich abgewendet. Aber sie wußte, daß er bleich war. Ihre erschrockene Seele stammelte im Gebet an die Jungfrau:

‚Madonna, gnadenreiche, hilf mir, steh mir bei! Heut war's das letzte Mal... Was ist das nur mit mir? Süße Gottesmutter, erbarme Dich meiner! Ich kann ja doch nicht, darf ja doch nicht. Und wenn er mich bittet, nur bittend mich ansieht... Laß mich doch sterben!‘ So flehte das Kind in seiner Angst, seiner Liebe, seiner heimlichen Sehnsucht.

Auch Marcos Empfinden war wie von einer Windsbraut aufgewühlt; auch er flehte zu dem Geist des Guten in seiner Seele: ‚Es darf nicht sein! Heut ist's das letzte Mal! Die letzte Versuchung ist's! Kämpftest Du bis heute siegreich, bliebst Du bis heute stark, so mußt Du's auch dieses letzte Mal bleiben... Es ist Paoluccias Tochter, ist Tante Doras liebes liebliches Kind, und Du bist Richard Hilles geliebter Junge... Nein, das bist Du nicht! Aber er hält Dich dafür. Daran denke in dieser letzten Stunde... Selbst das Kind sagte, ich wäre niemals Richards Junge gewesen. Aber kämpfen und stark bleiben mußt Du trotzdem.‘

Bleichen Angesichts, die Lippen wie im Krampfe zusammengepreßt, den Blick wie feindselig von der holden Gestalt abgewendet, erklärte er Lella in abgerissenen Sätzen mit heiserer Stimme, jedes weiche warme Wort wie eine Gefahr vermeidend: „Noch ein volles Jahr könnte ich Dich bitten, täglich zu mir zu kommen; könnte ich nach einem Modell arbeiten. Meine Figur ist eigentlich noch ganz unfertig. Dennoch hilft es nichts: sie muß fertig sein! Ich beginne zu ermüden, und ich kenne mich nur zu gut. Niemand ahnt, wie gut ich mich kenne. Noch eine Sitzung wie heute, und ich könnte alles verderben. Morgen schon! Auch deshalb muß es zu Ende sein. Der Marmor ist bereits gekauft, der Formator bereits für heute Nachmittag bestellt. Ich könnte freilich auch noch nach dem Abguß Modell brauchen. Dann erst recht! Aber — für jetzt muß es ein Ende nehmen! Du verstehst?“

Sie verstand... Er hatte sie lieb, sehr lieb, viel zu lieb; und — es durfte nicht sein! Er hatte sie so lieb,

daß er für sie stark sein mußte. Was sollte auch daraus werden? Hundertmal hatte sie ihn sagen hören: ein Künstler dürfe nicht heiraten — er dürfe nicht heiraten. Also! Es war so gut, so herrlich gut von ihm, daß er ihretwillen stark blieb.

Während sie auf seine Worte wie auf eine Verkündigung lauschte, betete ihre Seele: „Ich danke Dir, Madonna, Himmelskönigin! Du warst mir gnädig, Du hast meine Bitte erhört. Mein Leben lang werde ich Dir danken. Er hat mich lieb. Wüßtest Du, wie glücklich ich bin. Aber Du weißt es. Wenn ich nur sterben könnte!“

Ihre Hände lagen noch immer wie leblos in ihrem Schoß, noch immer konnte sie sich nicht regen. Trotz ihrer Todessehnsucht spielte ein verzücktes Lächeln um ihren leise geöffneten Mund, leuchtete ein unirdischer Glanz in ihren weit offenen Augen. Mechanisch sprach Marco mühsam weiter: „Heute müßtest Du ohnedies gleich gehen: es ist heut ja Sonnabend... Mit dem Nachmittagszuge fahrt Ihr hinaus nach Frascati; und — auch Minardi fährt schon heute mit Euch. Ich traf ihn diesen Morgen, als er in sein Mausoleum ging; da rief er mir's zu. Ich werde wohl erst morgen früh kommen. Ängstigt Euch also nicht. Morgen wollen wir dann einen vergnügten Tag haben. ... Was ist Dir?“

Sie stand auf, tat einen Schritt, schwankte, sank lautlos zu Boden, wie hingestreckt durch eine göttliche Hand.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch das war überstanden!

Die durch ihre ohnmächtige Schwäche doppelt Geweihte hatte er in ihrer Bewußtlosigkeit nicht berührt: hatte sie nicht mit seinen Küssen zum Leben wieder erweckt, wissend, daß das neue glückselige Leben, von seinen leidenschaftlichen Lippen ihr geschenkt, für sie Schlimmeres als Tod bedeutet hätte. Die Scharlachseide hatte er vom Tische gerissen und unter ihr Haupt gelegt. Dabei war von dem herbstlich goldigen Weinlaub auf sie herabgefallen, so daß sie mit ihrem bleichen Gesicht und den ge-

schlossenen Augen dalag wie gestorben und feierlich aufgebahrt.

Erschüttert durch diesen Anblick war Marco neben der Bewußtlosen niedergekniet, angstvoll ihr Erwachen erwartend. Bald schlug sie die Augen auf. Ihr erster Blick fiel auf des Geliebten Gesicht. Sie lächelte ihn an, glaubend, sie sähe ein Traumbild. Als er sie leise bei Namen rief, kam ihr zugleich mit dem Bewußtsein die Erinnerung zurück: sie mußte von ihm gehen; aber — er hatte sie lieb!

Solange sie noch beisammen waren, sprach keiner ein Wort.

Dann ging sie hinaus und von ihm fort.

Überstanden war auch das!

Sollte er nicht in dieser einen einzigen Stunde der bestandenen Versuchung Richards Junge gewesen sein? Und wäre diese eine einzige Stunde nicht wert gewesen des Lebens?

— — — — — — — — — — — — — —

Unmöglich konnte er schon jetzt nach Hause! Jetzt Sor Riccardo sehen, Tante Dora, Paoluccia und — Aristide Minardi! Was kümmerten ihn, im Grunde genommen, diese Menschen? — Mochten es noch so ‚gute‘ Menschen sein und ihn noch so sehr lieben! Was galten ihm überhaupt die Menschen? Konnten sie ihm etwas gelten? Ihm, der in jedem Gedanken, jedem Empfinden ein Ich-Mensch war!

Er rief sich selbst an:

„Jetzt denkst Du wieder einmal reinen Unsinn, mein Lieber. Solches Scheusal, als welches Du Dich hinstellst, bist Du denn doch nicht.“

Was sollte er in seiner Stimmung beginnen? Er wollte niemand sehen und scheute sich vor dem Alleinsein. Hatte er nicht recht töricht gehandelt? ... Inwiefern töricht? Darin, daß er dieses eine Mal den Spuk dunkler Gewalten in sich bekämpft hatte? Gerade dieses eine Mal!

Waren sie beide nicht jung und zwang ihre Jugend sie nicht geradezu zu dem, was Sünde und Schmach sein

sollte? Jetzt könnte sie sein eigen sein ... Sein eigen! Die kleinen Worte hatten solchen eigentümlichen Klang. Sie waren wie ein Jauchzen, wie eine selige Melodie, ein Hymnus auf Leben, Liebe, Glück.

Der Atelierdiener klopfte, um durch die verschlossene Türe — der Mann glaubte, Marco hätte noch Modell — anzufragen: ob der Signorino irgend etwas wünschte? Marco ging und öffnete.

„Sie sind schon allein?"

„Meine Figur ist fertig."

„Dann kommt die Kleine nicht wieder?"

„Nein."

„Das arme verliebte Ding. Aber — es wird wohl wiederkommen."

„Was Du nicht alles weißt!"

„Ich weiß, daß die Kleine wiederkommt."

„Sagte ich Dir nicht, es sei kein Modell."

„Umso eher kommt sie wieder."

„Das wäre schlimm."

„Schlimm für sie."

Der Atelierdiener begann die Figur einzuhüllen. Marco stand und sah zu, wie die süße Gestalt seiner ‚Sehnsucht' unter dem feuchten fahlen Linnen verschwand — ‚wie unter einem Leichentuche'.

Um der tollen Phantasie zu entfliehen, ging er.

Wohin?

Ganz gleich wohin! Dorthin, wo Menschen waren. Keine Bekannte; aber doch Menschen.

Er verspürte heftigen Hunger und beschloß, im Café di Roma zu speisen. Obwohl das Lokal in kurzer Entfernung von Porta del Popolo lag und der Omnibus daran vorüberfuhr, nahm er einen Wagen. Sor Riccardo hätte über seinen prinzlichen Jungen wieder einmal bedenklich sein graues törichtes Haupt geschüttelt.

XVI

Marco fand in dem eleganten Restaurant eine Gesellschaft, der er nicht ausweichen konnte. Es waren Herren und Damen von den Dienstagabenden der Marchesa, die gleichfalls anwesend war. Die Herrschaften saßen an einem der breiten Fenster nach dem kleinen Platz von San Carlo zu und begrüßten Marco bei seinem Eintritt mit lautem Beifall:

„Seht da, unsern Michelangelo! Also hierher muß man kommen, um Sie zu finden?"

Ein anderer rief: „Kein Mensch hätte Ihnen das zugetraut!"

„Was nicht zugetraut, wenn ich fragen darf?"

„Um Ihre Unsterblichkeit so besorgt zu sein, daß Sie darüber Ihre Mitmenschen vergessen. Sogar Ihre Freunde."

„Nächstes Frühjahr hoffe ich auszustellen. Sie können dann selbst urteilen."

Man machte für ihn Platz. Die Kellner brachten ein Kuvert und servierten die hors d'oeuvres, während die Marchesa mit lauter Stimme ungeniert erzählte: „Ich besuchte diesen jungen Mann in seinem Atelier; vielmehr: ich wollte ihn besuchen. Wie Sie wissen, ist er ein charmeur. Nun gut. Ich kompromittiere mich also seinetwegen, fahre auf den Parnaß dieses Apoll, stehe vor seiner Türe, flehe um Einlaß — ich f l e h e, meine Damen und Herren! Doch er ... Was denken Sie wohl, was mir vor seiner Tür geschieht?"

„Er öffnet, erblickt Sie, stürzt auf die Knie und macht Ihnen eine Erklärung."

„Das erwartete ich natürlich. Er jedoch ... Sehen

Sie ihn an! Sehen Sie ihn kalten Bluts Hummermayonnaise verspeisen! Und er — hören Sie! — und er läßt mich vor seiner Türe stehen ... Können Sie sich das vorstellen?"

Man lachte überlaut und rief: „Unmöglich! Unerhört! Er muß toll gewesen sein. Wenn Sie befehlen, so fordere ich ihn auf Pistolen."

Marco warf ein: „Ich hatte unglücklicherweise gerade Modell."

Man ließ seinen Einwand nicht gelten. Die Marchesa schlug mit ihrem Fächer nach ihm und sagte: „Als ob es keine spanischen Wände gäbe? Überdies hätte es mich interessiert, Ihr Modell zu sehen."

„Sehr gütig; aber —"

„Aber Sie mußten diskret sein."

„Jetzt dürfen Sie mich besuchen."

„Was so viel heißt, als daß Sie nicht länger diskret zu sein brauchen?"

„Im Gegenteil, ich werde erst anfangen, Diskretion als Ehrensache zu üben — nach der Ehre Ihres diskreten Besuchs."

Alle riefen Bravo. Auch die Marchesa. Marco verneigte sich lachend. Dabei dachte er: ‚Wie widerlich ist dies alles! Und das kannst Du gelassen, lächelnd ertragen? Nach diesem Vormittag! Jenes war Poesie, Wonne, Leben; und dieses ist — römische große Welt. Vormittags in Deinem Atelier, vor Deiner Figur, standest Du in Wahrheit auf Bergeshöhen, ‚hoch über allem'; und jetzt, hier ... In dieser hohen Gesellschaft bist Du tief unten. Aber jetzt mußt Du aushalten.'

Bei den Früchten erkundigte sich die Marchesa: „Was tun Sie diesen Abend?"

„Irgend etwas! Irgend etwas recht Lustiges! Ganz gleich was, wenn es nur recht lustig ist."

„Sie ließen sich bei mir lange nicht sehen."

„Leider ist heute nicht Dienstag, sonst käme ich heute zu Ihnen."

„Kommen Sie trotzdem. Ich werde edel sein und Sie — nicht vor der Tür stehen lassen ... Übrigens, meine Herren: wer von Euch kommt heute abend in meine Loge in Costanzi?"

Jemand sagte: „Von uns niemand, Marchesa. Es ist nicht Oper."

„Zacconi spielt!"

„Wir kommen nicht. Sie verzeihen."

„Es wird allerdings nicht sonderlich amüsant sein ... Seien Sie wenigstens höflich und lassen Sie mich nicht mich allein langweilen."

Marco hatte durchaus nicht Lust, um den Preis eines langweiligen Komödienabends höflich zu sein. Nur um etwas zu sagen, erkundigte er sich: „Was wird gespielt?"

„‚Die Gespenster' von Ibsen."

„Von wem?"

„Enrico Ibsen heißt der Mann."

Einer erkundigte sich: „Ist das ein Deutscher?"

„Ich glaube."

„Dann wird es gewiß schauerlich langweilig sein."

Aber die Marchesa erklärte: „Es ist nun einmal mein Tag. Überdies klingt ‚Die Gespenster' zum Fürchten amüsant."

„Ich begreife nicht, wie man bei uns Komödien spielen kann, die nicht aus Paris kommen."

„Die Deutschen werden modern."

„Lächerlich!"

„Schelten Sie nicht auf die Deutschen. Unser Michelangelo mit dem Apollokopf liebt die Deutschen zärtlich. Ich glaube, er ließ sich sogar von einem dieser reizenden Germanen adoptieren."

„Sogar, Frau Marchesa!"

„Wie Sie das sagen: wie ein deutscher Bär! Das kommt davon."

„Wovon?"

„Von Ihrer deutschen Familie. Man merkt sie Ihnen an."

„Das wäre für mich sehr schmeichelhaft.“

„Finden Sie? Glücklicherweise kleiden Sie sich noch wie ein Römer.“

Einer der jungen Herren erkundigte sich bei Marco: „Ist es wahr, daß die Deutschen schon Morgens beim Kaffee Salonrock tragen? Sie müssen es wissen.“

„Es sind trotzdem tüchtige Männer. Vielleicht gerade deswegen.“

„Vielleicht gerade wegen des Salonrockes beim Kaffee?“

„Weil ihnen Kleider gleichgültig sind.“

„Sie verteidigen Ihre Freunde von dort drüben. Tun Sie das. Nur ziehen Sie Ihren Salonrock erst Nachmittags nach fünf an und tragen Sie dazu Zylinder.“

Ein anderer Romulusenkel berichtete: „Kürzlich sah ich einen Deutschen um Mittag in Smoking mit weißer Kravatte.“

„Dazu gewiß gelbe Schuhe und Schlapphut?“

Marco erwiderte: „Und ich, meine Herren und Damen, sah an jenem Tag einen perfekt angezogenen Römer, der vor jenem lächerlichen Germanen ehrerbietig seinen Hut zog.“

„Dieser höfliche Römer waren Sie?“

„Ich, Frau Marchesa.“

Bemerkungen, Ausrufe, Spöttereien — recht harmlose Spöttereien — flogen hin und her. Die kleine Gesellschaft wurde allmählich sehr lustig. Sehr lustig war auch Marco geworden. Die jungen Herren erzählten Skandalgeschichten, Anekdoten, die mehr banal als frivol oder gar witzig waren. Als Marco sich von der Marchesa verabschiedete, tat er es mit dem laut gegebenen Versprechen: nach dem Schauspiele zu ihr zu kommen! Bis dahin war es jedoch noch lang. Wie die lange Zeit verbringen? Zunächst die Stunden bis zum Abend. Dann fand sich vielleicht irgend etwas ‚recht Lustiges‘.

Fünf Uhr vorbei ... Jetzt waren sie bereits in Frascati: die drei Frauen und — Minardi.

Unwillkürlich schlug Marco die Richtung nach dem

Mausoleum des Augustus ein. Erst als er anlangte, ward er sich einer Absicht bewußt: den Gehilfen wollte er fragen, ob der Meister wirklich schon heute nach Frascati gefahren?

So waren die Menschen! Selbst ein Aristide Minardi war nicht anders, nicht besser. Was für große Worte machte der Mann, als Marco, die Gruppe der Drei aufdeckend, Minardis Geheimnis enthüllte.

Vor seinem Werke stehend, machte der Künstler damals die schönsten Redensarten; denn mehr war es nicht. Marco hielt sie für heiligen Ernst, fühlte sich davon bewegt, geradezu ergriffen, kam sich im Vergleich mit diesem Manne klein und erbärmlich vor.

Feierlich entsagte Aristide Minardi dem geliebten Mädchen: der Alternde entsagte der Jugend; der Einsame, der zum ersten Male liebte, entsagte der Liebe; der Glücklose, der nur den Ruhm kannte, dem Glück. Aristide Minardi gönnte Marco Lippi das, was er für sich selbst nicht mehr begehrte: der Jugend gönnte er die Jugend, die Liebe, das Glück; der Arme überließ dem reichen Manne den ganzen Krösusschatz, den diesem das Leben bot.

Der große Meister wollte Hunger leiden, während der kleine Künstler an vollen Tafeln schwelgte.

Wie aber verhielt sich die Sache in Wirklichkeit?... Es fiel Minardi nicht ein, zu ‚entsagen'.

Sein beständiges Kommen in die Via Rasella und nach Frascati, sein langes Verweilen an beiden Orten war nichts anderes als ein beständiges Werben, eine einzige Liebeserklärung. Was sein Mund nicht aussprach, redeten seine Blicke, seine zarten Aufmerksamkeiten, seine stillseligen Mienen. Nur darum stillselig, weil er bei dem reizenden Kinde sein durfte. Wie anders benahm sich vor diesen Ereignissen Marco! Er erschien bei Minardi, bat ihn zu kommen, freute sich seines Kommens. So leidenschaftlich liebte der ‚Entsagende' das schöne Mädchen, daß er das lange Ausbleiben jener Kommission, da-

von seine Zukunft abhing, mit fast gleichgültiger Gelassenheit ertrug, um sein letztes, allerletztes Reiterstandbild so wenig sich kümmernd, als ob es sich um irgend eine Gipsfigur handelte. Jedenfalls bereicherte diese Erfahrung Marcos Kenntnis vom Leben und den Menschen um ein bedeutendes. Also dahin konnte die Leidenschaft einen Mann bringen; und das selbst einen Mann wie Minardi! ... Was Richard Hille von leidenschaftlicher Liebe fabelte, war — eben gefabelt. Dieser Gute verklärte in seiner Phantasie alles, hob alles Irdische sogleich in die Lüfte. Die Welt, wie sie nun einmal war, bedurfte des Realisten — n u r eines solchen! ‚Sie passen hinein‘ — hatte Aristide Minardi zu Marco gesagt, jene wirkliche aller Welten meinend.

Marco fand den Gehilfen in dem umlaufenden Gange, der zu den Substruktionen des Kaisergrabes gehörte. Der treue Diener seines Herrn schien vor dem Eingang Wache zu halten.

„Ist Euer Herr anwesend?“

„Nein, Signorino.“

„Schon nach Frascati?“

„Jawohl, Signorino.“

„Darf ich hinein?“

„Nein.“

„Ist etwas Neues zu sehen?“

„Nichts Neues.“

„Ihr wißt doch, daß Euer Herr mich hineinlassen würde?“

„Ich bin nicht mein Herr.“

„Also bleibe ich draußen. ... Was habt Ihr heute eigentlich?“

„Was ich habe?“

„Ihr macht solch sonderbares Gesicht.“

„So wissen Sie nicht?“

„Sprecht!“

„Worauf wir seit Monaten warten und worauf man uns warten ließ —“

„Die Kommission?"

„Kommt am Montag!"

Marco unterdrückte einen Ausruf. ... Nach einer Weile bemerkte er mit möglichster Ruhe: „Deshalb macht Ihr solches Gesicht? Ihr solltet Euch freuen, daß die Kommission endlich kommt. Oder fürchtet Ihr etwa —"

Er wurde heftig unterbrochen: „Was sollte ich fürchten? Für Aristide Minardi? Er ist der erste Bildhauer Italiens, der Stolz seines Vaterlands, ein großer Mann! Er ist mehr als ein großer Mann, ist ein guter Mensch! Ich liebe ihn, wie ein Vater seinen Sohn, seinen kranken Sohn. Denn krank ist Aristide Minardi. Und darum ... Wenn ich mich nicht freue, wie ich mich freuen sollte, so ist es darum. Denn wenn ... Und weil er doch krank ist: in seinem Gemüt, als Künstler. Auch als Mensch! Und niemand kann ihm helfen."

Der treue Mann sprach in zitternder Erregung, mit tränenerstickter Stimme. Jetzt mußte er sich abwenden.

Marco stand neben dem Manne, der ein armer Steinmetz war, und mußte denken: ‚Dieser Alte ist ja eine Art von Sor Riccardo! Er zittert für seinen Herrn, fürchtet für ihn, würde sein Herzblut dafür hingeben, wenn er sich jetzt von Herzen für ihn freuen könnte. Dabei hat er den vollen Glauben an die Größe seines Herrn — genau wie Richard Hille, der unerschütterlich an meine Güte glaubt ... Es ist doch etwas Großes darum, einen Menschen zu besitzen, der solchen Glauben hat. Glücklicher Aristide Minardi! Aber auch — glücklicher Marco!'

Er ließ dem Getreuen Zeit, sich zu fassen, und erkundigte sich dann: „Wann hörte Euer Herr, daß am Montag die Kommission kommen wird?"

„Erst diesen Morgen."

„Also fuhr er deshalb schon jetzt nach Frascati?"

„Wohl um unter guten Freunden zu sein."

„Wie nahm er die Nachricht auf?"

„Wie sollte er sie aufnehmen? Er war froh, daß das lange Warten endlich ein Ende hat.“

„So, so. Er war froh.“

Mit kurzem Gruß entfernte sich Marco.

Also Montag!

Da stand jetzt Aristide Minardis Werk in der Kaisergruft und erwartete sein Schicksal, welches nur eines sein konnte. Was würde dann mit dem Werke geschehen? Wohin würde der weiße König auf seinem weißen Rosse reiten, wenn er aus dem Mausoleum hinaus mußte? Welch anderes Grab nahm Aristide Minardis Königsgedanken auf? Würde er in Staub zerfallen oder unter Gerümpel und Kehricht vermodern?

Konnte der weiße König auf seinem weißen Rosse — da ihm der Ritt auf das Kapitol verwehrt ward — Rom nicht den Rücken wenden und, von gespenstischem Leben beseelt, die Hauptstadt Italiens, für die sein Geist zu gewaltig, zu imperatorisch war, für immer verlassen? Durch Porta del Popolo ritt der weiße König auf seinem weißen Rosse hinaus: über Ponte Molle, auf der Flaminischen Straße, hinaus in die Campagna, deren Erhabenheit dem Werke des Künstlers verwandt war.

Auf der uralten Heerstraße, die nach Germanien führt, ritt auf seinem weißen Rosse der weiße König durch die schweigende große Einsamkeit: vorüber an Prima Porta und dem Landhause der Livia, deren Sarkophag neben dem des Augustus gestanden hatte, in dem Grabe, darin Aristide Minardi seinen König Viktor Emanuel schuf; vorüber an zerstörter Römermacht und Römerpracht: immer tiefer hinein in die Kirchhofsruhe, weiter und weiter bis zu den nächtlich dunklen Waldbergen Umbriens, der schönen wilden Heimat des unglücklichen Künstlers.

Durch Spoleto ritt der weiße König auf seinem weißen Roß, über die graue Römerbrücke und den tosenden Bergstrom. Die schwarzen Schatten der Steineichen des Monte Luco nahmen den gespenstischen König auf, ihn mit dem

feierlichen Rauschen ihrer immergrünen Wipfel empfangend: eine Königshymne, würdig des Herrschers sowohl wie des Künstlers, der ihn aus seinem Geiste hervorgehen ließ.

Höher und höher ritt König Viktor Emanuel: bis hinauf, wo der kahle Gipfel über der armen Hütte starrte, in welcher Aristide Minardi geboren ward. Auf dem Felsengipfel hielt der Einiger Italiens an und wich nicht wieder. Zu Fels erstarrten droben Reiter und Roß. Dort standen sie nun, wolkenumbraust, sturmumtost, in Himmelshöhe, in Sonnennähe, hoch über den dunstigen Tiefen, hoch über der staubigen Erde: ‚hoch über allem!‘

— — — — — — — — — — — — — —

„Du bist ja ein Dichter!“

Richard Hille hatte Marco einmal solchen großen Namen gegeben. Aber — das war Richard Hille gewesen, der beständig darauf lauerte, was er an Gutem und Wertvollem in seines Jungen Seele entdecken konnte. Gelang ihm, etwas zu erspähen, so stürzte er sich darauf, faßte es und tauchte es tief in das verklärende Sonnengold seiner Liebe, daß selbst das Dunkle eitel Glanz wurde.

Auch heute, an diesem Tage großer Kämpfe und Siege, würde Sor Riccardo, wenn er seines Jungen Phantasie über Aristide Minardi gehört hätte, leuchtenden Blicks ausgerufen haben: „Du bist ja ein Dichter!“ Vielleicht war gerade der schwere Kampf und der über die dunklen Gewalten errungene Sieg die Ursache von Marcos poetischer Stimmung. War Kampf doch Leben: edles, erhöhtes, also volles Leben! Und nur die Brust dessen, der voll und ganz lebte, konnten Gedanken erfüllen, die ihn über das Gewöhnliche gleichsam auf Schwingen emportrugen: regte sich doch in der Seele der Menschheit immer und immer wieder die alte — ewig junge Ikarussehnsucht. An seine ‚Sehnsucht‘ denkend, die vor seinen Augen in Leichentücher gehüllt ward, empfand Marco die unmittelbare

Nähe der Entscheidung für Aristide Minardi in durchaus anderer — in guter und edler Weise, als noch vor wenigen Stunden.

Könnte er doch stets gut und edel empfinden! So oft er sich bewußt ward, gegen eine dunkle Gewalt in seinem Inneren ankämpfen zu müssen, erinnerte er sich an Sor Riccardos schmerzliches Erstaunen über die Notwendigkeit eines derartigen Kampfes. Wer jedoch war daran schuld? Kein anderer als Sor Riccardo, dessen Wesen ihn beständig zu diesem tiefen Zwiespalt, also zu diesem beständigen Kampf mit seiner Natur drängte, ihn förmlich dazu zwang. Sollte es eines Tags zwischen ihm und Richard Hille zu einer Abrechnung kommen, so wollte der Sohn des Advokaten Lippi dieses Faktors gedenken.

Um die Zeit bis zum Anbruch der Nacht totzuschlagen, begab sich Marco in das neue, nach antikem Muster eingerichtete Bad jenseits vom Tiber. Jünglinge in bunten Togen bedienten den Badenden, der im ‚Caldarium' sowohl wie im ‚Frigidarium' versuchte, einen Hauch antiker Stimmung zu empfinden, und schließlich über diese Karikatur einer altrömischen Therme in die übelste Laune geriet.

Als er bei Anbruch der Dämmerung verdrossen und gelangweilt durch die Stadt schlenderte, leuchteten ihm an Bretterwänden und Hausmauern farbige Riesenplakate entgegen, darauf den Römern angekündigt wurde, daß heute abend neun Uhr im Costanzitheater der illustre Künstler Cavaliere Ermete Zacconi die ‚brillantissima comedia' des berühmten Enrico Ibsen: ‚i spettri' spielte. Eigentlich wollte Marco gerade diesen Abend etwas sehr Lustiges erleben: spukten doch gerade diesen Abend in seiner eigenen Seele Gespenster.

Die Marchesa hatte ihn nach Costanzi in ihre Loge eingeladen, und nach dem Schauspiele wollte er trotz der späten Stunde zur Marchesa gehen, ein Gang, den er nicht zum ersten Male bei Nachtzeit und heimlicher-

weise tat. Es war viel bequemer und klüger, die Einladung anzunehmen und die Dame offiziell in ihrem Wagen nach Hause zu begleiten. Überdies — ‚Die Gespenster‘ ... Es klang so geheimnisvoll.

Marco beschloß also, der sensationellen Vorstellung in der Loge der Marchesa beizuwohnen und den Ruhm tragischer Schauspielkunst, den Cavaliere Ermete Zacconi, als ‚Osvaldo‘ in Ibsens ‚Gespenstern‘ zu sehen.

XVII

„Guten Abend, Marchesa!“

„Da sind Sie ja doch? Jedenfalls werde ich mich jetzt weniger langweilen ... Setzen Sie sich! Nicht dort hinten, sondern hierher, zu mir. Es kommt niemand mehr. Und wenn auch — Sie sollen belohnt werden.“

„Trat Zacconi schon auf?“

„Nein. Sie brauchen erst zuzuhören, wenn er auftritt. Er soll großartig sein.“

In dem dicht gefüllten Hause schien bis jetzt niemand auf das Spiel zu achten, schienen alle auf Ermete Zacconi zu warten. Das Publikum in den Logen unterhielt sich ziemlich ungeniert, und im Parkett lasen viele Herren die Zeitung. Was auf der Bühne vorging, war für das römische Publikum in der Tat herzlich langweilig: ein bürgerliches ‚Interieur‘, bürgerliche Menschen, welche Dinge sprachen, die keinen einzigen unter den vielen Zuschauern interessierten. Wenn Marco auch zugehört hätte, er wäre aus dem Gehörten doch nicht klug geworden. Wozu auch? Niemand kam wegen des Stücks, jedermann nur wegen des Darstellers von ‚Osvaldo‘.

Außer einem Mädchennamen, Regina, war Osvaldo für die Römer der einzige verständliche Name. Alle diese sonderbaren Wesen auf der Bühne hießen auch so wunderlich.

Halblaut mit der Marchesa plaudernd und das Publikum musternd, kümmerte sich Marco kaum um Handlung und Personen. Da war eine alte Dame, ein nicht katholischer alter Geistlicher; und da war — Er fuhr bei dem Anblick des jungen Mädchens erschrocken zusammen.

Sie hieß nicht Vicetta, hätte jedoch so heißen können; denn sie war wie die gestorbene, wie die ermordete Vicetta: ebenso jung, ebenso schlank und fein, mit demselben gelben Haar und weißen Gesicht, denselben blutroten Lippen. Ihr Blick hatte auch etwas ebenso raubtierartiges, beutegieriges, und der Mund schien lüstern nach dem Blut eines Opfers.

Das junge Mädchen lebte in dem Hause der alten würdigen Dame, die eine Witwe war und einen einzigen heißgeliebten Sohn besaß.

Osvaldo war Künstler, hatte in Paris studiert und gearbeitet — sehr fleißig studiert und gearbeitet; denn er war blaß und krank zurückgekehrt zu seiner Mutter, in sein düsteres Elternhaus, darüber irgend ein Unheil zu lagern schien. Zurückgekehrt in sein Vaterland, welches so voll grauer Nebel und dichter Dünste war, daß die Sonne kaum durchdringen konnte. Ein Gespensterland war's!

In dem düsteren Hause bei der alten einsamen Frau, auf deren Seele ein geheimnisvoller Kummer lastete, lebte das beutelüsterne blutgierige Geschöpf mit dem gelben Haar, dem weißen Gesicht und den roten Lippen. Und jetzt lebte darin der aus Paris von einem lustigen Künstlerleben in dieses nebelgraue Geisterland zurückgekehrte blasse kranke Sohn.

Da trat er ins Zimmer: er, Ermete Zacconi! Nicht doch: Osvaldo Alwing trat ein.

Beifall und Zurufe begrüßten den berühmten Künstler. Dann wurde es still. Lautlos ward's. Im Parkett verschwanden die Zeitungen. Das Publikum des Costanzitheaters schaute unverwandt nach der Bühne und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu . . . Dieser im Drama sehr junge Osvaldo war auf der Bühne ein ältlicher Herr, mit langem aschblondem Haar; auf deutsche Art gekleidet: perlgraue Hosen, schwarzer Samtrock, ungestärkter breiter Hemdkragen, lose gebundene rotseidene Krawatte. Also so künstlerisch und genialisch — so geschmacklos germanisch

wie möglich. Dieser Osvaldo des großen Tragöden Ermete Zacconi hatte einen seltsam schleichenden schlurfenden Gang, hatte seltsam zitternde zuckende Bewegungen, eine seltsam stammelnde und stotternde Sprache. Bisweilen fehlten ihm vollkommen die Worte. Er suchte sie mühsam, sagte etwas ganz anderes, als er sagen wollte, suchte angstvoll von neuem.

Und sein Gesicht!

Ein fahles Gesicht mit starren Zügen und Augen, die einen stieren Blick hatten — mit glasigen leblosen erloschenen Augen! Leblos und erloschen erschien der ganze Mensch. Dieser Osvaldo Alwing war gleich im ersten Auftritt ein Schwerkranker, gleich anfangs ein Verlorener, Verrückter.

Im Publikum merkte es jeder; und jeder wunderte sich, daß die Personen auf der Bühne es so gar nicht merkten. Nicht einmal die Mutter sah, wie krank ihr Sohn war. Und dieser rettungslos verlorene Sohn war soeben zurückgekehrt aus dem schönen lustigen Paris —

Wie der junge Mann mit dem schlurfenden Gang, den zuckenden Bewegungen, der stammelnden Sprache und dem stieren Blick das junge Mädchen ansah! Wie seine letzte Lebensfreude, seine letzte Lebenshoffnung. Und wie das schöne Geschöpf mit dem gelben Haar, dem weißen Gesicht und den blutroten Lippen ihn betrachtete! Wie ein Raubtier sein Opfer. Und es war ja doch ein totkranker, ein aufgegebener Mensch!

Aber das wußte nur das Publikum. Der große Tragöde Ermete Zacconi sorgte dafür, daß das Publikum es genau wußte.

— — — — — — — — — — — — —

Allmählich kam für Marco einige Klarheit in den Wirrwarr. Vieles von dem, was auf der Bühne vorging, verstand er trotz aller Aufmerksamkeit auch jetzt nicht, hörte schließlich auf, den Versuch zu machen, es zu verstehen. Denn, was er von der Handlung und den Personen des Dramas begriff, genügte vollkommen, um

seine leidenschaftliche Teilnahme zu erregen, die mehr und mehr zur fieberhaften Spannung wuchs.

Das Dunkel, welches über dem Hause, darin die alte einsame Frau lebte, als Schicksal, als unentrinnbares Verhängnis schwebte, war die Vergangenheit; das war der tote Vater des jungen Künstlers.

Er hatte lustig gelebt, dieser längst verstorbene Herr Alwing! In einem Lande, in dem vor Nebel und Dunst kaum die Sonne scheint, muß der Mensch lustig leben, um — überhaupt leben zu können. An seinem lustigen Leben war dieser Herr Alwing elend zu Grunde gegangen: so jammervoll elend, wie der Mensch nach einem lustigen Leben sehr häufig zu Grunde geht.

An Gehirnerweichung.

In dem düsteren Hause unter dem ewig grauen Nebelhimmel war bei Osvaldos Eltern ein junges lebenslustiges Mädchen gewesen: die Mutter jener Regina, die der Vicetta so gespenstisch glich. Die Mutter war tot, und jetzt lebte bei der alten einsamen Frau die junge lebenslustige Tochter.

Als Osvaldos Vater noch nicht ganz an Paralysis des Gehirns zu Grunde gegangen war, hörte seine Mutter einmal im Hause lautes Lachen: jenes junge lebenslustige Geschöpf lachte, und auch der Herr Alwing.

Lachend küßten sich die beiden . . .

Diese alte Geschichte erzählte die Witwe Alwing dem geistlichen Herrn, der übrigens ein sehr eigentümlicher Herr war. Aber das ging Marco nichts an. Mit angehaltenem Atem hörte er die Mutter von des kranken jungen Mannes Vater reden, der ein sittlich verkommener Mensch gewesen — wie sein eigener Vater es war.

Plötzlich sieht er, wie Osvaldos unselige Mutter Grausen ergreift. Zugleich hört er im Nebenzimmer Lachen und Lärm, hört er Frau Alwing entsetzt aufschreien: „Gespenster!"

Der Sohn tut, was der Vater tat! Der Sohn muß tun, was der Vater tat! Er muß es tun als seines Vaters geistiger Erbe.

Er muß ebenso leben — muß ebenso sterben.

In dem Hause, darüber ein Schicksal liegt, geht es um: Gespenster, Gespenster!

— — — — — — — — — — — — —

Der erste Akt ist zu Ende, der Vorhang fällt, das Publikum rast. Ermete Zacconi muß erscheinen: einmal, zweimal — sechs- und achtmal.

„Was haben Sie? Sie klatschen ja nicht! Zacconi ist großartig, göttlich ... Wie, nein? Sie finden ihn gräßlich? Finden ihn unwahr, unmöglich? Mein Lieber, unmöglich ist das Stück! ... Das Stück finden Sie von einer geradezu furchtbaren Wahrheit? Unsinn, mein Freund! So etwas gibt es nicht ... Fehlt Ihnen etwas? Sie sind totenblaß! Wollen wir gehen?"

„Ich muß das Stück bis zu Ende sehen!"

„Dann benehmen Sie sich vernünftig."

„Wie, glauben Sie, wird das Ende sein?"

„Jedenfalls grausig. Zacconi soll das prachtvoll machen."

„M a c h e n !"

„Vielmehr: er wird der arme Osvaldo bis zum letzten Ende s e i n."

„Dann wird es allerdings fürchterlich werden."

„Also gehen wir."

„Ich m u ß bleiben!"

Marco blieb. Von der Marchesa abgewendet, weit vorgebeugt, als könnte er das Wort von der Bühne dann schneller erhaschen, saß er, sah und hörte — sah und hörte von allen Vorgängen des Dramas nur das eine, das ihn im tiefsten Innern packte und festhielt: d a ß d e r S o h n i n a l l e m s e i n e s V a t e r s E r b e w a r!

Über ihn kam eine Erstarrung, dieses Mal in Wahrheit einer Entgeisterung gleich.

Szene für Szene spielte auf der Bühne das Drama sich ab, und mit jeder Szene wurde das Schicksal der Menschen grauenvoller; denn von Szene zu Szene wurde der Sohn mehr und mehr zu dem, was sein Vater gewesen.

Er mußte es werden mit einer inneren zwingenden Notwendigkeit, einer unerbittlichen Gewalt, vor der es kein Entrinnen, kein Erretten gab.

Das Publikum klatschte Beifall, schrie und tobte.

Das Publikum vom Costanzitheater wußte nichts von Henrik Ibsen, verstand nichts von des Gewaltigen grausigen Gespenstern. Es wollte gar nichts wissen und verstehen. Das Publikum sah nur den Cavaliere Ermete Zacconi, hörte nur den Cavaliere Ermete Zacconi, bei dessen tragischen Jongleurstücken und Virtuosenkünsten sich vor Entzücken wie rasend gebärdend. Als der Sohn seiner Mutter gestand, daß er krank sei, und dabei eine Flasche Sekt nach der anderen neben das Glas über den ganzen Tisch schüttete, tobte das Publikum bei offener Szene; und nicht viel hätte gefehlt, so würde es das Champagnergaukelspiel da capo verlangt haben: „Bis, bis, bis!“

Dann erfuhr der arme Sohn dieses Vaters von seiner ärmsten Mutter, daß er in allem seines Vaters Erbe sei; dann wußte Osvaldo Alwing, daß er wie sein Vater enden müsse: enden als Wahnsinniger, als Idiot.

Bevor er bis zu diesem Allerletzten der wahre Sohn seines Vaters wurde, würde ihm seine Mutter den Erlösungstrank reichen:

„Nein, nein! ... Ja, ja! ... Nein!“

Regina hätte es getan! Das junge Geschöpf mit dem weißen Gesicht und den blutroten Lippen würde ihm diesen Liebesdienst erwiesen haben. Aber da die Schwester nicht Geliebte werden konnte, so sollte heilige Mutterliebe an Osvaldo Alwing vollbringen, was sonst die Hetäre vollbracht hätte ...

In dem Lande ewigen Nebels ging die Sonne auf. Mit dem Grinsen des Wahnsinns sah der Sohn des Toten das goldene Himmelslicht emporsteigen, welches auf dieser Welt Gerechte und Ungerechte bescheint.

Das war das Ende.

— — — — — — — — — — — — —

„Gute Nacht!“

„Sie begleiten mich nicht?“

„Nein.“

„Sie müssen doch soupieren.“

„Muß ich?“

„Sie sind krank!“

„Vielleicht.“

„So begeben Sie sich schleunigst nach Hause, legen sich zu Bett und lassen den Arzt holen.“

„Jawohl, den Arzt.“

„Sie scheinen zu fiebern!“

„Möglich.“

„Nehmen Sie nur gleich Chinin!“

„Sehr wohl.“

„Also gute Nacht und gute Besserung.“

„Danke. Gleichfalls.“

„Ich unterhielt mich vortrefflich. Ermete Zacconi war göttlich . . . Da kommt er zum zehnten Mal.“

Ermete Zacconi! Jawohl, Ermete Zacconi!

Marco überließ dem Lakaien, der Marchesa den Spitzenmantel umzulegen und sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Durch das hinausdrängende Publikum sich rücksichtslos Bahn brechend, hörte er noch immer das Beifallstosen und die gellenden Rufe nach Zacconi. Zufällig aufsehend, gewahrte er durch eine offene Logentür den großen Schauspieler, wie dieser, ältlich und fett, in seiner blonden Lockenperrücke schweißtriefend vortrat und sich dankend verneigte, nach allen Seiten lächelnd, mit einer Gebärde, als ob er das ganze Publikum ans Herz drücken wollte, beide Arme ausstreckend.

‚Gut, daß Sor Riccardo nicht hier war und diesen Osvaldo sah. Für ihn ist mir's am meisten leid; denn jetzt — nach diesem Abend . . . Jetzt weiß ich, daß nichts mir hilft: kein Kämpfen und Ringen; jetzt weiß ich, daß ich meines Vaters wahrer Sohn bin, meines Vaters wahrer Sohn immer war und immer bleiben werde bis ans Ende.‘

Um schnell aus dieser Hölle zu kommen, darin ihm

die furchtbare Erkenntnis geworden, stürzte er aus dem Theater, als ob es in Flammen stünde. Er eilte in die Via Nazionale, warf sich in einen Wagen und fuhr vor Porta del Popolo zu der Stallung, wo er sein Pferd eingestellt hatte.

‚Nicht in Rom bleiben! Hinaus! Nach Frascati! Regina ... Ich meine Lella, die kleine süße zärtliche Lella! Wie glücklich wird sie sein, glückselig ... Wie ich sie küssen will! Mit Küssen ersticken ... Liebe, Leidenschaft! Alles andere ist lebendiger Tod. Mein Vater liebte und lebte. Ich bin meines Vaters Sohn — will es sein!‘

Er verspürte einen Drang, stark wie ein Zwang, den Berg zur Villa Strohl-Fern hinaufzueilen, in sein Atelier zu stürzen, von seiner ‚Sehnsucht‘ das feuchte Tuch abzureißen, um beim blassen Schimmer der Sterne die holde Gestalt zu sehen, deren Urbild sein eigen sein sollte.

‚Lella, kleine süße zärtliche Lella! Arme kleine Lella mit Deiner ungestillten Sehnsucht! Glückselige kleine Lella, da jetzt Deine Sehnsucht erfüllt wird.“

Ihm war's, als müßte ihr Bildnis, wenn er davor stand, beim Sternenschimmer Leben gewinnen, zu ihm niedersteigen und in seine Arme sinken.

Erst jetzt fiel ihm ein, daß der Formator mit dem Abguß bereits begonnen hatte — ohne den Künstler ... Er weckte den Stallburschen und ließ von dem verschlafenen Manne sein Pferd satteln. Freudig wieherte der Rappe seinem Herrn entgegen. Das sollte diese Nacht ein toller Heimritt werden! Ein Ibsenscher Geisterritt durch das Gespensterland der Campagna Roms.

Wie anders war der Ritt nach dem dionysischen Frascati und dem friedlichen Zuhause im Palazzo Micara in jener Sommernacht gewesen, die dem Tage gefolgt war, an dem er seinen ersten Sieg über sich gewonnen hatte ... Gleich einem verlorenen Paradiese lagen jener Tag und jene Nacht hinter ihm — unerreichbar weit.

Vor der Pforte aber, daraus Marco den Garten Eden

verlassen hatte, stand jener unselige Sohn des großen nordischen Dichters, der in allem seines Vaters Erbe war, und durch den Richard Hilles Wahlsohn die Erkenntnis zu teil geworden.

Sein Kampf gegen dunkler Gewalten Spuk war Wahnsinn gewesen! Ibsens ‚Gespenster' hatten Marco das Vergebliche, das Sinnlose seines Kampfes offenbart. Ihm geschah, was jenem Jüngling geschehen war, der in dem Tempel der Wahrheit das verschleierte Bildnis enthüllt hatte.

Aber — den Wahnsinn seines Kampfes erkennend und den vergeblichen Kampf aufgebend, würde er von allem Wahn geheilt sein ...

Als Marco durch Porta Furba ritt, wurde die Nacht stürmisch. Das war ihm lieb. Bei Sturm wollte er durch die Campagna rasen! Hinter ihm lagerte es über dem schwarzen Lande wie ein weißes Gewölk, gleich der Lohe eines gespenstischen Brandes: das erleuchtete nächtliche Rom! Vor ihm schienen die Sterne herabgesunken zu sein und als kleine Flämmlein hin und her zu zucken: die Lichter Frascatis! Sie glänzten so freundlich, friedlich, heimatlich.

Nicht länger mehr heimatlich für ihn und seine Sehnsucht nach Glück und Genuß, seine Begierde nach Leben, nach Lebensgluten, flammenden, verzehrenden —

Sturm in der Seele, Sturm vom Himmel herab! Und er selbst dahinstürmend auf seinem kleinen schnellen prächtigen Renner. Ein Ritt war's wie mit der Windsbraut so rasend und köstlich.

‚Ob die Mutter ihrem Sohn wirklich das Gift reicht?'

Nein. Ja ... Nein, nein! ... Ja, ja, j a!

D i e s e Mutter reichte es d i e s e m Sohn!

Wenn nun er, Marco Lippi, dieser Osvaldo Alwing wäre. Ob dann — da er keine Mutter mehr hatte — ob wohl Richard Hille seinem lieben Jungen die ungeheure Liebestat erweisen würde?

Ja ... Nein ... N e i n !

Richard Hille würde etwas anderes, ganz anderes tun! Richard Hille würde seinen kranken, seinen unseligen Sohn nehmen und zu einer stillen Stätte geleiten: zu einer Stätte des Friedens und der Schönheit. Dort würde er mit dem armen Wahnsinnigen leben und dessen sternenlose Nacht von seiner Liebe durchleuchten lassen. Mit seiner machtvollen Liebe würde er das Gespenst scheuchen, den Wahn heilen, den Kranken wieder gesund machen.

Richard Hille und seine machtvolle Liebe —

Durch das Brausen des Sturmes drang ein gellendes Hohnlachen. Marco Lippi lachte. Er lachte über jene Liebe, die eine Macht sein sollte und die sich in Wahrheit so machtlos erwies wie ein Rohr, daran in letzter Not ein Mensch sich klammert und das wie ein Strohhalm knickt und zerbricht.

Gespenster besaßen Macht über den Menschen! Die Geister Gestorbener tauchten auf aus ihren Grüften, stürmten hervor, faßten den Lebendigen, rissen ihn hinunter — hinunter:

‚Du mußt! Wir sind die Gewaltigen! Wir, die Toten! Also hinunter mit Dir!‘

Mit einem Aufschrei ließ Marco die Zügel fahren. Er wäre kopfüber vom Pferde gestürzt. Aber das kluge Tier blieb plötzlich stehen, heftig schnaubend und am ganzen Leibe zitternd, als verspürte es Geisternähe.

Marco glitt aus dem Sattel zu Boden.

„Mutter!“

Wie ein Verzweiflungsschrei kam es von seinen Lippen, wie ein Schrei in letzter Not nach letzter Hilfe. Aber — seine Mutter half ihm nicht.

Sein Gesicht gegen den Leib der Mutter Erde gedrückt, begann er zu schluchzen, zu weinen.

In dieser herbstlichen Sturmnacht begrub Richards Junge in sich den Menschen, den Richard Hille hatte retten wollen.

XVIII

Vendemnia — Weinlese in Frascati!

Menschen und Natur stehen unter dem leuchtenden Zeichen des Festes der Trauben; Menschen und Natur feiern durch Tage und Wochen Dionysien.

In goldener Herbstpracht rieseln die fruchtreifen Rebengefilde von allen Höhen hernieder. Sie dringen glanzvoll aus dem dunklen Purpur der Kastanienhaine, durchziehen schimmernd das helle Silber der Ölwälder, verbergen sich zwischen haushohen Dickichten nilgrünen Röhrichts, brechen strahlend wieder hervor, füllen mit ihrem Schein alle Schluchten, umwogen weiße Paläste und braune Ruinen, ergießen sich, mächtigen Strömen gleich, über alles Land bis hinab in die unübersehbare Steppe, wo sie plötzlich sich stauen, große gelbe Seen bildend, die in den hier smaragdgrünen, dort rostbraunen Wogenschlag der Campagna verrinnen.

Als schlanke rotglühende Fackeln erheben sich inmitten all des Glanzes die Pfirsichbäume; die Wiesen blühen von späten gelben und weißen Sommerblumen; ein mattviolettes Band herbstlich blasser Zyklamen säumt Wege und Pfade, und der Granatbaum läßt seine vor Reife berstenden Früchte über Hecken und Mauern leuchten.

Durch Tage und Wochen wölbt sich über dieser wunderschönen Welt ein Himmel von tiefem Azur, den der Sonnenuntergang in Gluten auflodern läßt.

In dem bacchischen Lande wimmelt ein emsiges Völklein wohlgestalteter fröhlicher Menschen, die sich die Arbeit unter Lachen und Gesang zum Fest machen. Die bunte Stadt erscheint wie eine einzige lustige Kellerei voll gewaltiger Tonnen. Von Morgen bis Abend wird ge-

spült und geteert, hin und her gerollt. Die riesigen Kufen verengen den Platz um die rauschenden Brunnen und sperren die Gassen. Bereits bei Tagesgrauen ziehen Scharen junger Winzer und Winzerinnen nach allen Himmelsrichtungen in die Vignen, wo in dem goldgelben Laube die roten Kopftücher der pflückenden Mädchen gleich mächtigen Mohnblumen glühen und die schwermütigen Weisen der Ritornelle mit den Lerchenliedern in den Lüften sich mischen.

Ja — Dionysos ist die große gütige Gottheit dieses Landes und dieser Menschen, die in vielen Kirchen und Kapellen zu dem gekreuzigten Heiland beten, der Madonna Wachskerzen opfern und die Heiligen verehren. Aber wenn es Ave läutet, stimmt die Natur selbst einen anderen himmlischen Gruß an: das von Lebensfreude durchbrauste, von Daseinswonne erfüllte glückselige Evoe Bacche!

— — — — — — — — — — — — — —

Zu Sor Riccardos größten Frascataner Freuden gehörte: den Eisenbahnzug, der aus Rom ‚liebe Menschen‘ brachte, von seinem Fenster aus zu beobachten und aufmerksam zu verfolgen, wie der Rauch der Lokomotive bereits unmittelbar hinter Porta Furba sichtbar wurde und als schmales Gewölk zwischen den Aquädukten langsam, langsam sich heranwälzte ... Endlich dampfte der Zug an den Capanellen vorbei, machte endlich in Ciampino halt, um endlich — piano, piano — weiterzuziehen: in sanftem Halbkreis bergan, durch Vignen und Oliveten, um unter dem Fauchen beider Maschinen höher und höher, näher und näher zu kommen.

Erreichte der Zug die Zypressen des Campo santo, so suchte der Professor eiligst Hut und Stock, stürmte zum Hause hinaus, über den Platz, durch die nächste Gasse und die zum Bahnhof führende Treppe hinab. Atemlos unten angelangt, mußte Sor Riccardo teils sich freuen, teils sich ärgern. Von allen Seiten tönte ihm ein freundlich aufmunterndes „Eh, Sor Riccardo!“ entgegen. Diese Begrüßung war Richard Hilles Freude. Aber zugleich

von allen Seiten her die Zurufe der Kutscher, die ihn durchaus den keine fünf Minuten weiten Weg zum Palazzo Micara wieder hinauffahren wollten. Und, auch von allen Seiten, die ragazzi, die infamen Bengels, die ihm mit Gewalt ein Gepäckstück tragen wollten, welches er gar nicht mit sich führte. Diese Angriffe auf seine Persönlichkeit bildeten Richard Hilles Ärger.

Mit derartig gemischten Empfindungen harrte er am Bahnhofsgebäude der lieben Gäste, die der römische Zug unfehlbar brachte; denn gerade das Unfehlbare der Ankunft geliebter Menschen war die Ursache, daß Sor Riccardo den Bahnzug auf seiner langsamen Fahrt mit zärtlichen Blicken begleitete.

Mit diesem Sonnabendnachmittagszuge erwartete er eigentlich nur die drei lieben Frauen aus der Via Rasella. Mit ihnen kam jedoch schon heute Aristide Minardi; und zwar kam er mit einem höchst eigentümlichen Gesicht. Sor Riccardo hatte jedoch zu viel mit den infamen Bengels zu tun, die Paoluccia mit Gewalt ihren Wunderkorb entreißen wollten und die er daher zu ihrem höchsten Vergnügen mit seinem Stocke bedrohen mußte. Er blieb denn auch Sieger über die Bande. Als ob Paoluccia eines Ritters bedurft hätte!

„Lassen Sie doch, Professore! Meine Paoluccia verteidigt sich selbst. Es macht Ihnen freilich Vergnügen.“

„Vergnügen nennen Sie das? Das Gesindel ärgert mich noch zu Tode.“

Dabei lachte der Würdige über das ganze Gesicht und warf dem Gesindel eine Handvoll ‚Soldini‘ hin, welche unvernünftige Tat von Nächstenliebe ihm von den Rangen ein brausendes Evviva einbrachte.

„Herrlich, daß Sie heute schon kommen, bester Minardi! Frascati wird von Tag zu Tag leuchtender, paradiesischer. Sehen Sie nur diese Schönheit! Man glaubt zu träumen. Ich versichere Sie, erst hier, bei diesem Herbstglanz, offenbarte sich mir der Dionysosmythus in seiner ganzen Tiefsinnigkeit: bevor die Natur in den Wintertod verfällt,

lebt sie noch einmal auf, berauscht sie sich am Leben, um rebenbekränzt ‚in Schönheit zu sterben‘ — wie ein modernes höchst fragwürdiges Dichterwort ja wohl heißt ... Nun, Kleine? Du bist ja heute selbst ein Stück mythologischer Poesie: so geheimnisvoll ernsthaft und unirdisch hold! Marco hat recht, wenn er Dich einem antiken Fabelwesen vergleicht. Hoffentlich kommt der junge Herr heute einmal frühzeitig, damit wir einen schönen Abend haben.“

Tante Dora meinte etwas spitz: „Sie freilich können ohne den jungen Herrn keinen ‚schönen Abend‘ haben. Also wird der Abend für Sie nicht schön sein; denn der junge Herr kommt heute abend nicht.“

„War er bei Ihnen?“

„Bewahre! Wie wird er? Lella ist ihm zufällig begegnet. Der hat er's für Sie aufgetragen. Wenigstens wollen wir anderen ohne ihn einen schönen Abend haben. Sogar einen schönen Nachmittag.“

„Jedenfalls wird morgen ein Festtag sein.“

„Natürlich, da morgen Ihr Junge hier sein wird.“

„Da wir alle für morgen von der Familie Micara zur Vendemnia geladen sind. Und wo eingeladen? Aristide Minardi, Sie Bewohner vom Mausoleum des Kaisers Augustus — raten Sie, wo wir morgen Weinlese feiern werden!“

„In der Vigna der Micara.“

„Richtig. Was aber liegt in der Vigna der Micara? Ein gewaltiges prachtvolles antikes Grabmal, fast so gewaltig und prachtvoll wie das der Caecilia Metella. Wer ward in diesem Grabmal, welches aus der letzten Zeit der Republik stammt, begraben? Archäologisch begründet kein Geringerer als der ruhmreiche Feldherr und große Schlemmer Lucullus, dessen Grab fälschlicherweise die Frascataner sich aneignen. In der sogenannten ‚Torre Micara‘, also in dem historisch beglaubigten Grabmal des Lucullus werden wir morgen ein lucullisches Gelage halten ... Was sagt Ihr dazu? Ist das nicht einfach

unerhört und nur in diesem wunderbaren Lande zu erleben? . . . Nun, Tante Dora!“

Tante Doras Begeisterung war denn auch geradezu weißglühend. Selbst Minardi zeigte sich interessiert, das Nymphlein lächelte matt, und nur die realistische Paoluccia verhielt sich gegen eine Gasterei in einem veritablen Grabe entschieden mißtrauisch. Wie konnte man es sich in solchem Speisezimmer schmecken lassen? Und der Herr, der dort begraben gelegen hatte, war sicher kein Heiliger gewesen. Vielleicht nicht einmal ein Christ. Der Archäologe belehrte die Zweiflerin: „Lucullus war ein antiker Heiliger der Kochkunst, also sozusagen Dein Kollege.“

„Konnte er etwa meinen Risotto kochen?“

„Das freilich nicht, dafür aber Pasteten aus Nachtigallzungen; und seine Muränen machte er mit frischem Menschenfleisch fett.“

Jetzt hatte es Sankt Lucullus bei Tante Doras Getreuester verspielt. Voll ehrlichen Abscheus rief die vortreffliche Künstlerin von maccaroni und risotto al sugo: „Che bestia!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Um den morgigen Sonntag, der zur Feier der Weinlese ein Symposion im Grabmal Luculls bringen sollte, ruhigen Gemüts heiligen zu können, mußte der Professor heute noch fleißig sein. Paoluccia half der Signora Micara in der gewölbten saalähnlichen Palastküche — auf deren gewaltigem steinernen Herde für Mutter und Schwester des letzten der Cäsaren gebraten und gebacken worden war — die herkömmlichen Festspeisen bereiten: „zuppa inglese“ und Pfirsichtorte. So geschah's, daß nur Minardi mit Tante Dora und Lella einen Spaziergang machte. Gern hätte Paoluccias Töchterlein den backenden Frauen geholfen; aber Tante Dora entschied: „Du hast heute so wie so Deinen seltsamen Tag. Also hinaus mit Dir! Das wird Dir gut tun.“

Die drei Spaziergänger schlugen die Richtung nach dem Eichenwald von Grotta ferrata ein, kamen zu dem Saum

eines herrlichen Laubwaldes und einem monumentalen Portal, dessen Gittertor weit offen stand. Sie schauten in einen dämmerungsvollen langen Lorbeergang, an welchem zwei antike graue Hermen Wache hielten.

Das offene Tor und der geheimnisvolle Laubgang waren allzu verlockend. Also traten sie ein, gingen an den beiden regungslosen Hütern vorüber und ließen sich von der dunklen Wölbung der Zweige überschatten. Auf den mit smaragdgrünem Moose dicht überzogenen Boden warfen die Strahlen der sinkenden Sonne glühende Lichter, welche wie rubinrote Schlangen die schlanken schwarzen Stämme hinaufkrochen.

Lella war den beiden voraus. Die feine helle Gestalt schritt bei dem Flammenspiel der Abendgluten auf dem Moosteppich unter den feierlichen Lorbeerwipfeln wie ein überirdisches Wesen dahin.

Die schöne Straße führte zu einer freien, noch im vollen Tagesglanz daliegenden Wiese empor; und so schien es Minardi, als schwebte die lichte Erscheinung von ihm und der Erde fort, geradeswegs in den Himmel hinein.

Mehr und mehr bemächtigte sich des Mannes, der den Freunden noch nichts von der bevorstehenden großen Begebenheit verraten hatte, eine starke Bewegung. Jetzt sagte er mit unterdrückter Stimme: „Lassen Sie Lella ruhig vorausgehen. Ich habe Ihnen manches zu sagen."

„Gewiß etwas sehr Ernstes?"

„Montag vormittag erwarte ich die Kommission."

Statt aller Antwort legte die alte Dame ihre Hand auf den Arm ihres Begleiters. Sie tat es mit jener leisen Berührung, wie nur eine Frauenhand sie haben konnte — wie Richard Hilles Hand sie hatte, wenn sie seinem geliebten großen Sorgenkinde über Haupt und Wangen strich.

Lella ging also voraus ... Sie kam zu anderen Toren, die weit offen standen. Diese führten auf grasbewachsene Terrassen mit leeren Marmorbecken und antiken Sarkophagen, in denen die letzten Dahlien und Hortensien

des Jahres blühten. An die Terrassen stießen verzauberte Gärten mit Bosketts von Buchs und Myrthen, in denen bemooste Kapitelle als Ruhestätten dienten, zertrümmerte Bildsäulen einsam standen, von rankenden Rosen in erstickender Umarmung umfangen.

Das junge Mädchen empfand nicht die märchenhafte Schönheit der Stätte. Seitdem Lella wußte, daß sie von Marco geliebt wurde, war ihre Seele in einen Zauberschlaf versunken, darin alles Leben zum Rausch ward, zu einem Traum von Sehnsucht, Erwartung und Hoffnung: der Augenblick würde kommen, wo der Geliebte nach ihr seine Arme ausstreckte, wo sie in seine Arme sank, wo sie ihm folgte, wohin er sie führte; ihm folgte in Unglück, Jammer und Schuld.

„In Unglück, Jammer und Schuld!“

Sie flüsterte diese Worte, ohne ihren Sinn recht zu verstehen. Gab es Unglück, Jammer und Schuld, wenn sie liebte und wieder geliebt ward? Jene Frau, die ihrer Mutter das Leben schenkte, war ihrem Geliebten in Unglück, Jammer und Schuld gefolgt; war ihm gefolgt in den Tod.

„In den Tod ...“

Sie sprach auch das leise aus; und — das verstand sie. Dem Geliebten in den Tod zu folgen, für den Geliebten in den Tod zu gehen — das mußte schön sein; denn auch das wäre erfüllte Hoffnung, gestillte Sehnsucht gewesen.

Sie ging jetzt einen schmalen Weg längs einer hohen Lorbeerwand. Plötzlich öffnete sich diese vor ihr. Das junge Mädchen blieb stehen und stieß einen leisen Ruf des Schreckens, des Staunens aus.

Der Lorbeer wölbte sich zu einer Grotte, darin korinthische Kapitelle ein Ruhebett trugen. Auf diesem lag hingestreckt, wie in tiefen Schlummer versunken, in einen Schlummer voll lieblicher Träume, die antike Statue eines jungen Mädchens. Das Haupt ruhte sanft gebettet, und sie streckte die schlanken, von einem feinen losen Gewebe umhüllten Glieder wohlig aus. Ein Lächeln um-

Digitized by Google

spielte den reizenden Mund. In den Händen hielt sie eine Tänie, einen Totenkranz.

Die Schlummernde war eine Gestorbene ...

Um den Anblick noch wundersamer zu machen, hatte irgend eine freundliche Hand rings um die liebliche Leiche Blumen gehäuft.

Es waren weiße Chrysanthemen, von denen in kurzer Entfernung von der Lorbeergrotte ein ganzes Feld in voller Blüte stand.

So schön war der Tod! So schön konnte er sein, wenn der Mensch jung starb!

Leise, als wäre die Gestorbene doch eine Schlafende, trat Lella in die seltsame Grabkammer. Sie schritt auf die Anmutige zu, blieb vor ihr stehen, schaute sie an, blickte ihr lange in das selig lächelnde Antlitz: „Ob wohl auch Du einen Marco lieb gehabt hast? auch Du von einem Marco geliebt worden bist, dem Geliebten in Unglück, Jammer und Schuld folgend? ... Oder bist Du zusammen mit Deinem Marco gestorben? Für ihn gestorben! Ich frage Dich das, weil Du gar so selig lächelst. Kannst Du nicht aufwachen und mir's sagen, liebliche Schwester?"

Abendsonnenstrahlen huschten über das lächelnde Mädchenantlitz und gaben dem Marmor Lebensglanz. Aber die Lippen, die einen Seufzer zu hauchen schienen, einen Laut des Erwachens nach langem Todesschlaf, blieben geschlossen. Das Geheimnis ihres jungen Todes ewig verschweigend, lächelte die Gestorbene fort und fort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dem immergrünen Grabmal, darin unter weißen Totenblumen die stumme Gestalt aufgebahrt lag, näherten sich Schritte. Lella schrak zusammen. Sie konnte jetzt niemand sehen; denn sie mußte stehen und in das junge marmorbleiche Antlitz schauen, welches ihre eigenen Züge zu tragen schien.

Die Sonne war untergegangen, und der Abend hüllte das Bildnis der Gestorbenen und die Gestalt der Lebenden

in purpurne Dämmerung. Vielleicht schritten die beiden Kommenden vorüber.

Dicht vor der schwarzen Laubmauer des schönsten aller Mausoleen blieben sie stehen. Lella mußte hören, was sie sprachen.

„Er war bei mir und erriet mein Geheimnis. Ich sagte ihm, ich besäße kein Recht, zu lieben, wie Männer lieben, die jung sind und mitten im Leben stehen; ich sagte ihm, es würde von mir ein Frevel sein, wollte ich nach der holden Gestalt meine Arme ausstrecken, sagte ihm, daß sie seiner Jugend gehörte."

„Und er? Antwortete er Ihnen, er liebe das Kind?"

„Er vertraute mir an, daß er Lella — nicht liebe."

„Gestand er Ihnen auch, daß er überhaupt nicht lieben könnte? Nicht sie, und nicht eine Andere! Nicht einen einzigen Menschen auf der Welt, sondern nur sich selbst."

„Marco könnte nicht lieben?"

„Er kann nicht! Verstehen Sie mich wohl: Marco Lippi kann nicht lieben! Aber er kann etwas anderes: er kann unglücklich machen; kann zerstören! Diejenigen unglücklich machen und zerstören, die ihn lieben. Wie Entsagung und alles Gute und Große Ihre Natur ist, so ist jenes Unheilvolle die seine."

„Tante Dora! Liebe Freundin! Sie tun ihm Unrecht!"

„Auf den Knieen wollte ich's ihm abbitten, ihm und dem alten törichten Kinde, der in diesem jungen Menschen sein Seelenheil suchte und fand."

„Sie sind außer sich!"

„Ich bin's! Ihnen, der Sie mir Ihr tiefstes Innere enthüllten, will ich anvertrauen, weshalb ich's bin ... Ich bin außer mir über mich selbst."

„Nein, nein!"

„Ja, ja! Denn ich ließ Richard Hilles Jungen mit meinem geliebten Lellakinde zusammenleben; ich sah das Unglück kommen und — ließ es geschehen. Fast mit Freuden ließ ich's geschehen. Ja wohl: fast mit Freuden!

Eine so schlechte Frau ist Tante Dora, die Gute! Geschehen ließ ich, daß über mein armes holdes Kind dieses Unglück, dieser Jammer kommt."

„Lella liebt ihn sehr?"

„Sie liebt ihn so sehr, daß sie an ihrer Liebe zu Grunde gehen wird. Und ich f r e u t e mich!"

„Wie hätten Sie's aufhalten sollen? Das arme Kind mußte ihn lieben. Stellen Sie sich doch nur die beiden vor!"

„Das ist's ja eben! Ich stellte mir vor, wie Lella, wenn ihre Liebe auch zu nichts führen konnte, dennoch glücklich sein würde; ich stellte mir vor, wie auch ihre unglückliche Liebe zu diesem strahlenden Jüngling ihr das Leben aufschließen würde gleich einer goldenen Pforte, dahinter das Paradies liegt. Ich alte Törin führte mein armes Kind selbst bis an die Schwelle und dachte: ‚Wenigstens soll sie hineinschauen in all den Glanz!' Denn darin eingehen . . . Wer von uns Frauen darf darin eingehen? Nur auf der Schwelle stehen — schon das ist für uns ein Glück! . . . Achten Sie nicht auf mich! Was weiß eine alte Jungfer von solchen Dingen? Aber ich stellte mir's für mein geliebtes holdes Lellakind vor und — ließ es in Gottes Namen geschehen."

„Liebe gute Freundin!"

„Sie sollen mich nicht so nennen! Von allen Menschen Sie am wenigsten. Denn auch gegen Sie beging ich ein großes Unrecht."

„Welche Phantasie!"

„Wenn ich Richard Hille, so lange es noch Zeit war, gebeten und beschworen hätte, mit ihm fortzugehen, so wäre vielleicht noch Zeit gewesen. Und wenn dann Sie gekommen wären; wenn das Kind Sie erkannt hätte; wenn Ihre machtvolle Liebe —"

„Nein, nein! Sie muß der Jugend angehören, dem Lächeln des Lebens."

Aber Tante Dora blieb bei ihrer Ansicht: „Wenn dann Sie für Lella das Lächeln des Lebens geworden wären,

so hätte sie das Glück des Lebens gefunden. Daß meines Kindes Lebensglück zerstört ward, ist meine Schuld. Noch auf meinem Sterbebette werde ich daran denken und mir die Schuld nicht verzeihen."

Nach einer Pause tiefen Schweigens ermahnte Minardi: „Wir sollten Lella suchen."

„Bleiben Sie! Ich muß Ihnen noch das eine sagen. Nicht, um mich zu entschuldigen, sondern um Ihnen zu erklären, weshalb ich's auch sonst geschehen ließ, obgleich ich wußte, daß er nicht lieben kann — nicht kann! . . . Auch seinetwillen ließ ich's geschehen! Ich Närrin dachte: ‚Vielleicht, daß er durch diese rührende Gestalt, diese erste Liebe eines jungen reinen Weibes eine Wandlung seines ganzen Menschen erfährt. Dann wäre es auch für Marco ein großes Glück gewesen. Und für Richard Hille!' Denn erst, wenn die heilige Liebe dieses Mädchens an seines Jungen Seele wie Gottesodem gerührt hätte, wäre Marco Lippis Leben aus Wogen und Wirbeln gerettet gewesen. Und mit ihm zugleich Richard Hille! . . . Und ich dachte weiter: ‚Ein Künstler ist er. Es fehlt seiner Kunst aber die Muse. Du willst sie ihm geben! Dann könnte er auch für die Kunst gerettet werden: durch die Liebe meines armen holden Kindes'. Und nun —"

Und Tante Dora schluchzte jammervoll auf . . . Minardis ernste Stimme sagte voll tiefer Bewegung: „Sie brauchen mir nichts zu erklären. Ich verstehe Sie, verstehe Ihre edle Absicht."

Voller Empörung rief die alte Dame: „Edle Absicht? Sprechen Sie mir nicht von edler Absicht! Sie als Allerletzter! Eine wundervolle edle Absicht von einer alten Jungfer, Unheil zu stiften und mein armes Kind mit meinen sehenden Augen in sein Schicksal laufen zu lassen; nur, damit es erfahren soll, was ich und meinesgleichen niemals erfuhren und was wir vielleicht gerade deshalb für der Frauen Schönstes und Höchstes halten. Auch dann für unser Schönstes und Höchstes, wenn es die

Menschen mit ihrem dummen Geschwätz ‚unglückliche Liebe‘ nennen. Nun kann ich ja dieses Schönste und Höchste an meinem armen Kinde erfahren, ich widerwärtige Närrin!“

Gingen die beiden noch immer nicht? Sprachen sie noch immer weiter? Mußte das Kind, welches so blaß und regungslos war wie das lächelnde Marmorbild des toten Mägdleins, noch mehr hören? ... Und Lella hörte jetzt Minardi die Frage stellen: „Sind Sie wirklich sicher, sich nicht zu irren? Wäre es nicht doch möglich, daß Marco sie —“

Leidenschaftlich unterbrach ihn Tante Dora: „Von Tag zu Tag hoffte ich, daß es möglich wäre und ich mich täuschen könnte, um — erst vor ganz kurzem — zu der Erkenntnis zu kommen, daß es nicht möglich ist. Marco Lippi bleibt Marco Lippi! Er gehört zu den Menschen, die aus ihrer Haut nicht herauskönnen. Weil er nicht lieben kann, so begehrt er; und was er begehrt, das will er besitzen. Wenn Richard Hille wüßte ... Sie lieben ihn ja auch, und Sie lieben mein armes Kind. Aber auch Sie können die beiden vor dieser Erkenntnis nicht schützen.“

„Nein! Auch ich kann die beiden nicht schützen.“

Endlich gingen sie! Lella stand und lauschte auf die langsam sich entfernenden, leise verhallenden Schritte. Dann erst durfte sie sich regen, durfte sie aufschluchzen, aufschreien. Aber ihre Lippen blieben so geschlossen und stumm wie die des Marmorbildes der jungen Toten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille glaubte, Marco könnte doch schon in der Nacht zurückkehren. Er schickte daher die Dienerin zu Bett, zog den Fenstervorhang zurück und zündete alle Kerzen an ... Wenn Marco auf seinem dunklen Heimritt die Lichter Frascatis aufleuchten sah, sollte ihm der Kerzenglanz schon von weitem zurufen: ‚Dort, wo es hell ist, bist Du zu Hause!‘

Die Nacht wurde plötzlich stürmisch. Vom Meere her kam es herangebraust und fuhr heulend um das Haus der Micara, darin die Mutter Napoleon Bonapartes um ihren

toten großen Sohn geseufzt und geklagt, brennende Muttertränen vergossen, heiße Gebete gestammelt hatte. Wie Stöhnen, Seufzer, erstickte Klagelaute klangen die wilden Sturmesstimmen um das hoch über der Campagna gelegene Haus.

Richard Hille ging in den hell erleuchteten Gemächern auf und ab; er lauschte auf die stöhnenden klagenden Stimmen; lauschte, ob er nicht den Laut von Pferdehufen auf dem basaltenen Pflaster vernahm: näher und näher kommend, bis sie vor dem Portale stille wurden, bis der Wartende durch den Sturm die helle junge Stimme rufen hörte: „Da bin ich! Du bist noch auf?“

Jetzt blieb er stehen, trat ans Fenster, schaute hinaus ... Durch die Finsternis schimmerte ihm das weiße Gewölk der Lichter Roms entgegen. Aber schwarz wie menschliche Hoffnungslosigkeit dehnte sich zwischen dem hellen Zimmer und jenem Lichtglanz das nächtliche Land.

Eine jähe Angst stieg auf in der Seele des Einsamen ... Wenn der Erwartete in jener Finsternis läge: vom Pferde gestürzt, aus Wunden blutend, ohne Hilfe, mutterseelenallein! Gewiß würde er des Mannes gedenken, der oben wachend stand; gewiß würde er ihn herbeirufen.

In die Finsternis starrend, bewegte Richard Hille die Lippen, als spräche er zu dem Stöhnen und Ächzen des Windes ein Gebet. Als ob das helfen könnte! Menschengebet helfen gegen Menschenqual und Menschenschuld; helfen gegen den Spuk dunkler Gewalten.

XIX

„Tante Dora?“

„Du bist's, Kind? Schläfst Du nicht längst?“

„Du wachst ja auch noch.“

„Ich muß auf den Sturm hören.“

„Wie er an Fenstern und Türen rüttelt und zu uns hinein will!“

„Wir lassen ihn aber draußen toben und tosen ... Wenn Du nicht schlafen kannst, so komm herein.“

Mit bloßen Füßen, im langen Hemdlein schlüpfte Lella ins Zimmer und schloß die Tür.

„Warte, ich mache gleich Licht.“

„Bitte, nein! Bitte, laß es dunkel ... Darf ich mich zu Dir ans Bett setzen?“

„Soll ich dem Kinde Geschichten erzählen, bis das Kind müde wird und einschläft?“

„Deine Geschichten sind wunderhübsch; und sie sind so lustig. Weißt Du, was ich erkannte?“

„Daß meine lustigen Geschichten für solch junges Ding recht langweilig sind?“

„Daß die Geschichten, die der Mensch erlebt, recht traurig sind.“

„Das erkanntest Du? Schon so bald!“

Die alte Dame richtete sich jäh im Bett auf und sah erschrocken zu dem Kinde hinüber. Sie sah die feine Gestalt im weißen Linnen in dem altmodischen Lehnsessel kauern, konnte jedoch das Gesicht nicht erkennen. Es mußte sehr blaß sein und hatte gewiß sein wehmütiges Lächeln. Leise erkundigte sich das Kind: „Bin ich für die traurigen Geschichten des Lebens etwa noch zu jung? Denke doch an die Geschichte meiner Großmutter.“

„Willst Du mich böse machen, so sprich von dem schlechten Weibe!“

„Ich muß so oft an meine Großmutter denken, obgleich ich weiß, daß es Dir Kummer macht. Ich mache Dir so wie so Kummer genug.“

„‚So wie so‘. Wie sprichst Du nur heute; wie bist Du nur heute?“

„Ganz glücklich. Nicht sehr glücklich; aber doch ganz glücklich.“

„Wenn Du wirklich glücklich wärst ... Kümmere Dich nicht um mich; aber ich muß weinen.“

Lella saß ganz still und hörte auf das Schluchzen der alten Dame. Nach einer Weile sagte sie: „Ich konnte nicht einschlafen, weil ich auf den Sturm hören und dabei so viel denken mußte. Dann stand ich auf und kam zu Dir, um Dir zu sagen, woran ich denken muß.“

„Sage mir's! Vertraue Dich mir an!“

„Ich weiß so wenig davon. Darum komme ich zu Dir und frage Dich ... Wenn ein Mädchen von einem Manne sehr, sehr geliebt wird; von einem Manne, der nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein ganz herrlicher Mensch ist —“

„Sprichst Du von Marco?“

Die Frage klang wie ein Angstruf. Lellas ruhige Antwort lautete: „Ich spreche von Aristide Minardi.“

„Von ihm!“

„Von dem Manne, der ein großer Künstler und ein herrlicher Mensch ist.“

„Ach Kind, am Montag erfolgt die Entscheidung.“

„Ich weiß, und ich weiß noch mehr.“

„Was weißt Du sonst noch?“

„Daß Minardi mich lieb hat: sehr, sehr lieb. Da wollte ich Dich denn fragen —“

„Um Gottes willen, Lella!“

Mit leiser ruhiger Stimme sprach das blasse Kind weiter: „Und da wollte ich Dich denn fragen: ob es mich nicht glücklich machen müßte, wenn — Tante Dora,

wenn ich den Mann, der mich so unaussprechlich lieb hat, glücklich machen könnte! Sage mir's; denn ich weiß es nicht."

Tante Dora sagte es nicht. Sie weinte.

„Wenn Du nämlich meinst, so will ich — So möchte ich Dich bitten, ihm zu sagen — Nicht gleich morgen; aber Montag, wenn die große Entscheidung für ihn fällt ... Sage ihm, daß ich zu ihm emporschaue wie zu der himmlischen Güte selbst; sage ihm, daß ich dafür leben will, seiner Güte und Liebe wert zu sein; sage ihm, daß es für mich ein großes Glück sein würde, wenn er mich an sein edles herrliches Herz nehmen könnte. Mehr als Glück: Hilfe und Rettung wär's für mich!"

„Lella! Was sagtest Du? Hilfe und Rettung? Lella!"

„Es wäre so schön, könnte ich einen anderen Menschen glücklich machen, einen Menschen, der mich über alles lieb hat. Ich würde dadurch gewiß selbst glücklich werden. Willst Du ihm das von mir sagen? Nur nicht schon morgen! Keinem schon morgen! Auch nicht Sor Riccardo und nicht — Marco ... Marco wird sich gewiß freuen, wenn ich glücklich bin."

„Mein Kind, mein armes Kind, mein gesegnetes Kind! Komm in meine Arme, an mein Herz! Lege Dein Köpfchen an meine alte Brust, damit ich Dich segnen kann."

Das junge Mädchen kniete neben dem Bette nieder, ließ sich von ihrer mütterlichen Freundin in die Arme nehmen, ließ sich segnen von Tante Dora, die das Kind bis an die Schwelle eines Paradieses führen wollte, an der sie selbst niemals gestanden hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille war nicht gerade übler Laune; aber er befand sich durchaus nicht in der strahlenden Stimmung, wie er dies nach Marcos glücklicher Ankunft am frühen Morgen hätte sein müssen.

Was sie heute nur haben mochten? Sie alle! Alle waren heute so sonderbar.

Der stürmischen Nacht folgte ein glanzvoller Oktober-

sonntag, und Frascati wimmelte von sonntäglich geputzten, Vendemnia feiernden, sich freuenden Menschen. In aller Herrgottsfrühe läuteten bereits die Glocken, daß die Lüfte Schall geworden schienen. Böllerschüsse donnerten, und lustige Musik ertönte. Bereits in aller Frühe auf den Plätzen und in den Straßen, vor den Trattorien und auf der Passeggiata ein buntes Treiben: Landvolk aus den Marken, aus der Sabina und den Abruzzen; die Männer in dunklen, die Frauen in farbigen Kostümen, wie solche die Bewohner jener wilden Provinzen schon vor Jahrhunderten trugen. In der Menge spazierten junge Frascatanerinnen in hellen schleppenden Gewändern, den gestickten weißen Seidenschal um die Schultern, ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf, mit Goldschmuck behangen. In strenger Abgeschlossenheit von den Herren der Schöpfung, wandelten sie in der Haltung von Königstöchtern, ihren Fächer wie einen Zepter schwingend. Die Frascataner jeunesse dorée stand auf der Piazza und vor Porta Romana beisammen. Nach neuster römischer Mode gekleidet, besprachen die jungen Elegants die Aussichten der Weinernte ihrer Vaterstadt und ließen dabei die Schönen scheinbar unbeachtet an sich vorüberziehen. Aber während sie über die Weinpreise stritten und leidenschaftlich von Geld, ausschließlich von Geld, redeten, machte mancher Jüngling zu seinem eigenen Erstaunen die Wahrnehmung, daß von dem Trio großer Götter: Bacchus, Merkur und Amor, dieser der größte Gott sei.

Alles das war an dem glanzvollen Oktobersonntage gar herrlich! Die Rebengefilde leuchteten; es leuchtete das Meer; es leuchteten die Federbüsche und Silberschnüre der Carabinieri, die sich in voller Pracht majestätisch durch die geputzte Menge bewegten. Von dem Altan des Palazzo Micara aus übersah Sor Riccardo das fröhliche Festtreiben und begriff nicht, was die Menschen, die er zärtlich liebte, an dem wunderschönen Tage ‚denn nur eigentlich haben mochten?‘

Richard Hilles betrübtes Gesicht veranlaßte Tante

Dora schließlich zu der Erklärung: „Was sollten wir haben? Nichts. Vielmehr: sehr viel — da Sie's durchaus wissen wollen. Wir wollten es Ihnen ersparen, bis es vorüber war. Die Sache ist nämlich die, daß morgen die Kommission zu Minardi kommt — endlich! Jetzt wissen Sie's, und jetzt geben Sie sich gefälligst Mühe, uns den schönen Tag nicht zu verderben."

Tante Dora tat derartig entrüstet, als sei es Richard Hilles Lieblingsbeschäftigung, den Menschen, die er ins Herz geschlossen hatte, das Leben zu verbittern.

Also jetzt wußte es Sor Riccardo! Und jetzt geriet er darüber in die größte Aufregung, fühlte sich jedoch an dem strahlenden Tage voller Hoffnung auf einen guten Ausgang der so lang und bang erwarteten Sache; denn: „Noch immer ist Italien das heilige Land der Kunst und der Künstler! (Von den Franzosen und Paris will ich heute nichts hören!) Wenn Tante Dora und ich mitunter etwas zaghaft waren — nur mitunter und nur etwas — so begingen wir damit ein Unrecht an der ganzen italienischen Nation, der wir durch unsere Zaghaftigkeit ein Mißtrauensvotum ausstellten. Ich schlage vor, dieses wonnige Fest der Weinlese als ein gutes Omen zu betrachten und rufe daher schon jetzt: ‚Evviva unser teurer Meister Aristide Minardi, den wir lieben und der zu uns gehört!'"

Lachenden Auges und dabei zuckenden Mundes lief das alte Kind zu Aristide Minardi, schüttelte ihm beide Hände, umarmte ihn; handschüttelte und umarmte wieder und wieder. Er mußte auch Tante Dora an sein Herz drücken, mußte das Nymphlein auf die blasse Stirn küssen, Paoluccia schalkhaft zunicken und Marco freudestrahlend zuflüstern: „Sei heute ja recht glücklich, mein Junge!"

Aber Marco schien heute nur Augen und Sinn für Lella zu haben, sie mit heißen Blicken betrachtend. Wo er irgend Gelegenheit fand, näherte er sich ihr und raunte ihr mit vor Leidenschaft erstickter Stimme zu: „Kleine Lella! Liebe Lella! Liebe süße Lella!"

Das blasse Kind wich nicht aus, hielt tapfer stand, bei jedem ihm zugeflüsterten zärtlichen Worte innerlich erbebend, als träfe es ein glühender Pfeil; bei jedem heimlichen heißen Blick des Geliebten denkend: „Er liebt mich nicht; denn er kann nicht lieben! Er begehrt mich nur; denn er kann nur begehren!“

Nachmittags war großer Auszug von Palazzo Micara: die Damen in Frascatis eleganteſtem Landauer, die Herren hoch zu Roß. Welche Kavalkade! Die drei jungen Söhne Micara und Marco glichen einem zweifachen Dioskurenpaar; Aristide Minardi saß stattlich und würdevoll wie ein römischer Ritter zu Pferde, und selbst Richard Hille, auf dem sanftesten Mietsgaul thronend, der auf seinem geduldigen Rücken Damen aller Nationen nach Tusculum hinaufgetragen hatte — selbst der Buonissimo machte heute in einem funkelnagelneuen silbergrauen Herbstanzuge keine ganz so unglückliche Figur wie an anderen, weniger festlichen Tagen.

Vorbei ging's an der terrassenreichen Villa Torlonia; vorbei an der köstlichen Villa Palavicini und der traumhaften Villa Muti. Und jetzt auf antiker Straße durch hochstämmigen Ölwald, der die Reiter aufnahm wie ein Silbergewölk.

Der schöne Baum der weisen Göttin hing so voller Früchte, daß die Zweige sich bogen. In dem lichten Laubwerk glänzten die edlen Beeren in allen Schattierungen, die der Reife vorangingen, vom zartesten Braun und Violett bis zum schwärzlichen Blau, den frühlingsgrünen Rasen mit abfallender Fruchtbarkeit verschwenderisch überschüttend.

Plötzlich, inmitten dieses Hains der Minerva, ein von blühenden Rosenhecken eingefaßter Weg, der zu einem goldigbraunen turmhohen Rundbau führte: zu der Torre Micara, dem echten archäologisch beglaubigten Mausoleum Luculls!

„Tante Dora, Marco, seht nur! Der Ölwald scheint ausgeholzt zu sein, um dem Grabmal Platz zu machen.

Seht die Rosen! Die Lieblingsblume Luculls umblüht noch nach zwei Jahrtausenden seine Gruft. Welch ein Bau! Ihr müßt nämlich wissen, daß seine Basis noch viele Meter tief im Boden steckt ... Kommt hierher! Seht! Das Dach ist eingestürzt, und der Himmel wölbt sich darüber. Auch im Innern alles Rosen: die Rosen Lucullls! Eine ganze Landwirtschaft hat sich in dem Grabe eingenistet: Pächterhaus, Stallung, Hühnerhof ... Der turmähnliche Aufbau stammt natürlich aus dem Mittelalter, wo das Mausoleum den tusculanischen Grafen als Festung diente. Er wurde aus Trümmern des Grabmals errichtet ... Seht die eingemauerten Inschrifttafeln, die Gebälkstücke, die Fragmente von Statuen!"

Als die Gesellschaft in jenen den Ölwald durchziehenden Rosenweg einbog, gaben die drei Söhne Micara ihren Pferden die Sporen und sprengten ihren Gästen voraus, anzusehen wie Helden aus der Äneide. Sie wurden von einem Rudel mächtiger schneeweißer Wolfshunde begrüßt, die unter Freudengeheul an den Pferden zu ihren Herren hinaufsprangen. Ein kurzer gebieterischer Zuruf machte die wilden Tiere zahm wie Mäuslein.

Durch den Torbogen stürmten die drei Jünglinge in das Grabmal, sprangen aus dem Sattel und traten sogleich wieder heraus, um als Wirte die Gäste zu empfangen. Sie verrichteten die Zeremonie mit solchem freien Anstand, als ob Königssöhne Könige begrüßten.

„Von allem Wunderbaren ist dies das Wunderbarste!"

Was Richard Hille in seiner Begeisterung so nannte, war die Tafel, zu der die Gäste von den drei Epheben geführt wurden. Sie war in der Mitte des Grabmals gedeckt: an der nämlichen Stelle, an welcher der Sarkophag des großen Feldherrn und noch größeren Schlemmers gestanden hatte. Als Tisch diente eine mächtige, über vier Kapitelle gelegte Marmorplatte und als Tischtuch herbstliches Weinlaub, gleich einem Gewebe aus Purpur und Gold leuchtend. Unter den Festspeisen befanden sich Schinken und Salami, Feigen und Pfirsiche; und als

Prachtstück der Tafel paradierte ein hoher Aufbau von Trauben. Zwischen diesen Genüssen standen strohumflochtene Flaschen, mit buntem Weinlaub bekränzt. Weil es an Stühlen mangelte, hatten die Knechte antike Gebälkstücke herbeigeschafft und darüber denselben königlichen Teppich gebreitet, der den Tisch deckte.

Ein lucullisches Mahl im Grabmal Luculls!

Aus der Vigna tönten die Gesänge der Traubenpflückerinnen herüber, die in der Erntezeit auch Sonntags nicht feierten; und im Ölwald spielte ein Hirtenknabe die Rohrpfeife . . .

Marco saß an Lellas Seite, so daß es den Anschein hatte, als gälte das dionysische Fest diesen beiden jungen schönen Menschenkindern. Durch die bewundernden Blicke, mit denen die Söhne Micara Lellas Liebreiz huldigten, und durch die freundschaftlich-schelmischen Worte der guten Dame Micara verrieten die Wirte ihren Gästen ihre Gedanken: ‚Was für ein entzückendes Paar haben wir unter uns!' Die Vorstellung, sie hielten ihn und Lella für heimliche Liebesleute und ein zukünftiges Brautpaar, wirkte auf Marcos entflammte Sinne mehr als der feurige Wein, der dem seligen Lucullus zu Ehren reichlich floß. In seiner Dionysosstimmung glich Richards Junge mit seinem leuchtenden Antlitz dem Gott, den heute das Volk der Albanerberge als seinen Schutzheiligen feierte. Es fehlte ihm nur die Krone aus Weinlaub oder — der Kranz aus rauschbeschwörendem Eppich.

‚Ich hätte es ihm und allen schon heute sagen müssen, ehe neues Unheil entsteht' — mußte Tante Dora beständig denken. Ihr Platz war neben Minardi, der heute etwas von dem Entfremdeten und Entfernten früherer Zeiten hatte und nichts ahnte von dem großen Glück, das ihm schon der nächste Tag bringen sollte.

Da sie des kommenden Tages gedachte, wurde der alten Dame angst und bang zu Mut: die Erfüllung eines Menschenschicksals fiel zusammen mit der Entscheidung über das Schicksal des Künstlers. Welches Geschick würde

von beiden das glücklichere sein? ... Als wären sie zu trennen gewesen!

Für Richard Hille gab es so viel des Absonderlichen in diesem Speisesaal, dessen Kuppel der Saphir des Himmels bildete, daß er erst jetzt die Kirschbäume gewahrte. In voller Herbstpracht erglühend, standen sie mit scharlachrotem Laub am Eingang des Grabmals, wie eine Reihe flammender Fackeln lodernd.

„Seht die Kirschbäume! Teure Signora Micara, wie kommen gerade Kirschbäume hierher in das Grabmal Luculls?“

Lächelnd erzählte die würdige Matrone die Geschichte dieser Bäume: „Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß dieser Lucullus (‚questo Lucullo‘), der ein schwerreicher Mann war (‚un millionario‘), der erste gewesen, der die Kirschbäume aus Asien nach Europa gebracht hat. Hier nun, auf seiner Meierei — ihm gehörte ringsum alles Land — hat er sie gepflanzt; denn er war ein Herr, der gutes Essen und Trinken mehr liebte als die Heiligen und die Madonna. Als diese Kirschbäume noch nicht standen, wo sie jetzt stehen, haben wir, der selige Micara und ich, einmal im Frühling hier gesessen, Kirschen gegessen und dabei von dem Signore Lucullo gesprochen. Wir waren ein junges Paar, und was das sagen will, werden einige von unserer Gesellschaft gewiß sehr bald wissen. Es war ein heißer Tag, und mein junger Ehemann verspürte heftigen Durst. Ich hatte die Kirschen heimlicherweise mitgenommen, und jetzt zeigte ich sie ihm. Da hätten Sie sehen sollen, wie gierig er nach den süßen saftigen Früchten langte. Ich aber — boshaft, wie wir Frauenzimmer nun einmal sind — gab sie ihm nicht, sondern vor seinen Augen steckte ich sie eine nach der anderen in meinen Mund. Ich hielt sie zwischen meinen Lippen, und weil er vor Durst schier verschmachtete, stahl mir der Schelm die Kirschen von den Lippen fort, behauptend: er wolle mich küssen, und versichernd: auf der ganzen Welt gäbe es keine solche süßen saftigen köst-

lichen Kirschen, als wie er in dem Grabmal dieses Signore Lucullo pflückte, der sich auf seiner lieben Meierei hatte begraben lassen. Ich lachte den Schmeichler aus. Heimlich jedoch bewahrte ich die Kerne, und heimlich pflanzte ich sie dort beim Tor. Jetzt stehen die Bäume bald dreißig Jahr, und in ganz Frascati gibt es keine solche süßen saftigen köstlichen Kirschen, als —"

Länger hielt es Richard Hille nicht aus. In heller Begeisterung rief er: „— als aus den Küssen zweier junger verliebter Leute im Grabe Luculls aufgingen! Gesegnet die Küsse, die solche Frucht tragen! Söhne und Sohneskinder aller zukünftigen Generationen der Micara werden die Küsse jener beiden Liebenden segnen und ihrer bei jedem Kirschenschmause gedenken ... Ich schlage vor: alle jungen Liebespaare Frascatis sollen zur Kirschenzeit nach dem Grabmal Lucullś eine Wallfahrt unternehmen, und der Liebende soll daselbst die süßen saftigen köstlichen Früchte von den Lippen der Geliebten pflücken zum Angedenken jenes allerersten Kirschenpflückers an diesem wonnigen Ort."

Mit diesem Vorschlag war die Signora Micara jedoch durchaus nicht einverstanden; denn: „In Frascati gibt es mehr verliebtes Volk als Kirschen an unseren Bäumen. Was bliebe für uns übrig?"

Von roten Frauenlippen süße köstliche Früchte pflükken —

Das hieß jung sein! Das hieß seine Jugend fühlen, seine Jugend genießen! Leben hieß es! Um zu leben, ward der Mensch geboren. Der arme Oswald Alwing, dem die Sonne aufging, als in seiner Seele die Nacht des Wahnsinns anbrach, der tragische Sohn, dem seine Mutter den Schlummertrank reichen sollte, hatte sein bißchen Leben mit seinem Untergang büßen müssen ... Marco Lippi war nicht Oswald Alwing. Und so wollte er denn einen anderen Kelch an seine durstigen Lippen setzen; wollte er trinken und trinken, bis er trunken vom Leben war.

Die Tafel in der Grabrotunde wurde aufgehoben ... Da in Richard Hilles Seele der Archäologe sich nicht länger zurückhalten ließ, so ging er, um nach antiken Funden zu spüren. Am liebsten hätte der Mann mit den Knechten sogleich eine Ausgrabung begonnen, um womöglich die Gebeine dieses ‚Signore Lucullo‘ zu finden, der noch nach seinem vor zweitausend Jahren erfolgten Tode guten Menschen in seinem Grabmale Festfreuden bereitete.

Jetzt schlugen die Söhne Micara vor, die Traubenpflückerinnen zu begrüßen und die in ihrer Oliveta gelegenen sogenannten Grotten Lucullis zu besichtigen: die Ruinen sollten zu der Villa des großen Schlemmers gehört haben, und es war anständig, dem Wirt in seinem Hause einen Besuch abzustatten.

„Ich muß mit Dir reden! Noch heute! Sogleich! In den Grotten! Hörst Du: ich muß! Bleibe also in den Grotten zurück und warte auf mich. Noch heute mußt Du —“

Marcos heimliches Flüstern wurde von einem rasenden Geschrei unterbrochen, einem Geheul. . . . Sie betraten soeben die Weingefilde, daraus die Pflückerinnen ihnen entgegenstürzten, einem Schwarme Mänaden gleich. Sie hielten in hoch erhobenen Händen Trauben, mit denen sie den Gästen der Micara heftig zuwinkten, dabei jene bacchantischen Rufe ausstoßend.

„Sind die Weiber verrückt geworden?“

Aristide Minardi beruhigte die aufgeregte Tante Dora: „Was Sie jetzt erleben werden, ist eine uralte lateinische Sitte.“

Mißtrauisch erkundigte sich die Gelehrte: „Was soll ich erleben?“

„Die Traubensalbung.“

„Das klingt ja ganz nach Antike. Und Richard Hille ist nicht dabei!“

Die Bacchantinnen stürmten mit wilden Gebärden heran, warfen sich vor den Gästen zu Boden und zer-

drückten auf deren Schuhen die Trauben. Vor jedem Gesalbten sangen sie einen Spruch ab, der in einem getragenen feierlichen Rhythmus erklang. Marco erhielt folgende seltsame Strophe:

Mit Trauben, blutroten,
Mit rinnendem Safte der Reben
Salben wir dich dem Leben
— Laß tot sein die Toten!

Der junge Mann stand, als wären seine Füße an den Boden gefesselt, ließ die symbolische Handlung an sich vornehmen, ohne sich zu regen, hörte die eigentümlichen Worte in der feierlichen Weise gesungen, dachte: ‚Dergleichen kann der Mensch also wirklich erleben! Was ich in geheimster Seele fühle, was die letzte Nacht in mir zum klaren Bewußtsein brachte, das sprechen diese wilden Frauen aus, weisen Sibyllen gleich, die das Schicksal der Menschen ergründen und verkünden! ... Und neben mir steht die Geliebte, von deren süßen Lippen ich heute Leben schlürfen will, die Toten tot sein lassend.‘

Ganz im Banne des phantastischen Auftritts, der mit einer reichlich ausgeteilten Geldspende belohnt wurde, begab sich die Gesellschaft tiefer in die Rebengefilde hinein, daran der Ölwald stieß: Stamm an Stamm, aus mächtigen Wurzeln emporwachsend, vielfach zerspalten und geborsten, gewunden und gekrümmt gleich einem Kunstwerk aus altem Silber. Jeder Stamm trug wundervoll ziseliertes silbernes Gezweig, daran, aus Edelsteinen gebildet, die Früchte hingen: Saphir und Rubin, Amethist und acqua marin. Es war ein Zauberhain.

Die Grotten Luculls bestanden in einem Labyrinth von Gängen und Portiken, von Hallen und Sälen und stiegen mehrere Stockwerke auf. Die Natur hatte von der zertrümmerten und versunkenen Pracht Besitz ergriffen und triumphierenden Einzug in die Ruinen gehalten. Sie umhüllte die zerbröckelnden Mauern mit Kaprifolium und Rosen, überwölbte die deckenlosen Ge-

mächer mit Efeu, füllte die zur Hälfte verschütteten Säulengänge mit wilden Gärten und vergoldete die Reste der Terrassen mit der Blüte des Ginsters.

Noch führten Treppen von einem Stockwerk zum andern, und die Stufen schmückte noch die alte kostbare Marmorbekleidung, die auch vielfach an den Wänden erglänzte. Die führenden Jünglinge zeigten ihren Gästen wohlerhaltene Mosaikfußböden: auf weißem Grunde schwarze Arabesken von hellenischer Anmut.

Es wurde Lella leicht, sich unbemerkt von der Gesellschaft zu entfernen ... Marco hatte ihr zugeflüstert: er müsse sie sprechen! Also mußte sie tun, was er ihr gebot. Nur heute noch mußte sie das! Bereits morgen wurde sie vor ihm, der sie nicht liebte, sondern begehrte, von einem Manne geschützt, dessen machtvolle Liebe sie allen bösen Gewalten abringen würde.

Sie stieg die eingesunkenen Treppen hinauf, Räume durchschreitend, darin geheimnisvolle Dämmerung herrschte. Aus der Höhe herab fiel ein mystischer Schein: das Tageslicht, das durch die eingestürzten, von Efeuranken umzogenen Wölbungen brach. Im höchsten Stockwerk angelangt, trat sie plötzlich ins Freie. Es war eine lange schmale Terrasse, sich wie ein turmhoher Wall in den Olivenhain hineinziehend. Auf dem engen Raume, der wie ein Steg durch die Lüfte führte, schritt sie vor, weiter und weiter. Ihr zur Rechten und ihr zur Linken gähnte die Tiefe, zu der die Silberflut der Ölbaumwipfel aufschlug.

„Lella!“

Plötzlich hörte sie leise leise ihren Namen rufen. Er tönte aus der Tiefe zu ihr empor: flehend, zärtlich, leidenschaftlich.

Dem Rufe folgend schritt sie vor, weiter und weiter ...

Jetzt stand sie wie auf einer Klippe, unter sich den Abgrund. Jetzt sah sie ihn! In der Tiefe stand er, streckte beide Arme zu ihr empor, rief leise leise ihren Namen: flehend, zärtlich, leidenschaftlich.

„Lella! Bleib stehen! Rege Dich nicht!“

Plötzlich eine andere Stimme: die Stimme Aristide Minardis! Ruhig gebietend, und doch durchzittert von Todesangst.

Ihres Retters Stimme!

Sie gehorchte der Stimme ... Ohne sich zu regen, stand sie auf der Klippe hoch über dem Abgrund, ein Lächeln um den leicht geöffneten Mund, das Haupt ein wenig erhoben, mit weit offenen Augen hinausschauend ins Grenzenlose, Unendliche — das lebende Bildnis von Marco Lippis ‚Sehnsucht‘.

Aber die gebieterische ruhige und doch von Todesangst durchzitterte Stimme ihres Retters hielt sie zurück von ihrem Ikarusflug.

— — — — — — — — — — — — — —

Unbekümmert um die Nähe Minardis war Marco in die Grotten gestürzt. Er stürmte die Treppen hinauf. Im höchsten Stockwerk, dort, wo es auf die lange schmale Terrasse hinausführte, trat ihm Lella entgegen. Aber als er sie an seine Brust reißen wollte, sagte sie: „Ich bin Aristide Minardis Braut. Du darfst mich nicht küssen.“

Mit einem Aufschrei wich er von ihr zurück ... An ihm vorüber stieg sie hinunter.

Sie war dem Ruf des Geliebten nicht gefolgt, sie hatte sich nicht von seinen Armen umschlingen, von ihm sich nicht küssen lassen. Sie war die Braut Aristide Minardis, würde diesem folgen, würde den Mann, der sie liebte, beglücken und dadurch selbst glücklich werden.

Indem sie dies dachte, fiel ihr plötzlich das tote Mägdlein ein, dessen Marmorbild in der immergrünen feierlichen Grabkammer ruhte und welches im Tode lächelte, als träumte es seligen Traum.

Wer auch so schön träumen — auch so schön tot sein könnte!

XX

Bis an des Abgrunds Rand führte der Spuk dunkler Gewalten das Kind, dessen Seele tot war, dessen Lippen aber das Lächeln der Erlösten umspielte ...

Im Palazzo Micara wieder angelangt, berichtete Lella Tante Dora: sie hätte es Marco gesagt; also müßten es auch die anderen bereits heute erfahren. Die alte Dame nahm das Kind bei der Hand, führte es zu Minardi und verkündigte diesem, daß der Mensch nicht allein sein sollte.

Zuerst wollte Aristide Minardi die Botschaft nicht glauben, stand bleich und bebend, wagte nicht, die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, zu berühren. Als er zu verstehen begann, kam es über den starken Mann, daß Tante Dora aus dem Zimmer schlich; denn sie besaß nicht das Recht, Zeuge zu sein, wie eine Menschenseele, die nichts beugen konnte, vor der Gottheit lag und zu dieser anbetend emporjauchzte: Herr, Herr! Ich bin ja auch ein Geschöpf, und Du schenktest Deinem Geschöpf, was den Menschen erst zum Menschen macht: schenktest mir aus Deinen offenen Himmeln herab die göttliche Liebe und das heilige Glück!

Tante Dora suchte ihre treue Paoluccia auf, der sie sagte: „Deine Tochter ist Braut."

„Marco Lippis Braut?"

„Die Braut Aristide Minardis."

Da kam's denn heraus! Die ganze Zeit über hatte Paoluccia unerschütterlich geglaubt, ihrer Tochter Schicksal würde dasselbe sein, wie das ihrer Mutter gewesen; denn: „Dagegen hätte das Kind sich nicht wehren können; kein Kampf und kein Gebet hätte dagegen geholfen! Das Schicksal eines Menschen liegt in seinem

Blut; und des Menschen Blut ist stärker als dieser. Das Blut ist wie der böse Blick: der böse Blick bekommt auch Gewalt über die Seele ... Wenn sie mich nach ihrer Großmutter fragte; wenn sie alles wissen wollte: ‚alles‘, und wenn sie mich dabei ansah ... Immer und immer glaubte ich: die wird, wie die Großmutter war!“

Tante Dora rief voller Empörung: „Und Du hättest es geschehen lassen, daß Dein Kind unglücklich wurde!“

„Was konnte ich tun, wenn es doch einmal in ihrem Blute lag? Gegen die Macht des Blutes im Menschen hilft nicht, daß Jesus Christus am Kreuz sein Blut für die Menschheit vergoß.“

Tante Dora sank auf einen Stuhl, starrte entsetzt auf ihre alte Getreue und stammelte: „Das sagst Du, die Du eine fromme Christin bist? Das sagst Du, die Du ein Menschenalter mit mir zusammengelebt hast? Was Du hättest tun sollen? Deine Tochter nehmen und mit ihr fortgehen.“

„Von Ihnen fortgehen?“

„Von mir fortgehen. Freilich!“

„Lieber hätte ich meine Tochter werden lassen, was meine Mutter geworden war!“

„Paoluccia! Ach Du! Paoluccia!“

Paoluccia kniete neben ihre alte Herrin nieder, nahm sie in die Arme wie ein kleines Kind, streichelte ihr Stirn und Wangen und weinte mit ihr, weil sie ihre Herrin nicht zu verlassen brauchte und weil ihre Tochter nicht Marco Lippis Geliebte, sondern Aristide Minardis Braut geworden war.

Wenn Tante Dora gerührt war, mußte sie sich aus ihrer Rührung heraus helfen; und um das leichter zu können, mußte sie böse werden. So schalt sie denn heftig: „Was für Unsinn ist das alles! Du bist doch eine ganz miserable Person! Mir zuliebe, solcher alten Jungfer zuliebe, hättest Du an Deiner leiblichen Tochter, an meinem süßen Lellakinde, beinah etwas ganz Schreckliches und Scheußliches begangen ... Gut, daß Dein un-

sinniges Geschwätz kein anderer gehört hat! Du bist doch im Grunde genommen ein verständiges Frauenzimmer, und bist dabei gerade so abergläubisch wie alle diese dummen römischen Weiber sind, die nicht lesen und nicht schreiben können, von Gott und der Welt nichts wissen, sich Traumbücher halten und Lotto spielen. Du hältst Dir auch ein Traumbuch und spielst auch Lotto, bist also gerade solch dummes römisches Weib! Ich wollte: Du träumtest Dir das Alpdrücken an und spieltest Dir das Hemde vom Leib ... Ja wohl, ja! Das wollt' ich!"

Nach dieser höchst unchristlichen Äußerung — doppelt unchristlich, weil die Erfüllung letzteren Wunsches aus Paoluccia eine Eva gemacht hätte — verließ die alte Dame die Brautmutter in einer etwas weniger erregten Verfassung, um die große Neuigkeit Richard Hille mitzuteilen. Aber gewiß war Marco, den sie seit dem Gastmahl in der Grabrotunde nicht gesehen hatte, ihr damit zuvorgekommen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Marco war von Torre Micara überhaupt nicht zurückgekehrt, sondern hatte durch die Mutter der drei Gracchen seinen Leuten sagen lassen: er wäre schon am Abend nach Rom geritten, um in aller Frühe den Abguß seiner Figur zu beaufsichtigen. Sie sollten ohne ihn einen vergnügten Abend feiern ... Also konnte Tante Dora die Überbringerin der Sensationsnachricht sein. Es war ein großer Augenblick in ihrem Leben, als sie ihrem alten Freunde sagte: „Unser geliebtes holdes Lellakind hat sich mit Aristide Minardi verlobt! ... Starren Sie mich doch nicht an, als ob ich Ihnen meldete, die kapitolinische Venus sei plötzlich eine häßliche alte Jungfer geworden. Freuen Sie sich doch mit uns!"

Trotz dieser mit höchster Energie gemachten Aufforderung stammelte Richard Hille bleichen Gesichts: „Lella verlobt mit Minardi? Kurz vor dem Besuch der Kommission! Vor dem Tag der Entscheidung! Und ich soll mich so ohne weiteres freuen? Mich freuen, wo Marco gar nicht nach Hause kam, sondern mitten in der Nacht

nach Rom reitet ... Sie wissen eben nicht, was ich weiß. Wenn Sie's wüßten, würden Sie mich nicht mit Vorwürfen überhäufen, weil ich jetzt einfach fassungslos bin."

„Was wissen Sie, was ich nicht wissen sollte?"

„Daß Marco die Sache längst voraussah."

„Diese Verlobung hätte Marco vorausgesehen?"

„Und war eifersüchtig auf Minardi und brachte diesen trotz seiner Eifersucht wieder zu uns ins Haus ... Jetzt stehen Sie da wie Loths Weib ... Sehen Sie jetzt vielleicht ein, wie sehr Unrecht Sie meinem Jungen taten und welch ein prachtvoller Junge er ist?"

Tante Dora wollte sich den biblischen Vergleich ernstlich verbitten; denn ‚dieses neugierige Frauenzimmer' war ihr von jeher zuwider gewesen. Aber ihr war zu Mute, als ob sie Richard Hilles Jungen wirklich etwas abzubitten hätte, und diese Erkenntnis — diese Erkenntnis gerade zu dieser Stunde! — machte auf sie einen überwältigenden Eindruck. Die von ihr verlangte Ehrenerklärung Marcos wollte sie auf öffentlichem Markt mit erhobenen Händen ablegen, wenn sie Richards Jungen Unrecht getan haben sollte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fuhren sie alle nach Rom; denn auch Richard Hille wollte in der Nähe sein, wenn im Grabmal des Augustus die Entscheidung gefällt, das Urteil gesprochen ward. Von der kleinen Gesellschaft war Minardi der Ruhigste — was die Kommission und die Entscheidung anbetraf; denn in allem übrigen zitterte in ihm eine Erregung, die den ganzen Mann niederzuwerfen drohte. Wenn er jedoch Lella ansah — und er tat nichts anderes — so leuchtete aus seinen Augen ein Glück, als ob er ein neugeschaffener Mensch sei, der mit emporgestreckten Armen zum ersten Male die Sonne scheinen sah.

Er bat die Freunde, nicht mit ihm zu kommen, da er den Herren der Kommission gegenüber seine Ruhe bewahren müßte. Wer weiß, wann diese eintreffen würden. Das Warten würde ihn noch mehr aufregen, wenn er wüßte,

daß in der Nähe Lella bangte und hoffte. Und überhaupt wollte er heute allein sein: den ganzen Tag über allein! Erst am Abend, zu seiner gewöhnlichen Stunde, wollte er in der Via Rasella erscheinen, um seiner Braut und den Freunden die frohe Botschaft zu bringen, daß fortan auch der Künstler in ihm leben sollte, wie jetzt der Mensch lebte.

Am Bahnhof trennten sie sich also. Minardi nahm einen Wagen, während die vier den nahen Weg nach Hause zu Fuß zurücklegen wollten. Sie standen vor dem Bahnhofsgebäude bei dem Obelisken, der den Opfern der Schlacht von Adua als Ehrendenkmal gesetzt war, und schauten dem Fortfahrenden nach. Minardi erhob sich im Wagen und grüßte lebhaft zurück.

Wie er im Glanze des Tages hoch aufgerichtet dastand, sah er prachtvoll aus. Er schien über Nacht wieder jung geworden, schien zum ersten Male in seinem Leben jung zu sein. Sein neues Leben leuchtete von seiner Stirn; blitzte aus seinen Augen. Seine Blicke hefteten sich auf seine liebliche Verlobte mit dem inbrünstigen Ausdruck eines Beters, der die Gottheit anfleht, ihm die himmlische Erscheinung nicht gleich wieder entschwinden zu lassen.

Wie Richard Hille und Tante Dora den Freund in diesem Augenblick sahen: so stolz und strahlend behielten sie sein Bild im Gedächtnis; und das noch zu einer Zeit, da sie Aristide Minardi als einen anderen sehen mußten: als einen Mann, der jenem herrlichen Menschenbilde mit dem Leuchten der Unsterblichkeit auf seinem Antlitz in keinem Zuge mehr glich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille sowohl wie Tante Dora hegten, ohne daß es einer dem anderen gestand, die Absicht, gleich am Vormittage Marco in seinem Studio aufzusuchen, welches dieser so verschlossen hielt, als ob das umblühte Haus im Garten der Villa Strohl-Fern ein Mausoleum und er Aristide Minardi wäre. Beide wurden zu diesem Entschluß von einer immer stärker werdenden Unruhe ge-

trieben, wenn auch freilich aus sehr verschiedenen Ursachen: bei Sor Riccardo war es das Bedürfnis, in seines Jungen Nähe zu sein, wenn dieser litt, und Tante Dora hatte einen anderen heimlichen Zweck: ‚Ich muß seine Arbeit sehen! Es könnte daraus neues Unheil entstehen. Als wäre nicht schon genug Unheil entstanden! . . . Ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Ich glaube, am liebsten brächt' ich mich um!‘

Als die drei in der Via Rasella anlangten, übergab ihnen der Custode einen Brief von Marco. Auf einem Zettel stand mit Bleistift hastig geschrieben: „Damit Sor Riccardo, der gewiß in Rom ist, sich um mich nicht sorgt, teile ich Euch mit, daß es mir gut geht und ich Abends nach Frascati zurückreite. Meine Statue ist gegossen und mein Atelier verschlossen.“

Diese Meldung diente nur dazu, Tante Doras Unruhe zu vermehren: ‚Gerade, als wüßte er, daß ich in sein Atelier will; und als wollte er mich durch diesen Zettel verhindern, zu kommen. Ich gehe trotzdem hin!‘

Also erfand sie einen Vorwand, um die Wohnung gleich wieder zu verlassen, fuhr zur Villa, hörte am Eingang vom Custoden: Marco sei nicht da und das Atelier verschlossen.

„Ich möchte hinein!“

„Der Formator nahm den Schlüssel mit.“

„War der Signorino heute hier?“

„Heute nicht.“

Tante Dora wollte noch eine andere Frage stellen, entfernte sich jedoch, ohne gefragt zu haben, fuhr in die Via Babuino, um sich von dem Formator den Schlüssel geben zu lassen, fand nur die Frau anwesend, die von keinem Schlüssel wußte.

„Wann kommt Euer Mann nach Hause?“

„Wie kann ich das wissen?“

Also mußte sich Tante Dora gedulden. Sie kehrte nach Hause zurück und versuchte sich zu beschäftigen; aber

ihre Unruhe nahm mit jeder Stunde zu, wurde allmählich zur Angst.

Nicht anders erging es Richard Hille ... Endlich duldete es ihn in seiner öden Wohnung nicht länger. Er kam herüber zu Tante Dora und klagte: „Wie kann man's hier nur aushalten? Die Menschen in diesem Rom sind ja toll! Hören Sie dieses Geschrei und Getöse! Einfach fürchterlich!"

So entartet war Sor Riccardo während dieses Sommers in seinem Idyll von Frascati, daß er auf Rom, auf sein geliebtes Rom, schimpfen konnte. Tante Dora würdigte ihn denn auch gar keiner Antwort. Später saßen die vier zusammen, und jeder bemühte sich, vor dem anderen ruhig und hoffnungsvoll zu erscheinen.

Ob Minardi noch immer auf die Kommission warten mußte? Oder ob diese bereits bei ihm gewesen war? ... Vielleicht war sie's gerade in diesem Augenblick! ... Erst am Abend wollte er kommen? Wie seltsam von ihm! Gewiß schickte er seinen Gehilfen mit Nachricht, um die Seinen — denn die Seinen waren sie jetzt — nicht bis zum Abend warten zu lassen. Übrigens konnten sie das voller Zuversicht, in aller Ruhe; denn das gute Ergebnis der Kommission war zweifellos. Morgen stand dann die große Neuigkeit in allen Zeitungen: ‚Das Reiterstandbild Aristide Minardis für das Nationaldenkmal auf dem Kapitol wird ausgeführt!'

Vielleicht brachte es die Tribuna bereits diesen Abend ... Also nur ruhig bleiben, nur nicht aufgeregt werden!

Sie saßen zusammen und warteten. Stunde auf Stunde verging, und kein Bote kam, kein Minardi kam.

Es wurde Nachmittag, wurde Abend.

Sie warteten von Augenblick zu Augenblick; denn jetzt mußte er jeden Augenblick kommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Marco hatte eine wüste Nacht hinter sich. Doch auch jetzt empfand er keine Reue. Dieses Wort gab es fortan —

seit der Aufführung von Ibsens ‚Gespenstern‘ — nicht mehr für ihn. Fortan würde er tun und lassen, wozu er sich getrieben fühlte. Mochte dieses gut oder schlecht sein; mochte es anderen Heil oder Unheil bringen, andere beglücken oder verderben. Fortan würde er rückhaltlos, rücksichtslos seiner Natur folgen, wohin diese ihn führte. Sollte sein Weg in Zukunft über Leichen führen müssen, so — konnte er auch das nicht ändern.

Was er tat, beging nicht er, sondern beging in ihm das Blut, das er von seinen Vätern ererbt hatte, beging seiner Väter Geist. Es war Wahnsinn, den Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in sich aufzunehmen: es brachte den Kämpfenden zum Wahnsinn. Wie war nur gerade er dazu gekommen, diesen unsinnigen und unsinnig machenden Kampf bestehen zu wollen? . . . Durch wen? Durch keinen anderen als durch den Mann, der ihn aus den Wellen gerettet, ihn am Leben erhalten hatte. Lebte er etwa sein eigenes Leben? Mußte er nicht das Leben anderer, längst Gestorbener leben? Ein großer Dichter, der zugleich ein unbestechlicher Kenner, ein unerbittlicher Richter der Menschenseele war, hatte diese Erkenntnis durch die tragische Gestalt des schuldlosen Sohnes eines auch schuldlos lasterhaften Vaters mit feurigen Lettern ihm in die Seele gedrückt.

Im Morgengrauen den Palast mit dem großen historischen Namen verlassend und durch die noch öden Straßen schlendernd, dachte der junge Mann fast mit einer Art ruhigen Behagens daran, daß er jetzt auch mit diesem fertig geworden war, jetzt auch dieses ‚erledigt‘ hatte.

Er wollte in jenes Haus nicht mehr zurückkehren und hatte es der Dame des Hauses gesagt: mit solcher eisigen Grausamkeit, solchem steinernen Gleichmut, daß er fähig war, die Zuckungen der Frauenseele zu beobachten wie ein Forscher sein Objekt. Und er hatte doch erst diese Nacht erfahren, was Leidenschaft, Verzweiflung, Jammer war — trotz der toten Vicetta erst heute.

Nur ihn liebte diese Frau, einzig und allein ihn! Er

lehrte diese Frau zu lieben. Dadurch, daß sie ihn liebte, fühlte sie sich gereinigt von dem Staube ihrer Leidenschaft, fühlte sie sich erhoben. Mit ihrer Liebe zu ihm empfing sie die Vergebung ihrer Sünden. Ihre Liebe zu ihm entsündigte sie. Diese Frau, die alle Tiefen und Dunkelheiten der Menschenseele kannte, hatte bisher nicht gewußt, wie Frauen lieben konnten. Was leben heißt, Glück des Lebens, Weihe des Lebens, hatte diese Frau erst durch ihre Liebe zu ihm erfahren. Es war eine Offenbarung der Gottheit gewesen, deren auch die Sünderin teilhaftig wird, eine himmlische Botschaft für die Ehebrecherin.

Plötzlich wandte der Geliebte sich von ihr ab, plötzlich verließ er sie. Wie wandte er sich von ihr ab, wie verließ er sie! Ohne einen Herzschlag Erbarmens, mit der Miene und dem Blick Luzifers, des gefallenen Lieblingsengels des Herrn.

Sie sagte ihm, daß sie verzweifeln müßte. Es kümmerte ihn nicht. Sie sagte ihm, daß sie sterben — sich töten würde. Es kümmerte ihn nicht.

Er hatte begehrt, hatte genossen und fortgeworfen; er würde die Liebe anderer Frauen begehren, genießen und fortwerfen.

Zertretenes Lebensglück auf seinem Wege, Leichen auf seinem Wege; und — es würde ihn nicht kümmern.

So war sein Vater gewesen, so jedenfalls auch seines Vaters Vater, so mußten Sohn und Enkel sein . . .

Mit einem Antlitz, das der Maske des Menschlichen glich, mit einem letzten leeren leblosen Blick auf die Verzweifelnde überließ Marco die Frau ihrem Schicksal und ging, bereits auf dem Wege von ihr hinweg vergessend, woher er kam.

Auf Piazza Venezia nahm er seinen Wagen, fuhr nach Ponte Molle, ging den Fluß entlang, sah über dem Monte Gennaro die Sonne aufgehen, entkleidete sich, warf sich in die kühlen Tiberwellen.

Damals hatte er sich die Hände zusammengebunden,

um durch Schwimmen nicht unfreiwillig sich retten zu können. Welcher Narr er damals gewesen war! Allerdings hatte er damals noch nichts von Ibsens ‚Gespenstern' gewußt.

Seiner durch seinen Vater in den Tod getriebenen Mutter willen sterben zu wollen, wo er doch seines Vaters wahrer Sohn war —

Er hatte von seinem Vater nichts wieder gehört: nicht das leiseste Lebenszeichen. Ob die römische Polizei auf seiner Spur war? Gewiß hätte er von seinem Vater gehört, sobald die Polizei den Mörder ergriffen. Oft und oft mußte Marco sich vorstellen: wie es sein und was er tun würde, wenn sein Vater als Mörder erkannt und ergriffen werden sollte.

Als des Mörders Sohn sich bekennen?

Oder wenn sein Vater plötzlich schreiben würde: ‚Ich bin dort und dort, bin im tiefsten Elend. Du bist mein Sohn. Komm zu mir! Komm zu dem Manne, zu dem Du gehörst!'

Ob Marco dem väterlichen Ruf Folge leisten würde?

Er war einige Male durch die Straße jenseits vom Tiber gegangen, vorüber an dem Hause mit dem dunklen feuchten Flur, dem dunklen feuchten Hof. Als er das letzte Mal kam, hatten aus den Fenstern der Wohnung des Advokaten Luigi Lippi fremde Gesichter gesehen.

Es waren Kindergesichter: die Gesichter glücklicher lustiger Kinder. Sie lachten und trieben am offenen Fenster Kindertollheiten. In den trostlosen Räumen, in denen er seine grauenvolle Kindheit verlebt hatte, Mädchen und Knaben, die lachten und tollten, die gewiß eine zärtliche Mutter, vielleicht einen braven Vater besaßen, Eltern, die sich liebten . . . Marco war nie mehr an dem Hause mit den schrecklichen Erinnerungen vorübergegangen.

Nach dem Bade verspürte er Hunger und speiste in der Trattorie, in der er mit den deutschen Künstlern und Sor Riccardo den Abend verbracht hatte. Jetzt erst fiel

dieser ihm ein. Er ließ sich Papier bringen und schrieb jenen Zettel, den er durch einen Boten nach Rom sandte.

Sor Riccardo und Tante Dora, Minardi und Lella ... Das war nun einmal so.

Plötzlich kam ihm ein furchtbarer Gedanke: ‚Wenn Minardi Deine Figur sehen, wenn er sie erkennen sollte?‘ Und erkennen mußte er sie!

Minardi durfte die Figur seiner ‚Sehnsucht‘ nicht sehen! Wenigstens sie nicht erkennen. Schlecht konnte der Sohn des Advokaten Lippi handeln; schlecht würde er noch oft handeln. Niemals gemein!

Es half ihm nichts; er mußte den Perseus spielen und seiner lieblichen ‚Sehnsucht‘ das Haupt abschlagen, als ob der holde Genius der Menschheit die Medusa wäre. Damit würde er Minardis zukünftigem Lebensglück sein Opfer dargebracht haben.

Marco wollte sich sogleich nach Rom und in sein Atelier begeben, in welchem der Abguß vollendet sein mußte. Plötzlich überkam ihn jedoch nach allem Erlebten eine derartig lähmende Müdigkeit, daß er sich in der Herberge ein Zimmer anweisen ließ, wo er sich auf das Bett warf und augenblicklich in tiefen traumlosen Schlummer verfiel.

— — — — — — — — — — — — —

Marco schlief bis in den Abend hinein, brachte sich mühsam zum Bewußtsein, erhob sich mit schmerzendem Kopf und bleischweren Gliedern, als habe er einen Rausch gehabt oder sei fieberkrank: Aristide Minardi — die Kommission — Lella Minardis Braut — Minardis Braut als die Statue seiner ‚Sehnsucht‘ ...

Wollte er nicht etwas tun? Mußte er nicht etwas tun?

Abends wollte er zu Pferde zurück nach Frascati, wohin Sor Riccardo hoffentlich noch nicht wiedergekehrt war. Morgen würde er dann gewiß von dem Resultat der Kommission hören. Wozu erst hören? Er kannte es ja ... Beabsichtigte er nicht, in sein Atelier zu gehen, um an

seiner Figur eine Hinrichtung zu vollziehen? Kopf ab! Es mußte grausig sein, wenn er der Statue das Haupt abschlug; wenn das liebliche Haupt zu seinen Füßen rollte. Es würde sein, als ob er die lebende Lella getötet hätte ... Also auch er ein Mörder wie sein Vater!

Er mußte sich erst darauf besinnen, daß er sein Vorhaben an sich selbst ausführen wollte: an seinem eigenen Werk!

Wie es sich ausnehmen würde mit abgeschlagenem Haupt! ... Geradezu gespenstisch! Aufrecht stand es da — hauptlos.

Was sollte er den Leuten sagen, die seine hauptlose Figur sahen? Welchen Leuten? ... Seinen Freunden Sor Riccardo, Tante Dora und Aristide Minardi. Was er ihnen sagen sollte? ... Seine ‚Sehnsucht‘ sei plötzlich kopflos geworden.

Er schlug eine grelle Lache auf, was ihn in einer Weise zur Besinnung brachte, daß seine Gedanken sich sogleich ordneten. Auch an die Marchesa dachte er jetzt: so gelassen, so vollkommen gleichgültig, als ob die Frau nicht seinetwillen verzweifelte, nicht seinetwillen mit Selbstmord gedroht.

Wie viele verlassene Frauen mochten ihre treulosen Liebhaber damit bedrohen, und wie wenige von den vielen führten die Drohung aus. Übrigens wenn auch — er konnte es nicht ändern.

Weshalb hatte diese Frau ihn geliebt; weshalb an seine Liebe geglaubt? An die Liebe eines Menschen, der gar nicht im stande war zu lieben — allen Göttern sei Dank!

Marco zahlte, fuhr nach Villa Strohl-Fern, wo der Custode ihm mitteilte: der Abguß sei zwar fertig, der Formator werde jedoch heute noch einmal wiederkommen. Da Marco in sein Atelier wollte, war es gut, daß er den zweiten Schlüssel bei sich hatte.

„Es war jemand für Sie da.“

„Ein junges Mädchen?“

„Nicht das hübsche Fräulein.“
„Sondern?“
„Die alte deutsche Dame.“
„Was wollte sie?“
„Das Atelier sehen.“
„Kam sie hinein?“
„Ich sagte ihr, der Formator hätte den Schlüssel. Sie wollte gleich zu ihm fahren.“
„Sie kam hinein!“
„Die alte Dame kam nicht wieder.“
„Umso besser.“

Marco begab sich zu seinem idyllischen Atelierhause ... Was wollte Tante Dora bei ihm? Nachsehen, spüren! Denn gewiß ahnte sie längst die Wahrheit, wußte sie längst. — Und jetzt kam sie deswegen.

Also durfte er die Hinrichtung nicht aufschieben. Vielleicht war es notwendig, das abgeschlagene holde Mädchenhaupt heimlich zu begraben ... Schon wieder verfiel er in seine Phantasien! Er mußte mit der Sache fertig werden, mußte das Haupt abschlagen und — dann schnell nach Hause!

Nach Hause ... Nicht mehr lange würde es dauern, daß er bei Richard Hille ein Zuhause hatte.

Durch die Herbstpracht des verwilderten Gartens gelangte er zu seinem Studio, schloß auf, blieb auf der Schwelle stehen ... Wo so oft das Kind verweilt hatte, stand er und blickte auf das weiße Bildnis seiner Sehnsucht, welches, einer Erscheinung gleich, ihn zu erwarten und zu ihm zu reden schien: ‚Kommst Du endlich? Ich harre Deiner, Dein Werk, Dein Eigentum. So nimm mich denn hin!‘

Wie er jetzt seine Statue vor sich sah, hatte er gestern abend auf dem schmalen Pfade, über der Flut der Olivenwipfel, hoch in den Lüften das Urbild gesehen: mit ebensolchem leicht erhobenen Haupt, ebensolchem leisen süßen Lächeln, ebensolchem weit offenen, in Unendlichkeiten gerichteten Blick.

Wie lieblich sie war! Und die holde Gestalt war sein Eigentum, sein Geschöpf ... Sie war es gewesen.

Ohne die Tür hinter sich zu schließen, trat Marco ein. Er durfte sich nicht in Empfindungen verlieren, mußte die Untat an seinem Werk sofort begehen. Womit? Mit irgend einem scharfen Gegenstand. Es konnte ein Beil sein, wie der Mörder es braucht, um an seinem Opfer den Mord zu verüben. Schnell her damit! Die Dämmerung brach herein. In dem grauen Zwielicht des Abends würde die weiße Gestalt noch gespenstischer wirken.

Er suchte im Atelier, fand jedoch nicht, was ihm geeignet zu sein schien, die Verstümmelung zu vollbringen. Ihm war zu Mut, als müßte das weiße Bildnis den mörderischen Hieb fühlen, wurde dieser nicht mit einer sehr scharfen Waffe vollführt. Um solche zu holen, begab er sich zu dem Gärtner, der seine Wohnung am anderen Ende des Parkes hatte. Die Tür ließ er offen.

Als er nach kurzer Zeit mit einer Sichel zurückkam, wie sie die römischen Landleute im Buschwalde brauchen, fand er im Atelier Aristide Minardi zu den Füßen seiner ‚Sehnsucht' bewußtlos hingestreckt.

— — — — — — — — — — — — —

Später erklärte man sich den Vorgang folgendermaßen ... Erst am Nachmittage erschien im Mausoleum die Kommission. Sie kam, sah und entschied: ‚Unmöglich!'

Nachdem die Herren das Todesurteil über das Kunstwerk gefällt hatten, entfernten sie sich. Der Gehilfe gebärdete sich wie ein Rasender. Als der Mann sich ausgetobt hatte, fiel er seinem Herrn um den Hals und weinte bitterlich. Sein Herr sprach ihm Trost zu — so ruhig und gefaßt war der verurteilte Künstler. Ruhig und gefaßt sagte er seinem Getreuen: er würde sein Leben und seine Kunst von neuem beginnen. Aber kein neues Königsdenkmal würde er schaffen, sondern anderes, was noch größer war. Denn groß war sein Reiterstandbild Viktor Emanuels, des großen Einigers von Italien. An

seines Werkes Größe glaubte der Künstler. Wäre Michelangelo von den Toten auferstanden, in das Mausoleum des Augustus gekommen, und hätte Buonarroti das Königsdenkmal Aristide Minardis gesehen, so würde der Meister alles Großen gesprochen haben: ‚Aristide Minardi, ich bin zufrieden mit Dir!‘

Und der Künstler erzählte dem verzweifelten Alten von seiner jungen lieblichen Braut, die ihn einem neuen glücklichen Leben und neuen großen Werken zuführen würde. Er sagte: „Sie warten auf mich. Aber ich weiß nicht, wie ich's ihnen beibringen soll. Ich will daher den jungen Marco aufsuchen. Vielleicht finde ich ihn noch in seinem Atelier. Mit ihm will ich mich bereden; denn sie werden meinetwillen ebenso verzweifelt sein, wie Du bist. Ich bin ganz und gar nicht verzweifelt. Ich bin ruhig, ich fühle mich stark. Du glaubst nicht, wie ruhig ich bin und wie stark ich mich fühle.“

Der treue Diener wollte seinen Herrn begleiten; aber dieser verbot es. Er schien so vollkommen ruhig, daß der Gehilfe seinen geliebten Meister schließlich allein gehen ließ.

Minardi begab sich sofort nach Villa Strohl-Fern, wo er von dem Custoden erfuhr, daß Marco anwesend sei. Er ging nach dem Atelier, fand die Tür offen, trat ein und sah —

Trotz seiner Ruhe und Kraft brach der Mann bei dem Anblick der weißen weiblichen Gestalt, welche die Züge seiner Braut trug, bewußtlos, vernichtet zusammen.

— — — — — — — — — — — — —

Aristide Minardi blieb ohne Besinnung, so daß Marco nach einem Arzt schicken mußte. Dieser nahm den Fall sehr ernst und wollte den Ohnmächtigen in das Spital überführen lassen. Marco entschied jedoch: Aristide Minardi soll nach Hause gebracht werden!

„Wo wohnt er?“

„In der Via Rasella Nummer 17.“

Den angstvoll wartenden Freunden und der harrenden

Braut wurde der Ersehnte wie ein Toter ins Haus gebracht. Sie legten ihn auf Marcos Bett. Der junge Mann sagte: „Durch meine Schuld! Wenn er stirbt, bin ich sein Mörder."

Der Arzt verweilte die ganze Nacht bei dem Bewußtlosen. Als er sich am Morgen entfernte, erteilte er diesen Bescheid: „Hoffentlich stirbt Aristide Minardi. Sollte er am Leben bleiben, so wäre sein Leben für ihn und alle, die ihn lieben, ein größeres Unglück als sein Tod."

Aristide Minardis Leben für ihn und alle ein größeres Unglück als sein Tod . . . Durch Marcos Schuld!

Und Richard Hille hatte die Verantwortung auf sich genommen.

XXI

Tante Dora hatte die beiden Männer nach Frascati geschickt: sie würden nur gestört haben. Die drei Frauen wollten allein sein mit dem — so hofften sie, so beteten sie — mit dem Sterbenden, der sein Bewußtsein auch am zehnten Tage noch nicht wiedererlangt hatte.

Die römischen Zeitungen brachten über das Befinden des großen Künstlers täglich Berichte. Berichte brachten sämtliche Blätter Italiens und viele des Auslands. Je hoffnungsloser Minardis Zustand sich gestaltete, umso allgemeiner die Teilnahme, das Bedauern, die Erkenntnis, welch ein Künstler mit dem Manne sterben sollte: der größte Künstler seiner Nation!

„Aristide Minardi!"

Wiederum schallte dieser Name durch Italien und über Italiens Grenzen hinaus. Er war erst jetzt ein Ruhmesname geworden.

In allen Blättern erschienen Erzählungen aus seinem mühseligen Künstlerleben, Schilderungen seiner umbrischen Bergheimat mit seinem Porträt, erschienen Abbildungen: das mit dem ersten Preis gekrönte Reiterstandbild des Königs Vittorio Emanuele für das Nationaldenkmal auf dem Kapitol von Aristide Minardi.

Auf Wunsch des römischen Volks wurde das Mausoleum des Augustus dem Publikum geöffnet. Tausende strömten hinein, sahen, bewunderten. Neben dem weißen König auf dem weißen Roß stand der treue Diener seines Herrn. In seinem besten Staat, mit einem Gesicht wie aus Stein hielt er Ehrenwache neben dem Werke seines Herrn, für den es besser wäre, wenn er sterben würde. Der treue Mann sah die Menge herbeiströmen, hörte sie

den Meister bemitleiden, das Werk bewundern, und verzog keine Miene. Abends verschloß er die Tür, schlich davon, ging müden Schrittes in die Via Rasella, stieg müden Herzens die hohe Treppe hinauf, klopfte leise, ganz leise, fragte nicht, wie es ging, trat ein, schlich nach dem Zimmer, in dem der Besinnungslose lag, und hielt über Nacht Krankenwache.

König und Königin besuchten die Kaisergruft, betrachteten das Königsdenkmal, bewunderten es. Es kamen die Prinzen, die Minister, die Senatoren, die Abgeordneten, die ersten Geister Italiens. Und die ersten Geister Italiens bewunderten Minardis Werk. Es kam eine Kommission, und diese entschied: „Das Denkmal Aristide Minardis wird ausgeführt und auf dem Kapitol aufgestellt!"

Ausgeführt und aufgestellt Minardis Werk! Aber der Künstler würde es nicht mehr sehen; denn wenn er nicht starb, blieb er schlimmer als tot. Ausgeführt und aufgestellt! Tante Dora schrie nicht auf vor Jammer und Empörung, als sie in den Zeitungen die große Neuigkeit las. Aber als am Abend der treue Diener seines Herrn geschlichen kam, ging sie ihm entgegen, faßte seine Hand, die an Aristide Minardis großem Werke so treulich mitgearbeitet hatte, und hielt sie lange Zeit stumm in der ihren.

Ausgeführt und aufgestellt! Hörst Du das, Aristide Minardi? . . . Er hörte andere Stimmen. Es waren die Winterstürme seiner Heimat, welche die elende Hütte umtosten, darin seine sterbende Mutter ihren Kindern das letzte Brot buk.

„Mutter!"

Ein holdseliges todblasses Antlitz beugte sich über den in Fieberphantasien Rasenden, und eine leise leise Stimme sprach: „Ich bin bei Dir, und ich bleibe bei Dir."

Und Aristide Minardi wurde bei dem leisen Laut der süßen Mädchenstimme ruhig wie ein Kind am Herzen der Mutter.

— — — — — — — — — — — — —

Winterstürme umbrausten in der lieblichen Weinstadt Frascati das auf hohem freiem Platz gelegene alte Haus der Fürsten Borghese. Vom Tyrrhenischen Meer fuhren die wilden Stimmen herüber, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Sie begehrten heulend Einlaß, rüttelten an Fenstern und Türen, tobten und tosten.

Tag und Nacht zu dem Wüten der Windsbraut rauschender prasselnder Regen. Es waren Ströme, aus einem Himmel niederstürzend, den ewiges Grau zu umhüllen schien.

Der Sturm peitschte die Wolkenmassen vom Meere her über die Campagna zum Sabinergebirge hin.

Tag und Nacht jagendes schwarzes Gewölk, als rissen Geisterhände ein gewaltiges Bahrtuch vom finstern Himmel herab auf die Erde, darauf jede Hoffnung auf Sonne und Schein, auf Farbe und Freude erstorben schien.

Aus dem düstern Nebelgewoge stieg der Berg Soracte auf, mehr als je einem Felseneiland gleich; und von Rom, dem gewaltigen Rom, war nichts zu sehen als die Peterskuppel, mehr als je gleich einem hoch emporgehobenen Gralsbecher aus schwärzlichem Edelstein. Aber nicht das erlösende Blut des Heilands, sondern der Schmerz der Menschheit, die Trauer der Welt schien in dem Riesenpokal gesammelt worden zu sein.

In den mit bunten Allegorien und mythologischen Szenen ausgemalten Gemächern des Palazzo Micara blühten in den Vasen der Fürstin Paolina Borghese des Jahres letzte Blumen. Feuer brannte in den Kaminen, und Abends waren die schönen Räume hell vom Scheine vieler Kerzen, die Sor Riccardo trotz allen Kummers, davon sein Leben jetzt voll war, Abend für Abend selbst anzündete, um es bei dem Brausen des Sturmes, dem Rauschen des Regens und all den traurigen Stimmen in seinem Innern wenigstens zu Hause möglichst traulich zu haben — nicht seinetwillen. —

Dieser graue Spätherbst brachte Richard Hille die Zeit, in der er kämpfte, wie Jakob mit dem Engel des Herrn

gekämpft hatte: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ In diesen wilden Sturmtagen umklammerte die Seele des alten Mannes des Jünglings Seele, die er nicht lassen wollte, sie wäre denn zuvor von der Gottheit gesegnet worden. Und Tag für Tag der Kampf, Stunde um Stunde das Ringen!

Marco schaute dem Kämpfen und Ringen zu, als gälte es einem anderen, einem Wildfremden; als wäre es das Kampfspiel in einer Arena, darin er als Publikum saß: ‚Ich bin begierig, wann der Alte des Kampfes müde sein wird? Hoffentlich bald; denn sonst —‘

Denn sonst würde er des Zuschauens müde werden . . .

Er ließ seinen besten Freund, diesen ‚einzigen Menschen auf der Welt‘, längst nichts mehr von sich erfahren: nichts von seinem beendeten Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in sich; nichts von seiner völligen Niederlage; nichts von all den Entschlüssen, welche dieser gefolgt waren. Wozu auch mit Richard Hille davon reden? Was konnte es nutzen? Nutzen sollte es gar nicht mehr! Weder ihm noch Richard Hille.

Gelegentlich erwähnte er: er hätte in Rom einer Aufführung von Ibsens ‚Gespenstern‘ beigewohnt; und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er an jenem Abend, anstatt ins Costanzitheater zu gehen, die Sala Margherita besucht hätte. Bei sich selbst dachte er jedoch: ‚Wie es war, so war's am besten; denn jetzt weiß ich Bescheid mit mir. Und das für alle Zeit!‘

Wie ein Wildfremder lebte Marco mit Sor Riccardo im Palazzo Micara, die Tage zählend, bis der Tag kam, an dem er wie ein Wildfremder fortgehen konnte. Jeden Morgen dachte er: ‚Wieder ein Tag, an dem Du noch bleiben, noch aushalten mußt!‘ Und an jedem Abend: ‚Gott sei Dank, ein Tag ist glücklich vorüber!‘ Er wäre am liebsten in der nächsten Stunde gegangen; aber auch für die nächste Stunde bedurfte er einer mehr oder minder günstigen Gelegenheit, eines mehr oder minder schicklichen Vorwandes; denn er hatte sich vorgenommen: ‚Schlecht

kannst Du handeln, schlecht wirst Du handeln; aber niemals gemein — was man so nennt.‘

Mit stillem Staunen beobachtete er Richard Hille und wie dieser immer noch vollkommen ahnungslos war, immer noch unerschütterlich an ihn glaubte, immer noch ihn liebte: an ihn glaubte und ihn liebte, obgleich es Marcos Schuld war, daß es für Aristide Minardi besser gewesen wäre, wenn man ihn hätte begraben können.

Noch immer war Marco Lippi Richards Junge — Richards geliebter Junge!

Solche Menschen gab es also wirklich? Es gab solche kindlichen Seelen, solche sonderbaren Schwärmer, solche — Toren!

Der junge Mann ließ sich von den Fenstern seines Zimmers aus die von Nebeln umbraute Virgilische Meeresküste zeigen und von Sor Riccardo aus der Aneide zitieren; er hörte zu, wenn Richard Hille Abends beim Prasseln des Kaminfeuers aus Goethe und Dante vorlas. Denn zu Richard Hilles Kampfmitteln gehörte alles Große und ewig Schöne, was die Dichter für die Menschheit schufen, um sie zu erlösen: nicht allein von Jammer und Qual, sondern auch von Sünde und Schuld.

Eine solche höchste Erlösung sollte Marco zu teil werden. Und der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ließ es geschehen, daß der Mann, dessen Wahlsohn er sich nannte, durch Stunden und Stunden zu ihm sprach: von allen großen und ewigen Gütern der Menschheit, die sie zu Bergeshöhen erheben, daß sie, befreit vom Erdenstaub, dastand im verklärenden Glanze des Guten und Reinen: ‚hoch über allem!‘

Richard Hille hatte bis dahin nicht gewußt, daß er so würde sprechen können: mit Engelszungen das Evangelium verkündend: ‚Lebe, daß Du niemals zu bereuen brauchst, gelebt zu haben!‘ Der Sohn des Pastors Jonathan schien plötzlich in dem alten Gelehrten geweckt worden zu sein: sein Sprechen wurde zum Predigen. Er redete zu seinem Jungen, als sei er einer der griechischen Philo-

sophen, die ihre Jünger um sich versammelten, ihnen ihre Lehre verkündend. Wie armselig erschien er sich selbst neben jenen großen Geistern! Bestand doch seine ganze Lebenslehre in dem einzigen Satz: ‚Sei ein guter Mensch!‘

‚Durch meine Schuld‘ — hatte Marco in jener fürchterlichen Stunde gesprochen. Seine Schuld sollte gesühnt werden! Die machtvolle Liebe Richard Hilles wies dem Schuldigen den Weg zur Sühne: ‚Sei ein guter Mensch!‘

Marco ließ alles mit sich geschehen; aber seine Ungeduld wuchs, wurde zum Fieber, zum Delirium. In diesem Zustand nahm er sich vor, die Stunde der Erlösung gewaltsam herbeizuführen — wenn die Zeit sie nicht bald brachte.

Da kam ein Augenblick, auf den hatte Marco nicht gewartet; ein Augenblick, der ihm so überraschend kam, daß es ihn fast überwältigte. An einem der Sturmabende las Richard Hille wie gewöhnlich vor. Die Vorhänge waren herabgelassen, das Kaminfeuer schlug in hoher Flamme auf, die Kerzen brannten. Marco lag auf dem Diwan, blickte in die lodernden Gluten, lauschte auf den Sturm, hörte wie aus weiter Ferne eine leise Stimme aus Goethe vorlesen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt . . .

Marco wandte seine Augen von dem zuckenden züngelnden Flammenspiel, richtete sie auf des Lesenden Gesicht. Es neigte sich tief über das Buch, so kummervoll, so welk, so — alt geworden.

Plötzlich stieg es in des Jünglings Seele heiß auf, stieg es ihm feucht in die Augen. Große Tränen rollten seine Wangen hinunter . . . Es sollten die letzten guten Tränen seines Lebens sein.

Eine Weile weinte er lautlos; dann aber mußte er ein Schluchzen ersticken, welches Richard Hille von seinem Buche aufsehen ließ.

„Was hast Du? Du weinst ja!"

„Ich weine, weil ich einmal ein großes gutes Gefühl für Dich empfinde."

Richard Hille verstand gar nicht den Sinn dieser Worte, wiederholte unwillkürlich, unverwandt Marco anblickend und dessen Tränen in seiner Seele fühlend: „Einmal?"

Der Augenblick, in dem Marco Lippi ein großes gutes Gefühl für seinen besten Freund empfand, ging schnell vorüber: Richard Hille war nicht im stande, den Augenblick zu einer Stunde, geschweige zu einem Leben zu machen. Aber es sollte für ihn die Zeit kommen, wo die Erinnerung an jenes kurze Aufflackern in seines Jungen Seele gleich einem Glanz war, der sich verklärend über ein geliebtes Menschenantlitz breitete: über Antlitz und Seele, die ohne jenen gesegneten Augenblick vielleicht undurchdringliches Dunkel verhüllt hätte: ‚Weil ich einmal ein großes gutes Gefühl für Dich empfand ...‘

XXII

Eines Nachmittags — es war inzwischen gegen Mitte Dezember geworden — schlug Marco einen gemeinsamen Spaziergang vor.

Die Kastanienwälder trugen noch immer ihr Laub; aber die leuchtende Purpurfarbe hatte sich inzwischen in ein rostiges Braun verwandelt, und das Gold der Rebenfelder war verblaßt. In diesem glückseligen Lande hielt man jedoch immer noch Erntezeit: die Lese der letzten und kostbarsten Frucht des Jahres, der Olive, hatte begonnen.

Marcos Freude an der Schönheit der Landschaft hatte längst aufgehört: längst ließ er Richard Hille seine Wege allein gehen; und dieser ging jeden Tag über die Villa Falconieri nach Tusculum hinauf und von Tusculum über die Villa Falconieri hinunter! Der junge Mann begriff längst nicht mehr, wie er sich jemals für diese Gegend — für Natur überhaupt — hatte begeistern können: lediglich Sor Riccardo zuliebe!

Es war an einem jener Tage, wo die Campagna einem Geistermeere glich: unabsehbar weißes wogendes Gewölk, daraus nur ein Felsgipfel aufragte, der Berg Oreste; wo von Rom nur eine Kuppel zu sehen war: das steinerne Himmelsgewölbe Michelangelos. Im Westen floß der Nebelozean mit dem wirklichen zusammen, und im Osten brandete er gegen das Felsengestade des Sabinergebirgs.

Die beiden durchschritten die Oliveta der Villa Borghese —

Lautlosen Wellenschlags quoll die Wolkensee aus der Tiefe auf, floß um die silbergrauen phantastischen Stämme, umwob die Zweige mit Nebeldunst, umschleierte die Wipfel.

Es war, als dampfte der Ölwald zu Ehren der großen Göttin von entzündetem Weihrauch, und wie aus Gewölk schallte der schwermütige Gesang der Pflückerinnen hernieder:

Früchte des Ölbaums.
— Hast du Liebe und Leben
Auch vergeblich gegeben,
Gedenke des Frühlingstraums.

Trotz des Dunstgewoges war es wunderschön! Von den mit überreifen schwarzen Früchten beschwerten Zweigen schien der Nebel niederzurieseln, ein Anblick, der Richard Hille zu einer anderen Zeit mit Entzücken erfüllt hätte. Aber in Rom lag Minardi noch immer auf Marcos Bett zum Leben verdammt; und dieses Leben war schlimmer als Tod.

Neben Sor Riccardo schritt Marco in schwülem Schweigen, mit leerem Blick, die Schönheit der Erde nicht sehend, Gedanken denkend und Vorsätze fassend, die ihn jenseits stellten von Gut und Böse.

Auf der von wilden weißen Margueriten wie mit Reif bedeckten Wiese vor dem Kasino tummelte sich eine Herde junger Pferde. Es schienen Nebelrosse zu sein, die auf der blassen Flur ein gespenstisches Wesen trieben: jetzt gewannen sie Gestalt, um im nächsten Augenblick zu verschwinden, als zerflössen sie in Dunst. Vollends geisterhaft war an diesem trüben Tage die lang sich hinziehende, allmählich aufsteigende Galerie uralter Steineichen: „ein Wolkenweg, der zu einem Totenreich empor führt" — wie Richard Hille bemerkte, um Marco auf das eigentümliche Bild aufmerksam zu machen.

Dieser hörte nicht; aber er sprach jetzt die ersten Worte. Seine Stimme hatte einen Ton, so hart und scharf, als wollte er mit dem Ton seiner Stimme etwas Unlösliches zerschneiden.

„Ich gehe fort."

„Nach Rom?"

„Fort!"

„Willst Du arbeiten? Du kannst noch nicht. Warte also noch eine kleine Weile. Du bist sonst gleich wieder außer Dir, wenn es nicht geht."

„Mag daraus werden, was will!"

„Aus Deiner Arbeit?"

„Und auch sonst. Wenn ich nur los komme: los von diesem allen!"

Richard Hille begann zu begreifen... Doch nein! Er begriff nicht. Nur die Worte verstand er: Marco wollte fort; wollte los von allem! Fort wollte er von Rom, los von ihm. Hauptsächlich fort und los von ihm!

Richard Hille mußte fragen, ob er recht verstanden hätte? Aber auch dann würde er es nicht begreifen.

„Von mir los willst Du?"

„Von Dir!"

Es war ausgesprochen ...

Und Marco sprach weiter: „Daß Du das nicht verstehst! Nicht verstehst, daß ich von Dir loskommen muß ... So sprich doch!"

Der Alte tat, was der Junge von ihm forderte: er sprach. Er tat es mühsam und stockend; aber er tat es: „Ich verstehe. Du meinst es nicht so, wie Du sagst; denn — los von mir, l o s ... Du meinst: Du willst von mir fort. Das ist nämlich etwas ganz anderes; das ist etwas, was ich verstehe."

„Ich meine es so, wie ich's sage. Genau so! Ich ertrag's nicht länger."

„Was erträgst Du nicht?"

Richard Hille mußte fragen, um möglichst gut zu verstehen; wenigstens die Worte. Er konnte seine Frage sogar mit ruhiger Stimme tun. Nur daß diese so leise klang, als käme sie aus weiter Ferne durch die Nebel herüber.

„Dich ertrage ich nicht länger! Nicht Deine Liebe; nicht Dein Wesen; nicht den Zwang, den Deine Liebe und Dein Wesen auf meines ausüben: Tag für Tag, Stunde für Stunde. Ich ertrage keinen Zwang! Nicht

den Deinen! Keinen Tag länger! Da Du mich nicht frei lässest, muß ich mich mit Gewalt von Dir frei machen. Du zwingst mich dazu ... Vielleicht verstehst Du das? Oder nicht?"

„Vielleicht verstehe ich das."

„Umso besser! Auch die Marchesa wollte mich nicht frei geben, auch von ihr mußte ich mich mit Gewalt lösen. Weshalb also nicht auch von Dir?"

„Ja, ja. Weshalb also nicht auch ... Warst Du der Liebhaber der Marchesa?"

„Ja."

„Der Liebhaber einer verheirateten Frau?"

„Ja."

„Das ist doch wohl nicht möglich? Ich meine, nicht möglich für Dich."

„Für mich sind ganz andere Dinge möglich."

„Welche ‚anderen Dinge'? ... Ich muß Dich nämlich danach fragen, muß es Dich sagen hören."

„So höre es mich sagen."

„Auch dann werde ich Dir nicht glauben."

„Damit kannst Du es halten, wie Du willst ... Was ich Dir jetzt sage, empfinde ich seit langem: seit langem empöre ich mich gegen Dich! Mit welchem Recht willst Du mich zu einem anderen machen, als ich bin? Mit welchem Recht meines Ichs mich berauben? Denn b e r a u b e n willst Du mich! Ich bin nun einmal anders als Du — Gott sei Dank bin ich das. Und ich will bleiben, wie ich bin, was ich bin: i ch w i l l i ch s e l b st b l e i b e n! Was habe ich mit der Natur eines Fremden zu schaffen? Und ein Fremder warst Du, ein Fremder bist Du für mich."

„Auch das fühlst Du schon seit langem?"

„Vom ersten Tage an fühlte ich, daß Du mir ein Fremder warst und immer bleiben würdest."

Wie aus weiter Ferne, durch dichte Nebel drang zu Marco die leise ruhige Stimme hinüber: „Weshalb gingst Du nicht früher von mir fort, rissest Dich nicht früher los

von dem fremden Manne? Weshalb duldetest Du, daß ich Dich weiter und weiter liebte, mehr und mehr? Daß meine Liebe zu Dir zu meinem Leben wurde? Zu meinem Lebenszweck und Lebensgut. Es ist doch keine kleine Sache, ein Menschenleben zu zerstören."

„Weshalb ich blieb?"

„Ich bitte Dich, mir's zu sagen."

„Was hätte ich tun sollen? Du hattest mich ja wohl ‚gerettet'. Wie hätte ich also von Dir loskommen sollen? Du machtest ja solch Aufhebens von mir. Vielmehr — von Deiner Liebe zu mir. Ich wollte nicht undankbar sein, war es auch nicht: für Deine Liebe gab ich Dir Jahre meines Lebens; noch dazu die besten und schönsten."

„Weshalb gabst Du sie mir?"

„Wenn Du es wirklich nicht wissen solltest —"

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Dann muß ich es Dir sagen."

„Ich bitte Dich darum."

„Ich blieb so lange bei Dir, lebte so lange für Dich —"

„Sag's nur. Du brauchst nicht zu zögern."

„Ich blieb bei Dir und lebte für Dich aus Mitleid mit Dir."

Richard Hille tat keinen Laut. Lautlos schritt er auf dem allmählich emporführenden Wolkenwege neben dem jungen Manne hin, der fast drei lange Jahre aus Mitleid bei ihm geblieben war: für ihn gelebt hatte. Er sah sogar um sich. Von Rom, der Campagna und Frascati war vor Nebel nichts zu sehen. Nur die Zypressen am Teiche der Villa Falconieri zeigten sich auf Augenblicke. In dem Dampfe glichen die schlanken düsteren Bäume mehr als je schwarzen lodernden Flammen.

Über der Allee der Steineichen, die zu beiden Seiten der Schreitenden wie zwei Reihen vorweltlicher Ungetüme sich aufbäumten, über dem Wolkenwege, hoch darüber, lichtete sich plötzlich der Nebel. Er löste sich und zerfloß. Ein Sonnenstrahl durchbrach das Gewölk, und ein Kreuz wurde sichtbar. Einer Erscheinung gleich schwebte es in

den Lüften. Von dem Strahl getroffen erglühte es mystisch.

Es war das Kreuz auf dem Felsengipfel von Tusculum.

Richard Hille erkannte es. Aber er mußte sich erst mühsam besinnen, daß er unter dem Kreuze oft und oft mit Marco geweilt hatte, unter sich die Herrlichkeit der Welt, sie dem Jüngling zeigend, den er geliebt hatte.

Geliebt h a t t e ...

Ihm war, als ob er ihn erst jetzt liebte! Erst jetzt, da seine Liebe an ein Kreuz geschlagen wurde. Gekreuzigt konnte sie werden; aber sie konnte nicht sterben.

„Wann willst Du fort?"

„Baldmöglichst."

„Also morgen?"

„Morgen."

„Wohin willst Du?"

„Das weißt Du ja."

„Nach Paris?"

„Nach Paris!"

„Du willst in Paris arbeiten? ... Denn wenn Du auch schon jetzt von mir los bist, muß ich doch wissen, was Du zu tun gedenkst."

„Jedenfalls will ich in Paris eines."

„Das ist?"

„L e b e n w i l l i ch!"

„Hier lebst Du nicht?"

„Nein."

„Richtig; denn hier lebtest Du für mich."

Marco rief: „Neulich sagtest Du mir einen Ausspruch Deines geliebten Goethe. Er lautet: ‚G e d e n k e z u l e b e n!'"

„Solltest Du gedenken, im Sinne Goethes zu leben, so werde ich Dich hingeben und glücklich sein."

„Das sagst Du nur, damit ich Dich wegen Deiner Selbstlosigkeit bewundern soll."

Der gekreuzigten Seele Richard Hilles entrang sich

auch jetzt kein Schmerzenslaut. Aber er blieb stehen, während Marco weiter ging. Richard Hille stand und sah ihm nach, den er immer noch liebte — den er erst jetzt wahrhaft liebte mit der heiligen Liebe des Mitleids.

Marco schritt von ihm fort. Er schritt weiter und weiter den Wolkenweg hinauf, höher und höher dem in Lüften schwebenden mystisch erglühenden Kreuze entgegen ... Ehe der Jüngling jedoch das Kreuz erreichen konnte, hatte sich zwischen ihn und das leuchtende Himmelszeichen die graue Wolkenmasse wieder gewälzt — war für den Nachschauenden die junge schlanke Gestalt in der Nebelflut verschwunden, versunken.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem tiefen Seufzer erinnerte sich Richard Hille, daß er plötzlich ein einsamer Mensch geworden sei. Er kehrte um: mutterseelenallein auf dem nämlichen Wege, den er vor wenigen Augenblicken zu zweit gekommen war.

Den Wolkenweg schritt er hinunter, vorüber an der weißblumigen Nebelflur mit den jagenden Nebelrossen; hin durch den silberigen Ölwald, aus dessen Wipfeln die nämliche schwermütige Weise herabklang:

Früchte des Ölbaums!
— Hast du Liebe und Leben
Auch vergeblich gegeben,
Gedenke des Frühlingstraums ...

Richard Hille wollte ‚gedenken‘. Des Frühlingstraums seiner Liebe zu einem jungen und guten Menschenkinde wollte der alte Mann gedenken. Aber es war, als wäre der Nebel in sein Haupt gedrungen, in sein Hirn gekrochen.

Mühsam besann er sich auf das, was soeben geschehen war ... Was hatte Marco zu ihm gesprochen? ... Es waren nur wenige Worte, die er von allen behalten hatte. Diese wenigen Worte jedoch standen unauslöschlich in sein Herz gebrannt: ‚Fort von Dir ... Los von Dir ... Mitleid mit Dir ...‘

An diesen wenigen Worten mußte sich Richard Hille wieder in das Leben zurückfinden, daran sich zurücktasten wie ein Blinder am Stabe.

Als es ihm endlich gelungen war, waren es auch nur wenige Worte, die er zu äußern vermochte; nur die zwei Worte: „Mein Junge! Mein Junge!"

Zu Hause angelangt, sagte er sie wieder und wieder sich selbst vor. Er sagte sie leise und weich, mit jener Zärtlichkeit im Ton, wie sie nur die Stimme einer Mutter haben konnte in schwerem Leid um ein geliebtes totkrankes Kind.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Palazzo Micara wurde eingepackt. Nicht doch! Im Palazzo Micara wurde begraben: Richard Hille begrub eine Lebenshoffnung nach der andern — von seinen Lebensfreuden gar nicht zu reden. Fortan würde er ohne Lebensfreude sein. Das war nun einmal so. Auf ihn kam es auch nicht an.

Er half Marco einpacken, dachte an alles, sorgte für alles; auch dafür, daß dem jungen Manne das Scheiden möglichst leicht gemacht wurde — als wäre für diesen der Abschied nicht gleichbedeutend mit Befreiung und Erlösung gewesen.

Als alles gepackt und geordnet war — Richard Hille legte dem Scheidenden heimlich Goethes Italienische Reise unter die Sachen — sagte Marco dem Zurückbleibenden zum letzten Male Gute Nacht und begab sich in sein Zimmer. Der einsame Mann wollte nicht zu Bette gehen. Auch mußte er an Tante Dora schreiben. Er sah sie zwar morgen in Rom; aber bevor er sie sah, mußte sie das Geschehene erfahren haben, mußte sie vorbereitet sein.

Es war der schwerste Brief, den Richard Hille jemals geschrieben hatte; denn in diesem Briefe belog der Sohn des Pastors Jonathan seine alte Freundin: Er, Richard Hille, hätte Marco überredet, nach Paris zu gehen. Nur für einige Zeit! Und nicht etwa, um sich nach dem schrecklichen Erlebnis mit Aristide Minardi in Paris zu amü-

sieren oder zu zerstreuen (was das nämliche gewesen wäre) — er hätte ihn gebeten, nach Paris zu gehen, um dort zu erkennen, was Rom sei: eben doch das ewige Rom! Auch für die Kunst das ewige Rom! Kehrte Marco nach einiger Zeit — sicher sehr bald — wieder aus Paris zurück, würde alles viel besser sein: für Marco sowohl wie für den alten Mann, dessen lieber Wahlsohn der Scheidende war und immer bleiben würde.

Zum Schlusse bat Richard Hille seine Freundin inständig, dem Abreisenden ein gutes Wort mitzugeben: ein gutes Wort aus ihrem Munde, aus ihrem Herzen würde für ihn gleich einem Segen sein.

Er selbst konnte seinem Jungen keinen Segen mit auf den Weg geben; denn nichts, was Marco von ihm zu teil geworden war, hatte diesem zum Segen gereicht.

Das war von allem Schweren das Schwerste ...

Nachdem der Brief — ein Facchino sollte ihn am nächsten Morgen vom römischen Bahnhof in die Via Rasella befördern — geschrieben und adressiert war, wollte sich auch Sor Riccardo zur Ruhe begeben; denn dieser Tag hatte ihn müde gemacht wie zuvor kein anderer Tag seines doch schon recht langen und oft recht mühseligen Lebens.

Die Tür zu Marcos Schlafzimmer stand nur angelehnt. Der Einsame schlich hin, lauschte, öffnete leise, trat leise ein.

Die Nebel waren gewichen. Durch das offene Fenster leuchtete eine wolkenlose Sternennacht in das Gemach; die Lichter Roms säumten den Horizont mit Glanz, und dem Meere zu neigte sich der junge Mond.

Marco schlief fest mit tiefen ruhigen Atemzügen, das Haupt auf den erhobenen Arm gebettet. Die Sternennacht warf einen blassen Schimmer auf des Jünglings Gesicht, dessen Ausdruck voll seligen Friedens war. Der Schlaf eines Kindes konnte nicht friedlicher, nicht heiliger sein.

Der Einsame setzte sich in einen Lehnsessel neben dem Lager und betrachtete das junge Antlitz, dem der Sternenschein die Blässe des Marmors verlieh, daß es noch mehr einem Kunstwerk glich, einem Meisterstück der Schöpfung.

So, genau so, hatte Marco Lippi in der Nacht, die seiner Rettung vom Tode des Ertrinkens gefolgt war, auf dem Bette des Gelehrten gelegen, der in jener Nacht noch ein einsamer Mann gewesen war ... Auch in dieser Nacht hielt der Wachende seinen Blick lange Zeit unverwandt auf das schöne Antlitz des Schlummernden gerichtet, mit Gedanken, die Gebete waren, und sich selbst zur Rechenschaft ziehend: ‚Weshalb gabst Du ihn nicht aus eigenen Stücken frei? Dadurch ihn zwingend, sich selbst von Dir zu befreien; dadurch ihn in Schuld stürzend, daß er an seiner jungen Seele Schaden litt ... Gib Rechenschaft, verantworte Dich!‘

So klagte sich Richard Hille am Bette Marcos an. Aber er verteidigte sich nicht selbst. Nur daß er auch in dieser schweren Stunde des Erzvaters Jakob und dessen Kampfes mit dem Engel des Herrn gedachte: ‚Ich lasse Dich nicht; Du segnest mich denn!‘

Richard Hille mußte seinen lieben Jungen lassen, bevor dieser durch ihn von der Gottheit gesegnet ward.

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem nämlichen Zimmer, in welchem die Mutter des großen Toten geweint und geklagt hatte, hielt Richard Hille stille Wacht.

Unter dem Deckengemälde der aufsteigenden Sonne trauerte damals die Mutter von Kaisern und Königen um Napoleon Bonaparte — trauerte in dieser Nacht der alte deutsche Gelehrte um seinen lieben Sohn.

Es konnte keine verschiedeneren Wesen geben, als diese beiden Trauernden waren; aber es war bei beiden dasselbe tiefe Menschenleid, darauf die Tag bringende gütige Göttin lächelnd herabschaute.

Plötzlich fuhr Richard Hille voller Entsetzen auf: beim fahlen Grauen des Morgens glich Marcos Gesicht plötzlich dem eines Sterbenden.

Der alte Mann beugte sich angstvoll auf den Schlummernden herab und lauschte ... Er atmete, lebte! Gott sei Dank: e r l e b t e — wenn er auch für Richard Hille gestorben war.

XXIII

Strahlend brach der Trennungstag an, als es nach winterlicher Nebelzeit plötzlich Frühling geworden.

Auf Marcos Wunsch fuhren sie auch dieses Mal nicht mit der Bahn, sondern im Wagen nach Rom. Die Oliveten zu beiden Seiten der Straße, bevor diese die Ebene erreichte, glichen auch heute wiederum einem Zauberwalde. Die Nebel des letzten Tages hatten die Zweige wie mit Tau genäßt, so daß das feuchte Laub in der Sonne flimmerte und funkelte, als wären die silbrigen Blätter mit Diamanten bestäubt. Zu den Lerchenliedern in den Lüften sang der Chor der Pflückerinnen. Doch waren es an diesem heiteren Morgen Gesänge der Lebensfreude.

Keiner der beiden Reisenden sprach. Landvolk begegnete ihnen. Die Leute grüßten und wünschten glückliche Fahrt. Schweigend dankte Sor Riccardo. Seine Hände lagen so schlaff in seinem Schoß, als könnte er sie nie wieder regen. Plötzlich fühlte er seine Rechte gefaßt und festgehalten. Während der ganzen Dauer der Fahrt hielt Marco die kraftlose welke Hand in seiner jungen starken, was Richard Hille geschehen ließ: auch diese letzte Mitleidsgabe hinnehmend, unfähig sie zurückzuweisen in dieser letzten Stunde.

Durch Porta San Giovanni in Rom einfahrend, wechselten sie die ersten Worte: „Wann willst Du Tante Dora Lebewohl sagen?"

„Natürlich muß ich sie noch einmal sehen. Und Paoluccia. Auch Lella . . . Zu Minardi werde ich wohl nicht dürfen?"

„Er würde nichts von Dir wissen, und für Dich wäre es —"

Ihm versagte die Stimme, und es dauerte eine Weile, bevor er weiter sprechen konnte: „Wann willst Du also in die Via Rasella kommen?"

„Danke. Du denkst doch an alles . . . Mein Zug fährt nach Zehn. Also werde ich um Neun dort sein. Natürlich begleitest Du mich nicht zur Bahn."

„Ich möchte bis zum letzten Augenblick bei Dir bleiben."

„Nichts ist häßlicher als ein Abschied auf dem Bahnhof. Und Du hassest das Häßliche. Aber wie Du willst."

Wiederum Schweigen . . . Richard Hille versuchte seine Gedanken zu sammeln, um zu sagen, was er sagen mußte: „Eines möchte ich Dich noch fragen."

„Frage also."

„Was soll mit Deiner Statue geschehen?"

„Mit meiner ‚Sehnsucht'?"

„Ich sah sie noch immer nicht."

„Besser, Du siehst sie überhaupt nicht."

„Was wünschest Du, daß ich —"

„Lasse sie in Trümmer schlagen."

„Deine erste Arbeit? D i e s e Arbeit!"

„Ich werde andere Arbeiten machen, bessere! Arbeiten, die mir weniger Unglück bringen."

„Möchten sie Dir alles Glück bringen."

„Mache daher mit meiner Figur, was Du willst. Dir gehört ja auch der Marmorblock . . . Übrigens freue ich mich, daß Du so ruhig bist."

„Du trennst Dich ja nur zu Deinem Besten von mir. Auch werde ich Dich gewiß noch einmal wiedersehen."

Marco gab keine Antwort. Pochenden Herzens wartete Richard Hille, daß er etwas sagen würde — irgend etwas! Daß er ihn gewiß noch einmal im Leben wiedersehen würde. Aber Marco blieb stumm. Da begegneten Richard Hilles Augen dessen Blick . . . Gelassen, gleichgültig — mitleidslos ruhte der Blick des jungen Mannes auf dem, den er für immer verließ.

„Marco!"

„Richtig, das Wichtigste hätte ich fast vergessen! Du

bekommst noch Geld von mir. Sehr viel Geld. Dein Geld arbeitet nämlich. Du wirst erstaunt sein, wenn Du hörst, wie gut es arbeitet, wie viel ich mit Deinem Gelde verdiente."

„Ich bekäme noch sehr viel Geld von Dir? Mein Geld arbeitet?"

„Ich werde mich doch nicht durch Dich bereichern wollen! . . . Was tun wir jetzt? Wenn es Dir recht ist, speisen wir zusammen . . . He, Alfredo!"

Alfredo war der Frascataner Kutscher. Ihm wurde bedeutet, nach dem Korso und zum Café di Roma zu fahren, Marcos Lieblingsrestaurant.

„Dorthin willst Du heute?"

„Man speist dort wenigstens leidlich. Ich bitte Dich, heute mein Gast zu sein und mich das Menü machen zu lassen."

„Für mich nur sehr wenig."

„Du mußt doch immer Umstände machen!"

Im Café di Roma war auch heute wieder viel elegante Welt. An einem der Tische erregte Marcos Erscheinen Aufsehen.

„Dort sind Bekannte von mir. Übrigens keine Damen, nur junge Leute. Einen Augenblick muß ich mit ihnen sprechen. Sie sahen mich seit einer Ewigkeit nicht und kämen sonst zu mir, was Dir, wie ich Dich kenne, unangenehm wäre . . . Dort hinten ist noch ein freier Tisch. Bitte, nimm einstweilen Platz. Ich komme sofort und bestelle."

Richard Hille tat, wie ihm geheißen ward. Er hätte alles getan, kaum wissend, daß er sich bewegte, ging, sprach, dachte. Er sah Marco zu den jungen Leuten treten, die ihn eigentümlich erregt begrüßten.

— — — — — — — — — — — — —

„Sie sind in Rom?"

„Weshalb sollte ich nicht in Rom sein?"

„Was sagen Sie dazu? Es ist entsetzlich!"

„Entschuldigen Sie; aber was ist entsetzlich? und wozu soll ich durchaus etwas sagen?“

„Sie kamen doch deshalb?“

„Ich verstehe kein Wort!“

„So wissen Sie noch gar nicht? ... Lasen Sie denn heute noch keine Zeitung?“

„Ich komme soeben von Frascati, reise heute abend nach Paris und wiederhole, daß ich von dem allen kein Wort verstehe.“

„Also müssen wir es Ihnen sagen.“

„Was, was?“

„Die Marchesa machte diese Nacht einen Selbstmordversuch.“

„Die Marchesa!“

„Sie nahm Gift.“

„Ist sie tot?“

„Man hofft, sie am Leben zu erhalten. Besser jedoch, sie käme nicht wieder auf. Viel besser! Denn mit ihrer Position ist es vorbei; und sie lebte für ihre Position.“

„Inwiefern ‚vorbei?‘“

„Wie können Sie fragen? Nach diesem Skandal!“

„Weil Sie Gift nahm? . . . So sprechen Sie doch!“

„So lesen Sie doch die Zeitung! . . . Pikkolo, gib dem Herrn den Popolo.“

In der Zeitung stand es; in der Zeitung las es Marco. Er las, daß die Marchesa letzte Nacht Gift nahm: aus Liebesgram, eines jungen ungewöhnlich schönen, ungewöhnlich begabten Künstlers willen, der in Villa Strohl-Fern sein Atelier hatte und demnächst ausstellen wollte. Er war ihr Liebhaber gewesen und hatte sie verlassen. Aus ‚Diskretion‘ verschwieg die Zeitung den Namen des Bildhauers, für den diese Affäre eine grandiose Reklame war. Die jungen eleganten Leute waren weniger diskret: „Ihretwillen nahm die Marchesa Gift!“

„Was fällt Ihnen ein? Wie dürfen Sie das behaupten?“

„Wie? Die Marchesa selbst hat es gesagt.“

„Die Marchesa hat mich genannt?“

„Ganz Rom spricht von Ihnen."

„Wie unangenehm!"

„Ein Skandal in optima forma! Wer hätte jemals geglaubt, daß diese Frau Gift nehmen würde! Die Geschichte ist für Sie höchst fatal."

„Natürlich werde ich mich sofort dem Marchese zur Verfügung stellen."

„Machen Sie keine Dummheiten, mein Lieber."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht."

„Das ist doch sehr leicht zu verstehen. Dem Marchese wäre es höchst unangenehm, sich mit Ihnen schießen zu müssen. Sie brauchen ja nicht zu wissen, daß seine Frau Sie genannt hat; er selbst wird es Ihnen schwerlich sagen."

Aber Marco blieb dabei: „Da die Dame töricht genug war, meinen Namen zu nennen, so muß ich dem Ehemann Genugtuung geben."

„Überlegen Sie es sich. Wozu einen noch größeren Skandal? Die Position der Marchesa bleibt ruiniert. Wir sind darüber selbst ganz desparat; denn ihre Dienstagabende waren charmant. In Rom finden wir kein zweites solches Haus. Die Frau muß Sie geradezu wahnsinnig lieben."

„Die Arme. Jedenfalls werde ich mich nach ihrem Befinden erkundigen."

„Also sehen Sie ein, daß Sie selbst durchaus nicht zu wissen brauchen, was ganz Rom weiß."

„Ich werde es mir überlegen . . . Sie müssen mich jetzt entschuldigen."

„Können Sie sich nicht zu uns setzen?"

„Leider nein."

„Ist der alte Herr, mit dem Sie kamen, der deutsche Gelehrte, der Sie so sehr lieben soll?"

„Viel zu sehr . . . Auf Wiedersehen!"

„Reisen Sie wirklich? Ihre Ausstellung würde enormen Erfolg haben. Ganz Rom käme zu Ihnen! Und da es ja wohl Ihre erste Arbeit ist —"

„Ich muß abreisen."

„Paris ist freilich für Sie gerade jetzt der rechte Ort."

„Ich gehe nach Paris, um zu arbeiten."

„Ach so — darum! . . . Ihre Statue soll ein famoser Akt sein. Nicht gerade übertrieben diskret. Aber die arme Marchesa war es auch nicht."

Und die jungen Herren belachten ihren ausgezeichneten Witz.

Das also war sein Abschied von Rom! . . . Seinetwillen nahm die Frau Gift! Diese Frau, die behauptet hatte, er sei der erste, der einzige Mann, den sie jemals geliebt hatte und ohne dessen Liebe sie nicht weiter leben wollte, nicht weiter leben konnte. Damals hätte er fast hell aufgelacht wie soeben die jungen Leute; und nun hatte diese Frau getan, was sie gesagt hatte.

Fühlte er auch jetzt keine Reue? . . . Nein — auch jetzt nicht! Fühlte er sonst etwas, irgend etwas? Fühlte er Mitleid? . . . Kaum.

Immerhin mußte er sich zusammennehmen; denn schließlich war es keine Kleinigkeit, daß ein Mensch seinetwillen in Jammer, in Verzweiflung aus der Welt gehen wollte. Auch war es nicht nötig, daß Richard Hille davon erfuhr. Wenigstens nicht gleich heute. Er würde das Liebesdrama der Marchesa in einer Weise tragisch nehmen, wie nur ein Deutscher — wie nur dieser Deutsche es konnte. Überdies war die Unglückliche eine verheiratete Frau.

Wie kindisch von ihm, sich dem beleidigten Gatten zur Verfügung stellen zu wollen, diesem Gatten! Als ob er noch der nämliche Marco von dem Ball in der Argentina gewesen wäre!

Nach schweigend eingenommenem Mahle, dessen Menü Marco etwas zerstreut zusammengestellt hatte, trennten sich die beiden. Der junge Mann mußte noch verschiedenes für die Reise besorgen, wobei Sor Riccardo nur gestört hätte. Sie verabredeten, sich eine Stunde vor Abgang des Eilzugs bei Tante Dora zu treffen.

Bei San Carlo nahm Marco einen Wagen. Er wollte

den Kutscher anweisen, nach dem Palast der Marchesa zu fahren, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen, zauderte, überlegte — fuhr nach dem spanischen Platz zu dem Reisebureau von Cook. Auf dem Wege dorthin ließ er vor einem Zeitungshändler halten und kaufte sämtliche römischen Blätter des heutigen Tages.

Nachdem er sein Billett gelöst, sich einen Platz im Schlafwagen bestellt und sein Gepäck besorgt hatte, machte er einen Abschiedsbesuch.

Es war einer jener Wege, die ein junger Mann allein zu gehen pflegt.

Marco ging den einsamen Weg auch heute — trotz der Liebestragödie der vornehmen Dame, die heute in den Zeitungen stand und die er jetzt las.

— — — — — — — — — — — — —

Zur bestimmten Zeit in der Via Rasella die hohe Treppe erklimmend — wie steil sie war, wie schwer zu ersteigen! — hörte Richard Hille über sich auf den Steinstufen einen anderen elastischen Schritt; er hörte mit dem bronzenen Klopfer gegen Tante Doras Tür pochen, hörte Paoluccias Stimme fragen: „Wer da?“ und hörte eine junge helle Stimme antworten: „Freunde!“ Darauf wurde die Tür geöffnet und gleich wieder geschlossen.

Die junge Stimme hatte auch heute solchen wahrhaft leuchtenden Klang und siegreichen Wohllaut gehabt.

Richard Hille war lauschend stehen geblieben. Und er stand noch und lauschte, als die helle Stimme längst verklungen war.

Es würde das letzte Mal gewesen sein, daß er sie in diesem Hause gehört; das letzte Mal vielleicht in seinem Leben . . .

Noch langsamer und mühseliger stieg er weiter. Die Treppe zu Tante Doras Wohnung däuchte ihm heute so hoch und steil, daß er mit zitternden Knieen oben anlangte. Auf sein Pochen wurde jedoch nicht erst gefragt, wer da sei? Paoluccia öffnete ihm, faßte seine Hand, beugte sich auf seine Hand herab, bedeckte sie mit Küssen.

„Gute Paolucc'!"

„S i e sind gut! Gut sind Sie wie das tägliche Brot!"

Als Richard Hille, ohne bemerkt zu werden, bei Tante Dora eintrat, sah er seine alte Freundin seinem lieben Jungen die Hand reichen, hörte sie fragen: „Fällt ihm der Abschied sehr schwer?"

„Ich fürchte: ja."

„Also leidet er sehr?"

„Der arme Mann ist überreizt."

Tante Dora entzog Marco ihre Hand mit einer Bewegung, als schleuderte sie die schlanke wohlgepflegte Rechte des jungen Mannes, an der ein Brillant blitzte, wie etwas Häßliches von sich . . . Da trat Richard Hille vor, und diesem zuliebe faßte sie sich.

Dann saßen sie zusammen in dem traulichen Raum, von dessen vier Wänden aus strahlenden Kinderaugen Unschuld und Güte auf sie herableuchteten, rosige Kinderlippen voller Kinderseligkeit sie anlächelten. Wie fremde wildfremde Menschen saßen sie zusammen: Tante Dora und Richard Hille und — Richards Junge.

Marco war der einzige, der sprach — irgend etwas. Richard Hille konnte nicht reden; denn er mußte auf die Stimme lauschen, die er heute vielleicht zum letzten Male in seinem Leben hörte, und Tante Dora saß mit zusammengepreßten Lippen, starr vor sich hinblickend, beständig denkend: ‚Richard Hille zuliebe . . .‘

Während Marco irgend etwas sprach, beseelte ihn nur die eine Empfindung: „Bald ist auch das vorbei! Bald bist Du auch davon los und frei! Endlich von allem los und frei!"

Endlich durfte er aufstehen, durfte er aufatmen.

„Einen Augenblick noch!"

Tante Dora sagte es. Sie erhob sich und ging hinaus. Richard Hille wurde es bänglich zu Mut: in dem Wesen der alten Dame lag etwas so Feierliches, fast Großes.

Marco stand da, schwieg, wartete.

‚Wenn er jetzt zu Dir träte, Deine Hände faßte, Dir

in die Augen sähe, Dir ein Wort sagte; nur ein einziges gutes Wort!'

Aber Marco stand da, wartete, schwieg. Wie ewig lange Tante Dora ausblieb! ... Dann kam sie, und mit ihr — Lella.

Was war aus dem hübschen huschligen Nymphlein geworden?... Ein bleiches stilles Weib.

Tante Dora hielt sie bei der Hand und führte sie zu Marco. Erst, als sie mit dem jungen Mädchen dicht vor ihm stand, ließ sie die arme kleine Hand los, die kalt und zitternd in der ihren gelegen.

Lella sprach jetzt: „Du gehst fort?"

„Ja."

„Lasse Dir's gut gehen im Leben."

„Und Du?"

„Mir wird's auch gut gehen."

„Was wirst Du tun?"

Sie sah ihn groß an, als verstünde sie seine Frage nicht; als müßte sie sich erst besinnen, wie es möglich war, daß er die Frage an sie richten konnte.

„Was ich tun werde?"

„Verzeih! Ich meinte ... Verzeih mir!"

„Lebe wohl."

Sie reichte ihm ihre Hand, deren Zittern und Eiseskälte mit Engelszungen zu ihm hätte sprechen müssen, wenn er solche himmlische Stimmen hätte vernehmen können.

Da er nicht wußte, was er mit der kleinen kalten Hand, die so hilflos in der seinen lag, beginnen sollte, entzog Lella sie ihm sanft, sah ihn mit einem Blick an, der ewigen Abschied von ihm nahm, trat von ihm zurück, wandte sich von ihm ab, ging aus dem Zimmer.

Sie ging hinüber zu dem Manne, der sie nicht erkannte und doch nur Ruhe fand in seinem wirren Daseinstraum, wenn die kleine kalte Hand auf seine kranke Stirn sich legte: so leise und leicht, daß die Hand eines Kindes sie hätte fortschieben können; und doch so voller Wunder-

kraft, daß sie die wilden Stürme seines wirren Geistes beschwor wie eine Heilandshand.

— — — — — — — — — — — — — —

Und jetzt der letzte Abschied . . .

Da für Marcos Abreise alles besorgt war, so gelangten die beiden ohne jede fieberhafte Eile auf den Perron des Bahnhofs. Hier herrschte erdrückendes Gewühl, betäubendes Getöse. Qualm erfüllte die hohe Halle. Durch den grauen Dampf glommen wie durch Gewölk die Lichter: gelbe, grüne, rote. Dazu Zischen und Fauchen, schrille Pfiffe, gellende Rufe. Viele der Abreisenden wurden von Angehörigen und Freunden begleitet. Alle hatten sich etwas zu sagen, einander etwas aufzutragen und letzte Grüße zu bestellen. Alle waren vergnügt: die Abreisenden sowohl wie die Zurückbleibenden.

„Lebe wohl!“

Marco umarmte und küßte Richard Hille . . . Dabei fiel ihm ein, daß er diesem noch immer nicht gesagt hatte, was ein Mensch mit seinem Blut in den Adern außer einem Feigling sonst noch sein konnte.

Daß Marco Lippi gerade bei dieser letzten Umarmung, diesem letzten Kusse daran denken mußte!

Er riß sich los, stieg in den Wagen, ging in sein Coupé, öffnete das Fenster, lehnte sich weit hinaus.

Auch diese beiden Scheidenden sagten sich in den letzten Augenblicken etwas, irgend etwas. Dann bat der Abreisende seinen Begleiter, zu gehen.

Richard Hille stand inmitten des tosenden Gewühls und sah steif hinauf zu dem jungen schönen Gesicht in dem geöffneten Fenster, glücklich, es noch sehen zu können.

„Partenza!“

Die Wagentüren wurden zugeschlagen; Abreisende und Zurückbleibende riefen, grüßten und schwenkten Taschentücher; die Lokomotive gab das Signal zur Abfahrt . . . Ein langer durch Mark und Bein gellender Pfiff, und langsam, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

‚Er geht fort! Dein Junge geht fort!‘

In dem offenen Fenster das junge schöne Gesicht durch den Dampf und Qualm immer undeutlicher, immer entrückter . . .

Marco lehnte weit hinaus, mit erhobener Hand winkend und grüßend.

Immer noch langsam, sehr langsam, fuhr der Zug durch die große Halle hinaus . . . Richard Hille hätte noch aufspringen, hätte noch mitfahren können.

Er stand jedoch und starrte auf die erhobene winkende Hand.

Plötzlich begann er zu laufen. Er lief dem Zuge nach, als könnte er ihn noch erreichen, noch aufhalten. Es war ein komischer Anblick, den alten grauen Herrn mit dem schleppenden Fuße dem jetzt schnell fahrenden Bahnzuge nachlaufen zu sehen, als ob sein Lebensglück davonführe: hinaus in die dunkle Nacht, in die weite Welt.

Viele lachten über den komischen alten Herrn.

Google

XXIV

Wie fremd Richard Hille alles erschien: Menschen und Welt! Fremd sein geliebtes Rom! Er fand sich darin gar nicht zurecht, wußte gar nicht, wohin? . . . In die Via Rasella! Dorthin, wo er zu Hause war.

Er hätte in seine Wohnung, in sein Zimmer gehen und in seinem Bette schlafen können, umgeben von seinen geliebten Antiken. Aber wenn er dann nebenan in Marcos Zimmer die Stimme von Aristide Minardi gehört hätte —

Käme er jetzt nach Hause und läge in seiner Wohnung nicht Aristide Minardi, sondern Marco schwer krank . . . Wie hätte er den Todkranken pflegen wollen, Tag und Nacht, durch Wochen, Monate, Jahre. Und wenn der Todkranke dann wieder gesund, wieder ‚sein Junge' geworden wäre —

Er fand in seinem Trennungsschmerz auch jetzt keine anderen Worte, brauchte keine anderen zu finden: die zwei Worte sagten auch jetzt alles, was der einsame Mann in seinem großen Leide zu sagen vermochte.

In der Nähe von Piazza Colonna begab er sich in einen Gasthof, ließ sich ein Zimmer anweisen, warf sich angekleidet auf das Bett, schlief sogleich ein, erwachte spät, mußte sich auf das Vorgefallene gewaltsam besinnen, konnte sich in der Wirklichkeit nicht zurecht finden, sagte zu sich selbst: „Ich muß etwas tun, was mich tröstet und aufrichtet. Es geht mir gar nicht recht gut . . . Was könnte mich wohl trösten und aufrichten?"

Er fand es nicht gleich, irrte durch die Straßen, als ob er heimatlos sei, ein Verlassener und Ausgestoßener. Plötzlich blieb er stehen und schlug darauf entschlossen eine bestimmte Richtung ein. Er ging nach dem Peters-

platz und zum Vatikan, stieg Roms schönste Treppe hinauf, dann eine schmale häßliche Seitentreppe, und gelangte zu einer kleinen unscheinbaren Tür, die ihm auf sein leises Pochen sogleich geöffnet wurde.

Er trat ein in Roms höchstes Heiligtum, setzte sich auf eine der dunklen Holzbänke an der Längsseite unter der Fensterreihe und tat das, was ihn tröstete in seinem Leid und seine Seele aus den Tiefen ihres Kummers erhob.

Er blickte empor und sah über sich den Gott Michelangelos schweben; sah den Schöpfer die Finsternisse zerreißen, die Gestirne schaffen, das erste Menschenpaar. Den Herrn des Himmels und der Erde schaute Richard Hille in seiner höchsten Herrlichkeit, Gottes Geschöpf in seiner vollkommensten Schönheit.

Das ewig Herrliche und ewig Schöne großer Kunst ließ der einsame alte Mann leuchten über seinem grauen Haupte und seinem dunklen Gram.

— — — — — — — — — — — — —

Nachmittags kam Sor Riccardo zu Tante Dora. Sie sprach nicht, faßte nur seine Hand und hielt sie in der ihren.

Ihr Freund sagte: „Er bleibt mein lieber Junge. Ich komme, Dich zu bitten, mir zu helfen, daß er immer mein lieber Junge bleibt. Ich muß ihn als diesen mein Leben lang in meiner Seele behalten bis zu meinem letzten Atemzuge. Ohne Deine gute starke Hilfe vermag ich das nicht. Er hat mich niemals lieb gehabt — nicht für eine einzige Stunde! Aber mein lieber Junge muß es trotzdem bleiben; denn — ‚Wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?‘ . . . Willst Du mir helfen?“

Das wollte Tante Dora.

Dann machten sie zusammen einen Ausgang. Sie gingen den nächsten Weg durch die Via Babuino. Als sie an dem Hause des Marmorarbeiters vorbei kamen, leuchtete es ihnen aus dem dämmerigen Hofe glanzvoll entgegen: der Marmorblock, dem in strahlender Schönheit die Gestalt der ‚Sehnsucht‘ entsteigen sollte. Mit wehmütiger Freude erinnerte sich Richard Hille des schönen,

wunderschönen Tages, an dem er den Block gekauft hatte, und seines Stolzes darüber, daß der tadellos reine Stein in den Bergen von Carrara gebrochen worden war: ganz nahe den Marmorbrüchen Michelangelos. Dem Archäologen wäre freilich damals sowohl wie heute für seinen Jungen Marmor vom heiligen Berge Pentelikon gerade gut genug gewesen.

Sie blieben stehen, schauten durch die offene Haustür in den Hof, und Tante Dora erkundigte sich: „Du behältst doch den Stein?"

„Ganz gewiß."

„Der Mann soll ein ausgezeichneter Arbeiter sein."

„Der beste in Rom."

„Das ist gut."

Weiter sagte sie nichts. Sie verstanden einander, gingen vorüber — vorüber an dem Hause Nummer 86 . . . Jetzt war's Richard Hille, der sprach:

„Er hätte ein schlechter Mensch werden können, wenn man bedenkt, was seine Kindheit und erste Jugend gewesen. Wir wollen es immer bedenken."

„Ein schlechter Mensch ist er gewiß nicht, nur ein sehr schwacher."

„Ich danke Dir."

Sie gingen weiter: durch die Via Babuino, über Piazza del Popolo, zum Tore hinaus und hinauf zur Villa Strohl-Fern. Dem Custoden sagte der Professor: „Der junge Herr ist verreist: nach Paris! Sein römisches Atelier behält er. Sollte er auch Jahre fortbleiben, er behält es. Wollen Sie das für mich besorgen?"

„Gewiß. Wünschen Sie das Atelier zu besichtigen?"

„Ich bitte um den Schlüssel . . . Bleiben Sie. Wir kennen den Weg."

Sie gingen in den weiten schönen Park und Hecken blühender Rosen entlang, gelangten zu dem kleinen Hause, vor dessen Tür das arme Kind gestanden hatte, schlossen auf, schritten über die Schwelle, darüber das arme Kind geschritten war.

Sie mußten an dasselbe denken, woran an derselben Stelle Marco hatte denken müssen.

Dann sahen sie dessen erstes Werk, sahen sie seine ‚Sehnsucht'. . .

Lange standen die beiden Alten schweigend, schauten sie schweigend. Aber dann brach es aus Richard Hilles erschütterter Seele wie ein Jubelruf, wie ein Dankgebet: „Tante Dora! Liebe Tante Dora! Er ist doch ein Künstler!"

Tante Dora sprach nicht; sie weinte. Weinend gedachte sie des holden Kindes, welches dem jungen Manne, der „doch" ein Künstler war, für dieses Werk seine Schönheit preisgegeben und dabei sein Lebensglück verloren hatte: nur sein Lebensglück; nicht seine Reinheit, nicht seine Unschuld. Und weinend gedachte sie des edlen Mannes, der vor diesem lieblichen Bildnis zusammengebrochen war und dessen verwirrten Sinnen verschlossen blieb, daß die Geliebte sich dargebracht hatte wie eine Priesterin ihrer Gottheit die Opferschale.

Aber — ein Künstler war er doch: er, Marco Lippi!

Auch darum weinte Tante Dora vor der Statue von Marco Lippis ‚Sehnsucht'. Denn sie wußte, daß dieser seine Sehnsucht nach Leben und Lebensglück fortan nicht in der Kunst stillen würde; sie wußte, daß keine Freundschaft — auch nicht die treuste! — und keine Frauenliebe — auch nicht die heiligste! — diese irrende Seele jemals erlösen konnte.

„Hörst Du mich, Tante Dora?"

„Gewiß, lieber Freund."

„Weißt Du, daß die Figur ein wundervolles Grabmonument geben würde?"

„Aber Sor Riccardo!"

„Entsetze Dich nicht; ich weiß genau, was ich sage. Von dem Haupte der holdseligen Gestalt müßte nur ein langer feierlicher Schleier niederfließen."

„Dann wäre es nicht mehr dieselbe Figur."

„Wenn es geschickt, sehr geschickt gemacht würde, so könnte es fast dieselbe Figur bleiben.“

„Ein trauernder Genius!“

„Trauernd darüber, daß der Sehnsucht des Menschen nicht Fittiche gegeben sind, um seine Seele emporsteigen zu lassen: auf einem Wolkenwege einem in Lüften schwebenden leuchtenden Kreuze entgegen.“

XXV

In seinem geliebten Goethe — was für ein guter Deutscher der alte Römer geblieben war! — las Richard Hille folgende echte Goetheworte: „Seelenleiden zu heilen vermag der Verstand nichts, Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit alles". Also versuchte Richard Hille nach den Worten seines Dichters zu leben. Er wohnte wieder in der Via Rasella; und in Marcos Zimmer führte der Schöpfer des Vittorio Emanuele-Denkmals jenes Dasein, schlimmer als der Tod.

Aristide Minardi war nicht wahnsinnig, sondern schwachsinnig: „Gehirnparalyse"! Der Staat wollte dem unglücklichen Künstler einen Jahresgehalt aussetzen. Da jedoch der Gesunde, der Lebende dieses Gnadengeld niemals angenommen hätte, so lehnten es für ihn auch die beiden Menschen ab, welche die Sorge für den Mann, der schlimmer als tot war, übernommen hatten. Sie sagten: „Der gesunde Aristide Minardi hat der Kunst, seinem Vaterlande, der Welt angehört — der kranke Aristide Minardi gehört uns. Niemand anderem als uns! Wir wollen ihn pflegen, wollen für ihn sorgen — arbeiten wollen wir für ihn. Und wenn wir nicht mehr für ihn arbeiten können, so werden er und seine Verlobte unsere Erben sein. Einstweilen können wir jedoch noch arbeiten."

Davon ließen sich die zwei Alten nicht abbringen. Wurde das Reiterstandbild wirklich in Erz gegossen, wirklich auf dem Kapitol aufgestellt, so konnte der Staat den Künstler für sein vollendetes Werk zahlen: vor dem Guß und der Aufstellung keinen Soldo!

So arbeiteten denn Tante Dora und Richard Hille für diesen ihren gemeinsamen — Wahlsohn. Tante Dora

malte ihre rosigen lachenden Kindergesichter, und Richard Hille entzifferte rätselhafte Inschriften, löste die schwersten archäologischen Streitfragen, schrieb viel gelesene und viel bewunderte Aufsätze über antike Kunst und das ‚ewig Schöne‘ in derselben. Nebenbei verkaufte er alles, was er an Kunstwerken und ‚ewig Schönem‘ besaß. Stück für Stück seiner Sammlung ging zu einem Händler, und bei keinem feilschte der Gelehrte mit dem klugen Kaufmann um den Preis.

Jeder erarbeitete Soldo wurde von den beiden Alten gespart: für Aristide Minardi und für sie, die seine Braut bleiben wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Es kam die Zeit, wo Richard Hille seiner schwesterlichen Freundin klagte: „Ich werde alt und müde. Wie sehr alt und sehr müde ich werde, merke ich so recht an meiner Arbeit: sie interessiert mich nicht mehr. Denke doch: meine geliebten Alten interessieren mich nicht mehr! Wie kann das nur möglich sein?“

Tante Dora wußte sehr wohl, wie das möglich sein konnte, hütete sich jedoch, es zu verraten, schalt vielmehr: „Das sind Einbildungen. Wenn Du Dir nur etwas einbilden kannst! Arbeitet der Mann wie ein Jüngling und jammert wie ein Greis! Es ist schrecklich, was man mit Dir ausstehen muß.“

Sie schalt in einem fast zärtlichen Tone. Es war derselbe Ton, mit dem sie ihre kleinen Modelle auszankte, wenn sie bei den Sitzungen nicht still halten wollten. Dabei sah sie voll heimlicher Sorge auf den Freund: auf sein gebeugtes, jetzt schneeweißes Haupt; auf sein welkes, jetzt recht altes Gesicht. Gut, daß Richard Hille seine trüben Brillengläser trug. Tante Dora wußte jedoch, welchen traurigen Blick sie verdeckten.

Die Zeit verging.

Aber jeden Tag, so oft die Post kam, schaute Richard Hille den einlaufenden Briefschaften in einer Erregung entgegen, als erwarte er mit jeder Post eine wichtige

Nachricht, eine Mitteilung, von der ein Schicksal abhing. Sie kam jedoch nicht.

Plötzlich schrieb Marco Lippi aus Paris ... Es ging ihm gut, es ging ihm ‚herrlich‘! Er hatte ungeahnte Erfolge. Und das als Mensch sowohl wie als Künstler! Seine künstlerischen Erfolge waren derartige, daß er sehr viel Geld verdiente, also sehr viel Ruhm erntete. Paris war für ihn das Richtige, das einzig Richtige gewesen! Und wie er sonst lebte in diesem wunderschönen, diesem wunderbaren Paris —

Trotzdem stand am Schlusse des Briefes wörtlich geschrieben: „Erst jetzt erkenne ich, mit welcher Schönheit und Poesie Du das Märchen unserer Freundschaft zu umgeben verstandest ... Meine Menschwerdung verdanke ich Dir! ... Ich versuche, in allem in Deinem Geiste zu leben ... Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein ... Wenigstens mein Seelenleben hast Du geweckt.“

So stand es wörtlich geschrieben: soll meine Religion sein ...

In Richard Hilles Gesicht stieg ein Schein auf, der an den Glanz früherer Zeiten erinnerte, wenn er seinen lieben Jungen ansah. Tante Dora konnte das Aufleuchten in diesem alten welken Gesicht nicht ertragen, wandte sich schweigend ab, ging schweigend hinaus.

Richard Hille aber, als er allein war, las den Brief wieder und wieder und wieder. Dann legte er das Schreiben in ein Kuvert, schrieb darauf: „frohe Botschaft von meinem lieben Jungen“ und bewahrte es in der Familienbibel des Pastors Jonathan, im Evangelium Johannis, an der Stelle, wo die Geschichte von dem verlorenen und dem wiedergefundenen Sohne erzählt wird.

Nach einiger Zeit noch einmal Nachricht von Marco Lippi aus Paris ... Von wenigen flüchtigen Worten begleitet die Sendung einer Geldsumme: das Kapital, welches der Sohn des Advokaten für Richard Hille angelegt hatte. Es war weder das Dreifache noch das Doppelte der Summe, sondern genau das Kapital.

Marco Lippi stattete es ‚dankend‘ zurück.

Alsdann — nichts mehr von Marco Lippi.

Richard Hille schrieb und wartete. Tante Dora schrieb und wartete. Es schrieb Paoluccia. Vielmehr: Paoluccia ließ schreiben, einem der öffentlichen Schreiber von Piazza Montanara den Brief diktierend.

Aber — nichts mehr von Marco Lippi! Nie mehr. Und die Zeit verging.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit verging.

Von einem Gusse des Reiterstandbildes Aristide Minardis blieb alles stumm. Noch immer stand der weiße König und sein weißes Roß in dem Grabmal des Augustus, und beide wurden von dem treuen Diener seines Herrn bewacht; noch immer verharrte der Geist des unglücklichen Künstlers in der Gruft seines Irrsinns, von allem Irdischen nur die kleine Hand fühlend, die ihn durch die dunklen Nächte seiner Phantasieen leitete und die Stürme seines kranken Geistes beschwichtigte. Bisweilen geschah es, daß es über diesen wie eine Erleuchtung kam: Sehnsucht zu Bergesgipfeln empor, um in Himmelshöhe, in Sonnennähe hoch über allem zu schweben.

Tante Dora war es, die eines Tages sagte: „Wir wollen ihm dort oben, wo er zu Hause ist, ein Asyl bauen. Vielleicht, daß seine Sehnsucht alsdann Ruhe findet.“

Wie Tante Dora sagte, so geschah es. Von Richard Hilles kleinem Kapital, welches Marco Lippi verwaltet und zurückerstattet hatte, wurde dem kranken Künstler in der Felsenwelt seiner umbrischen Heimat die Stätte bereitet.

Als das Berghaus fertig stand, führten sie dessen Herrn aus der Tiefe zu Alpengipfeln empor. Mit den beiden Freunden, die dem kranken Künstler das Geleit in die Heimat gaben, gingen Paoluccia und Lella, ging der treue Diener seines Herrn, der den weißen König und das weiße Roß verlassen mußte, da das Grabmal des Augustus wiederum — Zirkus werden sollte.

Aber es war Richard Hille und Tante Dora gestattet worden, das Königsdenkmal aus der Kaisergruft fortzuschaffen: „irgendwohin".

— — — — — — — — — — — — — — —

Danach lebten die beiden einsamen alten Leute wieder in der Via Rasella mit einer neuen Dienerin, die keine Paoluccia war. Was tat das? Es war ja doch alles anders geworden.

Richard Hille ging es fortgesetzt ‚gar nicht recht gut'. Es ging ihm eigentlich recht schlecht. Er konnte nicht mehr im Goethischen Sinne leben: konnte nicht mehr arbeiten, hatte also sein heilkräftiges Mittel gegen Seelenleiden eingebüßt.

In dem einen blieb er jedoch ganz der alte Richard Hille: in seiner unentwegten, unveränderlichen — seiner unergründlichen Liebe zu dem verlorenen Sohne seiner Wahl, von dem er nicht einmal wußte, ob er noch lebte. Den für ihn Gestorbenen behielt er lebendig in seinem Herzen, welches matter und matter schlug.

Was der alte Mann in diesen letzten Jahren erlebte, das erlebte er für Marco mit. Wenn er in einem großen Dichterwerk las oder ein herrliches Kunstwerk erblickte, wenn er in seinem geliebten Frascati die alten herrlichen Stätten aufsuchte oder von der Campagna aus über Rom die Sonne untergehen sah, wenn er von den Dingen der Welt etwas Schönes, von den Menschen etwas Gutes erfuhr — bei allem und jedem dachte er: ‚Was wohl dazu Dein Junge sagen würde?'

Und immer blieb dieser Name der Ausdruck für alle Liebe und Zärtlichkeit, für alle Sorge und Angst, die er für einen fühlte, der vielleicht in Wahrheit längst gestorben und verdorben war. Durch die Straßen Roms schleichend, über seinen Büchern sitzend, in seinem öden Zimmer auf und ab wandelnd, hörte sich Richard Hille häufig sagen: „Mein Junge, mein Junge!"

Bisweilen blieb er vor der Tür von Marcos Zimmer stehen und lauschte: ob drinnen, in dem geschlossenen

Raum, eine wie Jugend und Frühling tönende Stimme nicht riefe: „Hier bin ich!“

Aber — alles still ... Alles still.

So lebte Richard Hille ein zweifaches Dasein, davon nur jenes seelische ein Sein für ihn war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Tante Dora beobachtete ihren alten Freund und wachte über ihn. Dann war es wiederum sie, die eines Tages zu ihm sagte: „Höre, Richard Hille! ... Du hörst mich doch?“

„Gewiß. Was soll ich?“

„Fort sollst Du!“

„Soll ich schon jetzt nach Spoleto und hinauf nach dem ‚Asyl‘? Es ist diesen Sommer in Rom noch gar nicht sehr heiß.“

Tante Dora rief empört: „Noch gar nicht sehr heiß? Sonst konnte es der Mann schon im Juli vor Hitze nicht mehr aushalten! Und jetzt, wo es selbst mir zu heiß wird, findet er's am Ende gar kühl?“

„Zu heiß? Dir in Rom zu heiß!“

„Kurzum: ich will fort aus dem Brutkasten! Du sollst mich fortschaffen. Und das sogleich!“

„Also reisen wir sogleich nach Spoleto.“

„Ach was, Spoleto! Ich will etwas von der Welt sehen. Glaubst Du, ich wollte sterben, ohne die Venus von Milo gesehen zu haben?“

„Die Venus von Milo?“

„Sie steht im Louvremuseum.“

„Nach Paris willst Du?“

Richard Hille erschrak so heftig, daß er anfing zu zittern. Aber an dem Ausdruck in seinem Gesicht erkannte Tante Dora, daß sie recht beobachtet und jetzt das Richtige gefunden hatte; denn: ‚So geht es nicht länger! Er muß nach Paris! Muß selbst hören, selbst sehen. Entweder, es wird mit ihm besser, oder — dann lieber das Oder. Es muß getragen werden, wie der Mensch sein Schicksal eben tragen muß. Und Richard Hilles Schicksal war der junge

Mann mit Namen Marco von erster Stunde an. Dagegen gab es keine Hilfe.'

Also rüsteten sich die beiden Alten für eine Reise nach Paris, um im Museum des Louvre die hohe Frau von Melos zu sehen. Gerade an dem Tage ihrer Abreise kam ein Telegramm aus Spoleto: im ‚Asyl' ginge es schlecht; Tante Dora sollte sogleich kommen!

Tante Dora wollte die Reise nach Paris aufschieben; Richard Hille erregte die Verzögerung jedoch derartig, daß es besser war, er reiste allein, um allein vor dem Wunderwerke des Praxiteles stille Andacht zu halten.

XXVI

Marco Lippi lebte und wohnte zwar nicht in Paris selbst; aber ganz nahe bei Paris: in dem Villenorte Passy, ‚Chalet des Platanes'.

Beständig die Adresse sich vorsagend, erkundigte sich Richard Hille bei verschiedenen Personen, auf welche Weise man am besten von Paris nach Passy käme? Es erschien ihm schwieriger als die weite Reise von Rom nach der Hauptstadt Frankreichs.

Den nächsten Tag wollte er in aller Frühe nach Passy aufbrechen und schloß vor Angst, sich zu verschlafen, kein Auge.

Er sollte Marco wiedersehen! Wie würde er ihn finden? Als glücklichen, als tüchtigen Menschen?

In den vielen wachen Stunden dieser Nacht redete Richard Hille mit sich selbst: „Ob er sich freuen wird, Dich wieder zu sehen? Du darfst nicht zu sehr enttäuscht, nicht zu sehr betrübt sein, wenn er sich weniger freuen sollte als Du vielleicht glaubst. Nach so langen Jahren stehst Du plötzlich vor ihm, ihn förmlich überfallend ... Solltest Du Dich nicht lieber bei ihm anmelden? ... Nein! Nun gut. So mußt Du aber auch vernünftig sein und von ihm keine allzu große Freude verlangen. Du verlangst von den Menschen immer viel zu viel. Das ist es! Daher kommt alles Unglück für Dich! Auch von ihm hast Du viel zu viel verlangt. Gott sei Dank, daß Du zu dieser Erkenntnis gelangt bist — endlich! Es war dafür höchste Zeit; gerade vor diesem Wiedersehen nach Jahren der Trennung ... Wenn Du ihn als glücklichen, als tüchtigen Menschen wiederfindest, braucht er sich gar nicht sehr zu freuen. Es wäre dann für Dich auch ohne seine Freude ein schöner Abschluß Deines Lebens. Der allerschönste!"

In grauer Frühe stand er auf und kleidete sich sorgfältig an. Förmlich Toilette machte er noch auf seine alten Tage! Zu dem neuen grauen Anzug: Salonrock, eine neue schwarze Krawatte und einen eigens für Paris angeschafften grauen Filzhut mit möglichst schmaler Krempe. (Marco hatte seine mächtigen germanischen Hutkrempen stets belächelt.) Darauf schlürfte er hastig eine Tasse schwarzen Kaffees, ließ sich von dem zum Glück deutsch sprechenden Portier noch einmal ausführlich seine Reiseroute beschreiben und machte sich auf den Weg, ängstlich nach den erhaltenen Anweisungen sich richtend.

Da seine Unruhe von Minute zu Minute wuchs, so erinnerte er sich beständig jenes Briefes, darin Marco schrieb: „In Deinem Geist will ich leben! Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein. Wenigstens mein Seelenleben hast Du geweckt ...“

Was brauchte er zu fürchten, wovor sich zu ängstigen? Wer solche tiefernste feierliche Worte schreiben konnte, mußte ein tüchtiges Leben führen, mußte also ein guter Mensch sein ... Ein guter Mensch zu sein — darauf kam es an; das war das Höchste und zugleich Schönste, was der Mensch anstreben konnte: *nur* anstreben! Denn zu erreichen war es nicht. Aber schon das Streben war köstlich und machte glücklich.

Ein möglichst guter Mensch zu sein —

An Marco denkend und an Marcos Güte noch immer, auch jetzt noch, unerschütterlich glaubend, kam Richard Hille mit keinem Gedanken darauf, daß er, der Mann, welcher der ‚Buonissimo‘ hieß — ein Name, der dem alten Herrn, so oft er ihn hörte, die brennende Scham ins Gesicht trieb — daß er selbst sein ganzes Leben lang nichts anderes getan, als den Spruch zu erfüllen:

Leben — heißt: in Lebensfluten
Den *Gott* zu suchen im *Guten* ...

Gestärkt durch die Erinnerung an Marcos wie ein Gelöbnis gesprochene Worte langte er glücklich in Passy

an. Doch für seinen Besuch war es auch jetzt noch zu früh: Marco war sicher noch nicht aufgestanden.

Er kannte doch seinen Jungen! Dagegen wollte er schon jetzt das ‚Chalet des Platanes‘ aufsuchen.

Man mußte ihm eine falsche Adresse angegeben haben: unmöglich konnte Marco hier wohnen! Das Chalet war ein Chateau!

Das schöne Gebäude lag über einer schmalen steilen Treppe auf einer mit japanischem Blumengras bewachsenen Anhöhe unter prachtvollen alten Platanen. Sorgfältig gehaltene, mit gelblichem Kies bestreute Wege führten hinauf zu dem weißen Hause, welches blaßblaue Winden und purpurfarbene Clematis umrankten. Hohe Büsche blauer Hortensien leuchteten sowohl auf dem frühlingsfrischen Rasen des Gartens wie unter den Platanen, um deren silbrige schuppige Stämme gleichfalls blaue Winden und purpurblütige Clematis sich schlangen, Äste und Wipfel durchwuchernd.

Unmöglich, daß Marco hier wohnte!

Es war dennoch möglich: der kleine Feenpalast war wirklich sein Haus! Neben der bronzenen Gittertür entdeckte Richard Hille in einem Bollwerk blauer Winden eine kleine Tafel grauen Marmors mit der Silberschrift:

Marco Lippi
Sculpteur-artist.

Es mußte ihm herrlich gehen in dem herrlichen Paris! Und um diese ganze Herrlichkeit hätte ihn sein bester Freund auf Erden fast gebracht! Denn wäre Marco Lippi in Rom bei Richard Hille geblieben, so hätte er im höchsten Stockwerk der Via Rasella gewohnt, anstatt in Passy und in diesem wunderbaren Platanenschloß. Wie recht hatte der junge Mann also gehabt und wie unrecht dessen ‚bester Freund‘. Dieser wäre beinahe seines lieben Jungen schlimmster Feind geworden! Gott sei Dank, daß der Jüngling sich von seinem Mentor befreit hatte, solange es noch Zeit für ihn war.

Im Innersten bewegt, kletterte Richard Hille die steile Treppe wieder hinab ... Es war wirklich noch immer zu früh! Auch mußte er sich von neuem ‚abregen‘. Marco liebte dergleichen bewegte Gemütsstimmungen nicht. Jetzt jedenfalls noch weniger als damals.

Nach einer Stunde stand der Alte zum zweiten Male vor der bronzenen Pforte, die in das blaue Paradies einführte.

Trotz aller guten Vorsätze und obgleich er jetzt ‚wirklich ganz ruhig war‘, zitterte die Hand, die auf den Glockenknopf drückte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seine Hand war wohl zu zaghaft gewesen: er mußte noch einmal läuten; und auch jetzt dauerte es eine ziemliche Weile, bis jemand kam.

Es war ein junger Diener in hellblauer Livree mit echtem Lakaiengesicht, der den frühen Besucher im mausgrauen Salonrock mit Lakaienfrechheit anstarrte und ihn durch das Gitter herablassend nach seinen Wünschen fragte.

In seinem besten Französisch drückte Richard Hille den Wunsch aus, den Herrn des hellblauen Jünglings zu sprechen.

‚Monsieur‘ empfing jetzt nicht.

„Mich wird er gewiß empfangen.“

„Kommen Sie am Nachmittag wieder. Nicht vor Fünf.“

„Ich kann nicht am Nachmittag wiederkommen.“

„Wer sind Sie eigentlich?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Wenn es mich nichts angeht, melde ich Sie nicht.“

„Ich bin ein alter Bekannter Ihres Herrn und komme von weit her, um Ihren Herrn zu sehen.“

Ein komischer Kauz, dieser alte Bekannte! Nicht einmal französisch konnte er sprechen. Trotzdem hatte er etwas in seiner Miene, seiner Stimme, seiner ganzen Haltung, was selbst auf den hellblauen Jüngling Eindruck machte. Er öffnete daher und ließ den alten Bekannten seines Herrn eintreten.

„Wen soll ich melden?"

„Meinen Namen behalten Sie doch nicht."

„So geben Sie mir Ihre Visitenkarte."

„Ich habe keine Karte bei mir."

Der Hellblaue zuckte die Achseln, ging dem eigentümlichen Fremdling voraus dem Hause zu und ließ den Professor draußen stehen. Nach einer Weile kam er zurück und bestellte: ‚Monsieur' sei noch bei der Toilette. Der alte Bekannte von ‚Monsieur' möge jedoch eintreten und warten.

So trat Richard Hille denn ein in Marco Lippis von blauen Winden umranktes, von blauen Hortensien umblühtes Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Treppe aus geschliffenem rosigen Marmor, mit matt violettem Läufer, die Mauern aus veilchenblauem Stuck. Eine Vorhalle. Die Wände ausgelegt mit wie Opal schillernden Glasplatten, in der Höhe umzogen von einer schöngetönten Skulptur, einen Reigen leidenschaftlich bewegter mythologischer Frauengestalten darstellend. Den Plafond bildeten die plastisch gehaltenen graugrünen Wipfel eines Hains, darin die Nymphenschar ihr bacchantisches Wesen trieb. Dazu ein Fußteppich aus goldgelbem Fries und auf hohen Postamenten Bronzevasen mit vergoldeten Sonnenblumen. Sie waren in natürlicher Größe, und ihre Kelche aus goldgelbem Kristall dienten als elektrische Lampen.

Diesem Raume folgte ein Zimmer in Empire. Hier gab es rötliche Mahagonimöbel, einen tiefdunkelblauen Teppich, seidene Fenstervorhänge und Portieren: mauve mit Applikationen von lavendelfarbenen, sich rankenden Passionsblumen ...

In dem Empirezimmer wartete Richard Hille auf den Herrn des Hauses. Und plötzlich fühlte er sich so matt, als ob er sich vorher nicht sorgsam genug vorbereitet, durch gute Gedanken sich nicht genug gestärkt hätte. Er mußte sich setzen, um auszuruhen ... Neben ihm, auf

einem altertümlichen, schön eingelegten Tische, lagen Bücher. Ohne es recht zu wissen, las er die Namen der Autoren: Malarmé, Verlaine, Baudelaire, Beardsley, Oskar Wilde und Gabriele d'Annunzio.

Von seinem Platz aus sah der Wartende auf eine Gartenterrasse ... Zwischen den Hortensienbüschen stand ein gedeckter Tisch, mit einer Silberplatte in der Mitte und darauf eine Silberschale mit brennend roten Geranien. Auf das Silber und die Blumen schien mit magischem Farbenspiel die Sonne.

Es war für zwei Personen zum Frühstück gedeckt ... Der Herr des Hauses mußte verheiratet sein!

Richard Hilles Herz begann heftig zu schlagen, und etwas wie neue Hoffnung schlich in seine Seele: des Hauses Herr könnte doch anders sein als das Haus. Zugleich stieg vor dem inneren Gesicht des Wartenden die Gestalt einer jungen Frau auf: zart und anmutig, mit hellblondem Haar, tiefblauen Augen und einem guten Lächeln, darin die ganze reine Seele der lieben jungen Frau lag. Denn Richard Hille hatte sie bereits in der bloßen Vorstellung lieb! Da er immer noch warten mußte, so malte er an dem reizenden Porträt weiter, dafür von der Palette seiner Phantasie die lichtesten Farben nehmend. Ehe er sich's versah, war aus der jungen Frau das Urbild einer deutschen Hausfrau geworden. Und das in dieser Umgebung!

Gewiß konnte auch eine Französin eine liebe liebliche Hausfrau sein. Sogar eine Pariserin! Es war dies eine Frauengattung, von der Richard Hille nichts wußte, davon er jedoch eine höchst eigentümliche Vorstellung besaß. Die Pariserin war — nach Richard Hille — ein geradezu unheimliches Frauenwesen, welches ihm Furcht einflößte: existierte die Schöne doch nur, um die Heldin eines Sardouschen Ehebruchdramas oder Zolaschen Sittenromans zu sein.

Der deutsche Gelehrte tat diesen Damen sicher schweres Unrecht. Wie schön, wenn er das heute einsehen mußte,

wenn er heute bereuen durfte! Und wenn die liebe junge Pariser Hausfrau gar eine junge liebliche Mutter wäre; wenn Richard Hille jetzt einen trippelnden Schritt, ein feines Stimmchen hörte; wenn der alte Mann, der voll zitternder Erwartung harrte, heute den Jungen seines Jungen an sein Herz drücken würde —

Er wollte der lieben jungen Mutter bester Freund auf Erden sein, und der prächtige Kleine sollte sein Junge werden.

Richards Junge ...

Vielleicht für ihn doch noch einmal dieser Name!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sor Riccardo!"

In einem Morgenkostüm aus weißem Tuch, tannenschlank und dem Anschein nach noch immer jugendlich, dem ‚alten Bekannten' lächelnd beide weißen aristokratischen Hände entgegenstreckend, der Herr des Hauses.

„Du bist's wirklich? Weshalb schriebst Du nicht? ... Richard Hille! Alter Hille! Du in Paris! Du bei mir! Nein, wie freue ich mich!"

Und in seiner Freude umarmte Marco Lippi seinen alten Sor Riccardo, mit seinem weichen parfümierten Schnurrbart die welke Wange streifend.

„Ich komme zu früh und störe gewiß."

„Welche Idee? Eine echte Sor Riccardo-Idee!"

„Du hast recht: ich hätte mich anmelden sollen. Du hast ja noch nicht einmal gefrühstückt."

„Hauptsache ist, daß Du da bist ... Sor Riccardo in Paris, Sor Riccardo bei mir! Wie geht Dir's eigentlich? Und wie geht's — Weißt Du, daß Du Dich gar nicht sehr zu freuen scheinst?"

„Ich bin allerdings — Ich fühle mich etwas — Es hat nichts zu sagen ... Du wohnst wie ein Märchenprinz."

„Wie ich wohnen muß."

„Herrlich, daß Du so wohnen kannst."

„Nicht wahr? Ich bin nämlich in der Mode."

„Was bist Du?“

„In der Mode! Weißt Du, was es bedeutet, als Künstler in Paris in der Mode zu sein? Und bei wem in der Mode! Aber wie solltest Du das wissen? Denn Du bist sicher noch immer solch altes Kind. Bleibe kurze Zeit hier, und Du wirst es verstanden haben.“

„Ich kann nicht bleiben.“

„Unsinn! Leider kann ich Dich nicht bitten, bei mir zu wohnen. Hättest Du Dich angemeldet, so hätte ich natürlich für Dich gesorgt. Aber Du stehst ja noch immer!“

„Danke. Ich bin nicht müde ... Du bist verheiratet?“

Marco lachte laut auf. Es war jedoch nicht mehr das alte Marcolachen, welches den, der es hörte, bezauberte, daß man ihn ‚lieb haben mußte‘. Es war jenes grelle häßliche Lachen, welches Richard Hille einmal gehört hatte, um es nie wieder zu vergessen. Es schien zu Marcos natürlichem Lachen geworden zu sein; wenigstens paßte es zu dem ganzen Menschen. Nicht etwa, daß dieser ganze Mensch nicht noch immer eine geradezu glänzende Gestalt gewesen wäre: der Sculpteur-artist Marco Lippi war wahrscheinlich eine der elegantesten und gewinnendsten Männererscheinungen von ganz Paris. Seine siegreiche Jugendschönheit hatte er jedoch vollkommen verloren, und vor Richard Hille stand der vollendete Lebemann, der sich selbst einen Lebenskünstler nannte.

Laut lachend erklärte Marco: „Nein, mein Bester, ich bin nicht verheiratet. Vielmehr: ich bin so angenehm verheiratet, wie man das in Paris eben ist.“

„Also bist Du —“

„Ich brauche in Gottes Namen viel Liebe.“

„Du brauchst Liebe?“

„Nicht, was Du darunter verstehst. Zum Glück nicht das! Was ich in der Jugend mir wünschte, werde ich im Alter in Fülle haben ... Wie Du hörst, habe ich Deinen Goethe nicht vergessen.“

„Laß das jetzt!“

„Übrigens werde ich Dir ersparen, Dich mit Madame

bekannt zu machen. Sie wird bedauern, Dich nicht kennen zu lernen; denn natürlich erzählte ich ihr von Dir."

„Deiner Mätresse erzähltest Du von mir?"

„Und von Tante Dora, von der guten altmodischen Tante Dora. Sie ist nämlich genau so reizvoll altmodisch wie Du."

„Nenne ihren Namen nicht!"

„Ich soll nicht von Tante Dora sprechen?"

„Nicht in diesem Tone!"

„Wie Du wünschest . . . Du frühstückst doch mit mir?"

„Ich frühstückte bereits."

„Schade. Du hättest Himbeeren bekommen, frisch aus meinem Garten."

„Aber ich möchte Dich um eines bitten."

„Du brauchst nur zu wünschen."

„Dein Atelier möchte ich sehen: Deine Arbeiten, die Dich in Paris in die Mode brachten."

„Wünsche es lieber nicht."

„Ich sollte fortgehen, ohne etwas von Deiner Kunst, Deinem Leben gesehen zu haben? Denn Deine Kunst ist doch Dein Leben?"

Die Frage überhörend, warnte der Künstler: „Du wirst es bereuen. Ich bin nämlich durch und durch ein sogenannter Moderner: der Modernsten einer. Einige meinen, ich sei sogar hypermodern. Und das in Paris!"

„Ich kann nicht fortgehen, ohne Deine Arbeiten gesehen zu haben."

„In Gottes Namen also!"

Auf dem Wege zu Marcos Atelier erkundigte sich Richard Hille in einer eigentümlich versteinerten Weise: „Hörtest Du je wieder von Deinem Vater?"

„Die Polizei erwischte ihn wirklich nicht."

„Du kommst mit Deinem Vater wieder zusammen?"

„Ziemlich häufig sogar. Allerdings nicht gerade in Paris. Das wäre mir unangenehm. Er trägt Monokel und färbt sich den Schnurrbart, ist jedoch im ganzen ein

famoser alter Herr, der bei den Frauen immer noch Chancen hat, echte Lippi-Chancen."

„Wo siehst Du Deinen Vater, wenn nicht in Paris?"

„In Monte Carlo."

„Du gehst häufig nach Monte Carlo?"

„Jedes Jahr einigemale. Und jedesmal begegne ich dort dem Herrn Advokaten Luigi Lippi aus Rom. Wir passen recht gut zusammen — was eigentlich kein Wunder ist. Du solltest sehen, mit welcher Eleganz der Mann verliert: wie ein prince pur sang! Gewinnt er, so zeigt er sofort, daß er ein Kenner von Perlen ist."

„Du spielst in Monte Carlo?"

„Unmoralisch hoch. Übrigens — ein Paradies sage ich Dir! Also gerade das Gegenteil von einer Hölle. Und in diesem Paradiese habe ich rasendes Glück, im Spiel sowohl wie — in dem anderen . . . Was murmelst Du?"

„In Deinem Geist will ich leben . . . Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein . . . Wenigstens mein Seelenleben hast Du geweckt."

„Zitierst Du? . . . Hier sind wir in meinem ‚Studio'. Du wirst es etwas anders finden als mein Atelier in Villa Strohl-Fern; etwas weniger nach Arbeit aussehend."

Es war ein hallenähnlicher Raum, ganz in Silbergrau gehalten: Wandbekleidung, Möbelbezüge, Teppich. Das große Fenster bestand aus einer einzigen Scheibe, die ein riesiger ultramarinblauer Samtvorhang abschließen konnte. Vor dem Fenster — aber noch im Atelier selbst — blühte ein Beet ultramarinblauer, märchenhaft leuchtender Cinerarien.

Durch die hohe Scheibe sah Richard Hille auf die von Clematis und Winden bis hoch in die Wipfel umrankten Platanen. Guirlanden von Winden und Clematis zogen sich wie blühende Festons von Stamm zu Stamm.

„Das ist Dein Atelier? Das ist das Atelier eines Bildhauers! Hier arbeitest Du? Hier kannst Du arbeiten!"

Lachend erklärte der Gefragte: „Viel Stimmung, nicht

wahr? Etwas zuviel . . . Mein teurer Sor Riccardo, der Künstler von heute ist zugleich Ästhet.“

Ohne auf diese Charakteristik des modernen Künstlers einzugehen, erkundigte sich der altmodische Herr: „Und was arbeitest Du hier?“

„Neues kann ich Dir leider nicht zeigen. Ich verkaufe meine Sachen bereits, bevor sie fertig sind. Du wirst nur einige alte Stücke in Reproduktionen sehen.“

„Also bitte die alten Stücke in Reproduktion.“

„Gewarnt bist Du. Ich kenne Dich ja doch! Kein Mensch kennt Dich so genau wie ich.“

„Zeige mir!“

„Sieh her und sei entsetzt! Meine Sachen sind das absolute Gegenteil von Deiner geliebten Antike. Sie ist ein überwundener Standpunkt. Für Paris wenigstens.“

„Für Dich wenigstens —“

Der Künstler, der zugleich Ästhet war, ging und zog an einer Silberschnur. Die Wandbekleidung wich wie ein Vorhang auseinander. Vor Richard Hille öffnete sich eine mit ultramarinblauem Samt ausgeschlagene tiefe Nische, die durch von der Decke herabfallendes elektrisches Licht kunstvoll erleuchtet werden konnte. Kostbare Brokatstoffe bedeckten die Postamente, und auf diesen waren jene ‚alten Stücke‘ des Künstlers aufgestellt, teils in Bronze, teils in einer wie altes Silber schimmernden Masse reproduziert.

Marco Lippi plauderte: „Und für diese Dinge zahlt man mir fabelhafte Preise! Ich kann fordern, was ich will. Macht alles ‚die Mode‘. Wie Du merken wirst, kenne ich mich selbst sehr genau — zu genau vielleicht. Das tat ich freilich von jeher.“

Richard Hille stand und sah . . . Hätte er weinen können, so hätte er jetzt die bittersten Tränen seines Lebens geweint: in seines Jungen Atelier, vor seines Jungen ‚Werken‘.

Sie waren voller Talent, voller — Genie. Aber das Genie des Künstlers war verlottert, verkommen, ver-

sunken in einen Sumpf, daraus keine rettende Hand den armen untergegangenen Genius wieder emporziehen konnte, an das Licht der Sonne zurück, zur Gottheit zurück.

Sämtliche Kunstwerke waren zierliche, überzierliche Statuetten; und sämtliche stellten Frauen dar: Frauen von Paris, Frauen der Pariser Bohême, der Pariser Halbwelt: der Welt des Künstlers, der diese Werke schuf.

Frauen, deren Urbild — ‚Madame' war . . .

Da Richard Hilles Augen trocken bleiben mußten, so weinte seine Seele blutige Tränen über Marco Lippis Untergang als Künstler und als Mensch. Denn da sich der Künstler von dem Menschen nicht trennen läßt, so müssen beide miteinander entweder hoch über allem stehen, oder sie sinken zusammen tief unter alles.

Das war jedoch nur Richard Hilles altmodische Meinung.

— — — — — — — — — — — — —

Noch immer stand er und sah schweigend auf diese Plastik, für welche die Antike allerdings ein überwundener Standpunkt war. Während er sah und stumm blieb, plauderte Marco Lippi — auch seine Stimme war die eines anderen fremden Menschen geworden — über Paris, über sein Leben in Paris und seine ‚wahnsinnigen' Erfolge.

„Sie nennen mich den Félicien Rops der Skulptur."

Mechanisch erkundigte sich Richard Hille: „Wer nennt Dich so?"

„Die Pariser. Vielmehr die Pariserinnen."

„Und sie nennen Dich wie?"

„Den Félicien Rops."

„Sie schmeicheln Dir wohl?"

„Möglich. Ich lasse mir von den Menschen gern etwas Liebenswürdiges sagen. Es ist so angenehm!"

Eine Tür ging auf. Schleppende seidene Frauengewänder rauschten. Richard Hille wollte sich nicht umwenden, mußte sie aber doch sehen: sie — Madame.

Madame ging durch das Atelier ihres Freundes.

Klein, überschlank und überzierlich wie aus Elfenbein

gedrechselt, ein reizendes Köpfchen mit eigentümlich goldigem, eigentümlich frisiertem Haar, allerliebstem Stumpfnäschen und unnatürlich kirschroten Lippen. Richard Hille sah einen feinen schneeigen Hals, schneeige zarte Arme; sah ein Morgenkostüm — ein wundersames Gemisch von Krepp und Tüll, von Spitzen und Plissee, von Schleifen und Rosetten in den mattesten Farben wie von einem Künstler für das anmutige Persönchen eigens komponiert, der erfüllte Morgentraum einer Parisienne beider Welten.

Trotz aller Eleganz und Grazie hätte der alte Römer Madame jedoch niemals für eine Fürstin aus uraltem historischem Geschlecht gehalten — wie es ihm damals in der Sala Margherita geschehen war.

„Verzeih. Ich wußte nicht, daß Du Besuch hattest. So früh!"

„Ein guter alter Freund."

Das schillernde schimmernde Dämchen streifte die graue Gestalt des ‚alten guten Freundes' mit etwas erstauntem Blick, neigte anmutig das leuchtende Köpfchen, lächelte huldvoll, rauschte an Richard Hille vorüber, ihn mit einer Welle Wohlgeruchs überströmend.

— — — — — — — — — — — — —

‚Und das hieltest Du so lange aus? Fast drei Jahre! Wie war dies nur möglich? . . . Wie grau er ist! Der Schleifstein wurde eben abgenutzt, das Messer scharf. So ist es nun einmal auf der Welt. . . . Du sagtest ihm damals: es sei Mitleid gewesen, was Dich so lange bei ihm aushalten ließ. Mitleid? Heute, da ich ihn wiedersehe, glaube ich, daß es etwas anderes, ganz anderes war: etwas wie — Haß! Gerade, als hätte ich an ihm Rache nehmen wollen. Rache wofür? . . . Heute plötzlich wird mir's klar: Ich haßte ihn, wollte mich an ihm rächen, weil er mich damals aus den Wirbeln zog! Was ging's ihn an, wenn ich untergehen wollte?'

Indem er den Schweigenden betrachtete und nicht mehr

begriff, ‚wie er es so lange hatte aushalten können,‘ drängten sich diese Reflexionen Marco Lippis Geist unaufhaltsam auf. Er hielt seinen stummen Monolog kühlen Blutes, wie ein guter Schauspieler, der über seiner Rolle stand.

Da der Alte jetzt auch die Bekanntschaft von Madame gemacht hatte, so konnte er gehen.

„Schon? Das heißt, ich verstehe ... Warum Du wohl in aller Frühe Salonrock anzogst? Das begreift man in Paris noch weniger als in Rom ... Warte wenigstens noch zehn Minuten, damit ich Dich begleiten kann.“

„Ich danke. Ich muß gleich gehen. Es ist mir bei Dir zu schön.“

„Nicht wahr? Ich lebe in Schönheit!“

„Du lebst hier also?“

„Zum ersten Mal! Denn zum ersten Mal weiß ich, was leben heißt.“

„Nicht kämpfen gegen den Spuk dunkler Gewalten in sich?“

„Sein Leben genießen, heißt leben!“

„Für Dich muß es wohl so heißen. Das verstehe ich.“

„Siehst Du, mein alter Sor Riccardo, das freut mich von Dir.“

„Ich verstehe es aber erst jetzt, also zu spät, viel zu spät. Das ist natürlich nur meine Schuld.“

„Wir sind eben sehr verschieden.“

„Sehr verschieden ... Für mich heißt leben noch immer genau dasselbe, was es von jeher für mich hieß: arbeiten! Arbeiten im Schweiße seiner Seele! Dabei von ganzer Seele glauben: an das Gute und Große im Leben; von ganzer Seele sich begeistern: für das Schöne und Edle auf Erden; von ganzer Seele lieben — nicht einen Menschen, sondern die Menschheit ... Und jetzt, Marco Lippi, sage ich Dir Lebewohl.“

„Ich sage Dir: auf Wiedersehen! Heute nachmittag komme ich natürlich nach Paris. Ich muß Dir doch Paris

zeigen! Unbegreiflich, daß Du es noch nicht kennst. Es ist die einzige Stadt auf der Welt, sage ich Dir: einfach die Stadt! . . . Wie Du hörst, führe ich noch immer einige meiner alten Redensarten, die ich von Dir annahm . . . Bei Paillard soupieren wir zusammen. Du wirst Augen machen."

„Ich wünsche heute allein zu bleiben."

„Gut. Aber nur heute. Wo stiegst Du ab?"

„Cour de la reine, bei der Madeleine."

„Wie kamst Du dorthin?"

„Ich bin recht zufrieden . . . Bemühe nicht Deinen Herrn Bedienten. Ich finde den Weg."

„Du wirst mir doch gestatten, Dich bis zur Tür meines Hauses zu begleiten?"

Also begleitete Marco Lippi seinen guten alten Bekannten: durch das Empirezimmer, vorüber an der Gartenterrasse, auf welcher Madame jetzt allein beim Frühstück saß; durch das wie Opal schimmernde Vestibül mit den vergoldeten Sonnenblumen; die rosenfarbene Marmortreppe hinunter. Und Marco Lippi begleitete Richard Hille auf den gelben Kieswegen zwischen den blühenden Hortensienbüschen bis zu der bronzenen Gitterpforte, die er selbst für seinen scheidenden Besuch öffnete: „Auf Wiedersehen morgen! . . . Mein alter Sor Riccardo in Paris! Ich freue mich wirklich von Herzen."

„Danke, danke."

Richard Hille stand und blickte noch einmal zurück zu dem blauumrankten, im Sonnenglanz leuchtenden Hause; blickte noch einmal in das Gesicht des Félicien Rops der Skulptur: in dieses einst so geliebte Gesicht, darauf das ‚Leben in Schönheit' seine unverlöschlichen Zeichen gedrückt hatte, einem Kainsmale gleich. Und Richard Hille fühlte in seiner Seele die blutigen Tränen rinnen und rinnen.

Als der Greis — ein solcher war der alte Mann in dieser einen Stunde geworden — dem Herrn des leuchtenden Hauses so still ins Gesicht sah, kam in dessen Miene

plötzlich ein Ausdruck, in dessen Augen plötzlich ein Blick, der an den Marco früherer Zeiten erinnerte: an jenen Marco, der einstmals — lang, lang war es her! — ‚Richards Junge‘ gewesen.

Seine Lippen zuckten schmerzlich, seine Hand, welche die des alten Mannes gefaßt hielt, zitterte. Er wollte reden, schien nach Worten zu ringen.

Es war nur ein Augenblick . . . Der Augenblick ging vorüber, ohne daß Marco Lippi gesprochen hätte.

Also sprach Richard Hille: „Was Du an mir vielleicht nicht ganz recht tatest, das vergebe ich Dir; das vergab ich Dir längst; das brauchte ich Dir nicht erst zu vergeben. Aber Du freveltest an dem heiligen Geist der Kunst. Das kann und will ich Dir nicht vergeben; das trennt mich von Dir; das allein konnte mich von Dir trennen. Und — so scheiden sich hier unsere Wege!“

— — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage wollte Richard Hille das Museum des Louvre besichtigen. Er fühlte sich jedoch zu müde, zu alt, und packte daher seine Sachen, um Paris mit dem nächsten Zuge wieder zu verlassen.

In dem Moment seiner Abreise erhielt er einen Expreßbrief aus Passy. In dem Kuvert steckte jedoch nur ein Blatt Papier. Darauf war ein kleines Kreuz gezeichnet, mit einem Namen und drei lateinischen Buchstaben darunter:

†

Richards Junge.

R. I. P.

———————

Epilog

Dichten — heißt Gerichtstag halten
Über sein eignes Ich . . .

Richard Hille war kein Dichter; aber Gerichtstag hielt er trotzdem. Nicht über fremde menschliche Schwäche, fremde menschliche Schuld, sondern über eigene Schwäche und Schuld.

Er arbeitete nicht mehr; denn er war ein gebrochener Mensch. Als er von Paris zurückkehrte, ohne die hohe Frau von Melos gesehen zu haben, kam Tante Dora von Spoleto sofort nach Rom: Aristide Minardi ging es ‚besser‘, und sie konnte bei dem Manne bleiben, dem es schlechter ging als jenem unheilbaren Kranken.

Als sie den Heimgekehrten wiedersah, blickte sie ihn lange schweigend an. Plötzlich sagte sie, als ob sie allein wäre und zu sich selbst spräche: „Der Mann wird nicht wieder. Wer einen Menschen zu sehr geliebt hat, dem kann kein anderer Mensch helfen. Mit Richard Hille ist es vorbei.“

Dieser stand daneben, hörte seine alte Freundin es sagen und blieb stumm.

Er dachte: ‚Also so steht es mit Dir? Dann mußt Du Dich vorbereiten.‘

Und er begann, Gerichtstag zu halten über sein eigenes Ich:

Schuldig der Untreue gegen sich selbst; denn: anstatt die Menschheit zu lieben, hatte er einen Menschen geliebt — ‚zu sehr‘ geliebt.

Schuldig des Wahns: diesem einen Menschen alles sein zu können.

Schuldig des Irrtums: eine Seele, die eine Seele der Tiefe war, auf einen Alpengipfel führen zu wollen, von dem sie herabstürzen mußte.

Schuldig der Missetat: Marco Lippi den Fluten eines Stromes zu entreißen, um ihn in der Schlammflut des Lebens untersinken zu lassen.

Schuldig der Todsünde: eine Verantwortung auf sich genommen zu haben, ohne sie tragen zu können.

Schuldig des Sakrilegs: die Schönheit, die göttlichen Ursprungs ist, nicht in jenem gesucht zu haben, darin sich die Schönheit am herrlichsten offenbart: nicht in der Seele des Menschen.

— — — — — — — — — — — —

Eines Hochsommertags erfaßte Richard Hille die Sehnsucht nach Bergeshöhen. Er fuhr nach Spoleto, wohin ihm Tante Dora bereits am nächsten Tage folgen sollte. Seit kurzem fühlte sich der alte Gelehrte so sonderbar, was er der Freundin sorgsam verschwieg. Er vernahm Stimmen, schaute Gesichter, und die ganze Welt erschien ihm so — außer der Welt.

Er erreichte die altertümliche Hauptstadt Umbriens und schnallte sich sein weniges Gepäck auf den Rücken wie ein Student, der über die Bremer Heide wandern will. Er schlich durch die sommertoten Straßen, darin das große Schweigen des Mittags wohnte, kam zu der Felsschlucht, in deren Tiefe der Bergstrom rauschte, überschritt die graue Römerbrücke und trat ein in den Eichwald des Monte Luco —

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines . . .

Iphigenie! Goethes Iphigenie!

Und plötzlich war es dem einsamen Wanderer, als tauchte in dem Urwalddämmer die lichte Gestalt von Dianens junger Priesterin leuchtend auf. Hoch und hehr wandelte Agamemnons Tochter über den smaragdgrünen

Moosboden, darauf die Sonnenstrahlen gleich glühenden Lacerten spielten.

Ihm entgegen schritt die Jungfrau aus Tantalus' Geschlecht, mit leisem feierlichem Tonfall ihn fragend: „Was suchst Du bei mir?"

Richard Hille erwiderte Iphigenien: „Du befreitest Deinen Bruder vom Wahnsinn. Könntest Du nicht mit mir gehen und Aristide Minardi heilen, wie Du Orestes geheilt hast? Komm mit mir! Ich bin nämlich schuld daran, weißt Du! Denn ohne mich wäre das giftige Gewürm nicht in sein Herz gekrochen. Nimm es ihm heraus und schüttle es in mein Haupt!"

Aber schweigend schritt Iphigenie an Richard Hille vorüber, durch die Schatten des Hains einen Lichtstreifen ziehend.

Da wußte der Bergsteiger Bescheid . . . Er ging weiter. Mit ihm empor stiegen seine Gedanken: ‚Je tiefer der Mensch in die sternenlose Nacht des Grams versinkt, umso leuchtender muß sein Geist sich daraus emporschwingen: mit einer Menschenliebe, die alles erduldet, alles verzeiht. Nur dann steht er h o c h ü b e r a l l e m.'

Höher steigend trug er auch seine Seele gipfelan: ‚Als Jesus auf dem kleinen Hügel von Golgatha für die Menschheit starb und sterbend seinen Feinden vergab, bedurfte der Auferstandene der Himmelfahrt nicht mehr, um zu höchst über allem zu stehen: als Heiland, Erlöser, Christus.'

Was war's nur heute mit ihm? Die Schönheit der Welt wollte er schauen, und — er sah sie nicht mehr; die Herrlichkeit der Schöpfung wollte er empfinden und — empfand sie nicht mehr.

Die alte Sibylle behielt recht mit ihrem prophetischen: ‚der Mann wird nicht wieder.'

Höher und höher!

So hoch stieg Richard Hille hinauf über die Tiefe, als wollte der Sohn des Pastors Jonathan den großen Weltweisen in seiner Felsenhöhle besuchen.

Wand sich dort nicht die Schlange Zarathustras um den schwarzen Eichstamm, glänzend wie glühendes Gold? . . . Sonnenstrahlen waren es! Vernahm er nicht den Flügelschlag von Zarathustras Adler über seinem Haupte? . . . Wipfelrauschen war's!

Jetzt lag der Wald hinter ihm. Vor ihm, über ihm Gipfel an Gipfel: starres graues Gestein bis zur Sonne hinauf, bis in den Himmel hinein. Auf der letzten Alpenflur, an der Grenze ewiger Öde, stand Aristide Minardis Haus, sein Bergasyl.

Hoch über allem stand es . . .

Der weiße König war auf seinem weißen Roß nicht hinaufgeritten, um dem kranken Künstler Gesellschaft zu leisten. Aber das von dem Knaben in den lebendigen Fels eingehauene machtvolle Gottesantlitz blickte herab auf den Mann, der mit stillem Lächeln vor seinem Hause saß und, wie er als Kind getan, in seinem Geist aus Wolken Gestalten schuf: schöne und schimmernde, schwarze und schreckliche; von der Sonne umleuchtet, von den Stürmen umtost, von den Flammen des Himmels umlodert.

Aristide Minardi erkannte den alten Bergsteiger nicht, der aus der Tiefe zu ihm heraufgewallfahrtet kam. Aber er lächelte ihn freundlich an. Immer sanft, immer heiter war Aristide Minardi. Er war es jedoch nur, wenn sie bei ihm war: Lella, Paoluccias Töchterlein, Tante Doras heißgeliebtes Kind, eine Gestalt von himmlischer Güte, von der ihre Mutter sagte: „Also geschah es doch, wie ich wußte, daß es geschehen mußte: sie ist einem Manne gefolgt und läßt nicht von ihm."

Einen ganzen Tag verweilte Richard Hille bei dem lächelnden Künstler. Dann packte ihn Grausen, trieb Grausen ihn wieder hinab.

Auf dem Wege den Berg hinunter sah er Tante Dora heraufsteigen . . . Da wich er ab von dem Pfade, um sich vor seiner treusten Freundin zu verbergen.

Und erst jetzt war es mit Richard Hille vorbei.

— — — — — — — — — — — — —

In der Nacht nach seiner Rückkehr von dem Alpengipfel saß er in seiner öden Wohnung. Da er jetzt beständig schlaflos war, so blieb er gewöhnlich bis zum Morgengrauen auf und versuchte zu lesen — Goethe.

Das tat er auch diese letzte Nacht. Er las:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt ...

Sagte das Goethe? ... Richard Hille verstand Goethe nicht mehr!

Plötzlich hörte er sich laut anrufen: „Sor Riccardo!"

Marcos Stimme, die Stimme seines Jungen, mit dem Wohllaut früherer Zeiten, mit dem Klange unsterblicher Jugend.

Aber war's nicht wie Hilferuf?

Marco rief seinen alten Sor Riccardo zu Hilfe!

„Ich komme!"

Richard Hille sprang auf, lief ins Nebenzimmer, wo Marco geschlafen hatte und wo alles unverändert geblieben war... Der, von dem er sich so flehentlich anrufen hörte, war nicht da!

„Sor Riccardo! So komm doch! So hilf mir doch! Nur Du kannst mir helfen!"

„Ich komme, mein Junge! Wo bist Du?"

„Im Strom! Im Schlamm! Ich versinke, ertrinke!"

Richard Hille lief aus seiner Wohnung, lief zum Hause hinaus, lief durch das nächtliche Rom, beständig Marcos Stimme hörend, die nach Hilfe rief: flehend, beschwörend, in Todesangst. Und immer wieder sein Name: „Sor Riccardo! Lieber Sor Riccardo! Komm doch! Hilf mir doch! Rette mich doch! Nur Du kannst es! Denn nur Du hast mich geliebt! Geliebt hast Du mich mit jener Liebe, die auch am Kreuze nicht stirbt!"

Und wieder und wieder antwortete der Gerufene mit lauter Stimme: „Ich komme! ... Ich komme! ... Ich komme!"

Richard Hille lief zum Tiber, lief den Fluß entlang bis Ponte quattro capi.

Hier mußte sich Marco heute nacht mit gefesselten Händen in den Strom gestürzt haben; denn hier stürzte er sich damals hinein.

Richard Hille durfte sich ihm nicht nachstürzen, durfte ihn nicht retten: ihn retten — hieß ihn verderben!

Aber Marcos Stimme flehte so innig, so herzzerreißend, daß Richard Hille nicht anders konnte und —

So stürzte er sich denn mit gefesselter Seele hinab in den Fluß.

— — — — — — — — — — — — —

Über dem Monte Cavo ging die Sonne auf, als Tante Dora die große Liebe ihres Lebens zu Grabe geleitete: auf dem feierlichsten Friedhofe der Welt, an der alten Stadtmauer, bei der Pyramide des Cestius, unter den Zypressen, am Rande der Campagna. —

Nach des Gestorbenen Wunsch war es ein ganz schlichtes, ein fast ärmliches Begräbnis; aber es war reich an Trauer, an Liebe reich.

Plötzlich ertönte aus den Tiefen des Hains, welcher die Gräber der in Rom gestorbenen Kinder aller Nationen beschattet, gedämpfter Gesang.

Ein Männerchor sang:

„Sei getreu bis in den Tod."

Deutsche waren es! Die deutschen Künstler aus der Villa Strohl-Fern, mit denen Richard Hille eines schönen Sommerabends fröhlich gewesen war und die den alten Herrn, der eigentlich ein komischer Kauz gewesen, nicht vergessen hatten.

„Sei getreu bis in den Tod" . . . Durch sein Leben sowohl wie durch sein Sterben hatte sich Richard Hille diesen Grabgesang, diesen Nachruf verdient.

Gerade als der schmale schwarze Sarg hinabgelassen ward, fielen die ersten Sonnenstrahlen in Richard Hilles

dunkle Gruft: glühende Rosen, von dem Himmel Roms ihm nachgestreut in die Ewigkeit.

Hoch über der offenen Gruft, hoch über menschlichem Irrtum und menschlichem Leid — ‚hoch über allem‘ sang eine Lerche ihr Morgenlied.

Eine Lerche von Tusculum . . .

Ganz nahe der Stelle, wo der alte Tor ausruht von dem großen Wahn seines Lebens, der seines Lebens schwerste Schuld und zugleich schwerste Sühne gewesen, erhebt sich ein überwachsenes Grab. Auf dem erzenen, einen antiken Altar darstellenden Monument steht als stolzeste Grabschrift eines in römischer Fremde gestorbenen Sohnes in tiefgegrabenen Lettern geschrieben:

Goethe Filius.

* * *

Auch Richard Hille erhielt ein Grabdenkmal: Marco Lippis erstes und einziges Kunstwerk, dem Verstorbenen von treuer Schwesterliebe gesetzt.

Mit verhülltem Antlitz, von Schleiern umwoben, eine lichte Mädchengestalt, so jungfräulich, so unberührbar in ihrem leichten losen Faltenwurf, daß kein Erdenhauch, kein Staub der Tiefe sie umwehen konnte.

So wacht denn an der letzten Ruhestätte des müden Schönheitsuchers der holde Genius der Sehnsucht, der des Menschen Unsterbliches emporträgt zur Sonne hinauf, in die offenen Himmel hinein.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort.
Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder
Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—
—,— Barfüßele. Erzählung. 38. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—,— Das Landhaus am Rhein. Roman.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—,— Drei einzige Töchter. Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. In Leinenband M. 3.—
—,— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—,— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80
—,— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—
—,— Neue Märchen. 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—
—,— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Ledbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die Geschwister.
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kalische. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—,— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Bozena. Erzählung.
7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno).
Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Grete Minde. 6. Auflage Geh. M. 2.50 Lnbd. M. 3.50
—,— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände.
6. Auflage Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—,— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung.
2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände.
3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—,— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Joggeli. Geschichte einer Jugend. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der König der Bernina. Roman. 34.—40. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Laubgewind. Roman. 13.—18. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— An heiligen Wassern. Roman. 31.—36. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der Wetterwart. Roman. 27.—32. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman.
Mit Porträt. 21.—25. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Adjutant. Roman. 2.—6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman.
7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Das Lebenslied. Roman. 17.—21. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die vom Niederrhein. Roman. 15.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen.
5.—7. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 36.—40. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Das goldene Zeitalter. Roman. 2.—6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40

—,— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—,— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—,— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—,— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Kinder der Welt. Roman. 23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80

—,— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

—,— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Menschen und Schicksale. Charakterbilder. 1.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—,— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände. 12. u. 13. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—

—,— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—,— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20

—,— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—,— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—,— Der Sohn seines Vaters u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte. 2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—,— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—,— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—,— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50

—,— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20

Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50

—,— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—

Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40

Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—,— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 54.—58. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—,— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—,— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50
—,— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—
—,— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage. Mit 16 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—,— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten.
2. Tausend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände — Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen.
Gesamtausgabe. 6. Aufl. (31.—35. Tausend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Phantasiestücke. Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 2. Tausend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 8. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Stille Wasser. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ...
Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der du von dem Himmel bist. Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Herzblut. Roman. 1.—5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman.
42.—46. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Frau Sorge. Roman. 101.—107. Auflage.
Mit Jugendbildnis — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. 100. (Jubil.-)Aufl.
Mit Porträt. Buchschmuck von J. V. Cissarz
Geh. M. 5.—, Lnbd. M 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Jolanthes Hochzeit. Erzählung.
28.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—,— Der Katzensteg. Roman. 71.—75. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Der Katzensteg. Roman. Jubil.-Auflage. Mit Porträt Pergamentband M. 5.80
—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten.
33. u. 34. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Richards Junge (Der Schönheitssucher).
Roman. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Dämonen u. a. Geschichten. 3. u. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Familie Roland. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fesseln. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Franz. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Irma. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Meister Amor. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Villa Maria. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung.
Baltische Skizzen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Du bist mein. Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Erdkinder. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Thoms friert. Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google